

Botschafter

des

Heils in Christo.

„Der Herr ist nahe.“ (Phil. 4, 5.)

Zweiundsechzigster Jahrgang.



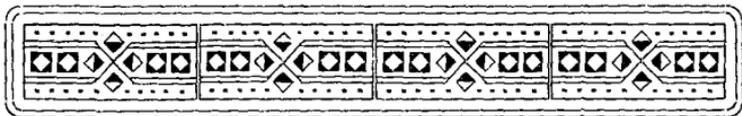
Elberfeld.

Verlag von R. Brockhaus.

1914

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Betrachtungen über das Buch Nehemia	
1. 29. 57. 85. 113. 141. 169	
„Jeder, der diese Hoffnung zu Ihm hat, reinigt sich selbst, gleichwie Er rein ist.“	12
Gedanken	14. 168. 196. 335
Aus einer Besprechung über die Feste Jehovas	15. 77
Die Morgen der Schrift	24
Bald (Gedicht)	28
Beherrigenswerte Winke	44
Abraham in 1. Mose 18 und 19	70
Hingebung	99
Es gibt ein Land (Gedicht)	112
„Es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten.“	127
Endlos	136
Kraft und Führung	152
Nicht unter Gesetz, sondern unter Gnade	162. 183. 207
Bitte (Gedicht)	182
Gottes liebende Sorge um die Seinigen	190
„Sehet zu, wie ihr höret.“	194
Betrachtungen über das Buch Esther 197. 235. 253. 281. 309	
Ruben und Simeon	214
„Mache dir zwei Trompeten von Silber.“	225
Levi und Juda	241
Dan und Naphtali	260
Wo sollen wir unser Licht leuchten lassen?	274
„Der Herr ist nahe.“	277
Gad und Aser	289
Warum?	302
Sicher in Jesu Hand (Gedicht)	308
Issaschar und Sebulon	323
Einsam und elend	331
Zur Jahreswende (Gedicht)	336



Betrachtungen über das Buch Nehemia.*)

Einleitung.

Das Buch Nehemias, des Sohnes Hakaijas, schließt sich nicht unmittelbar an das Buch Esras an. Es beginnt mit dem zwanzigsten Jahre Artasastas (Artaxerxes I., Langhand), das heißt dreizehn Jahre nach der Ankunft Esras in Jerusalem (vergl. Esra 7, 7), in deren Folge die in den Kapiteln 7–10 seines Buches erzählten Ereignisse sich abspielten. Während dieser dreizehn Jahre waren „die Entronnenen“ „in großes Unglück und in Schmach“ geraten. (Kap. 1, 2. 3.) Allerdings war der Tempel wieder aufgebaut worden; aber da die Stadt noch nicht befestigt war, standen jene armen Entronnenen beständig in Gefahr, den Angriffen ihrer Feinde zu unterliegen, und dem Hause Gottes, dem Gegenstand ihrer Fürsorge, drohte eine neue Plünderung.

Der Bericht Nehemias umfaßt einen Zeitraum von ungefähr zwölf Jahren. Sein Gegenstand ist ein anderer als der des Esra, und der Bericht hat infolge dessen auch eine andere Tragweite. In jenem sahen wir, wie der Altar an seiner Stätte errichtet, die Grundlagen des Tempels gelegt und das Haus selbst gebaut wurde, und wie dann auf diese ganze Arbeit die Reinigung

*) Aus dem Französischen von H. N.

des Volkes hinsichtlich seiner unheiligen Verbindungen folgte. Der Gegenstand des Buches Esra ist also der Gottesdienst des Volkes Gottes nebst dem sittlichen Zustand, der diesen begleiten soll. Das Buch Nehemia dagegen unterrichtet uns über den Wiederaufbau der Mauern, Tore und Häuser Jerusalems. Stellt also Esra die Wiederherstellung Judas und Benjamin vom religiösen Gesichtspunkt aus dar, so spricht Nehemia von einem bürgerlichen Gesichtspunkt aus; welche Bedeutung diese Wiederherstellung für uns hat, werden wir im Laufe unserer Betrachtungen sehen.

Im Buche Esra war ein Statthalter aus königlichem Geschlecht (Serubbabel) und ein Hoherpriester (Jeschua) an die Spitze des Volkes gestellt, um es zu leiten; Propheten waren da, um es aufzuwecken, und ein Schriftgelehrter aus priesterlichem Geschlecht (Esra), um es zum Gesetz Moses zurückzurufen und es zu reinigen. Von alledem hören wir jetzt nichts. Wohl besitzt dieser Schriftgelehrte von seiten des Königs Obergewalt über die bürgerliche Macht, aber nur vermöge des Vertrauens, das sein Charakter einflößt (Kap. 7, 25); und wenn er auch das Recht hat, diese Gewalt auszuüben, so sucht er sie doch nicht. Seine ganze Aufmerksamkeit, sein ganzer Eifer sind auf den geistlichen Zustand des Volkes gerichtet, dessen Mittelpunkt das Haus Gottes geworden ist.

Nehemia ist weder ein Mann von Rang noch von Ansehen; auch er wird, wie wir soeben von Esra gesagt haben, nur infolge des Vertrauens, das er dem König Artastasta einflößt, dessen Mundschenk er ist, in seine Obliegenheiten eingeführt. Nur auf Grund dieses Ver-

trauens, wengleich unter der „guten Hand Gottes“, der alles, selbst die Gefinnungen der Menschen, leitet, gibt der König ihm seinen Auftrag und verleiht ihm den Titel Tirſatha, d. h. Statthalter.

Der Charakter des Volkes war, wie wir im Buche Ezra gesehen haben, zunächst der eines Überrestes nach Gottes Gedanken. Dann, nach einer Zeit der Entmutigung, kam sein Aufwachen und schließlich seine sittliche Wiederherstellung vermittelt der Schriften. Nehemia zeigt uns ein anderes Bild. Der Zustand des Volkes ist in jeder Hinsicht, innerlich wie äußerlich, viel niedriger geworden; auch scheint angeſichts dieses Jammers der Widerstand des Feindes unüberwindlich geworden zu sein, um so mehr da seine Kräfte sich vervielfältigt haben. Einem solchen Zustande konnte nur die Gnade Gottes abhelfen, und die Werkzeuge, die Er benutzte, mußten mit Geduld, Ausdauer und Energie ausgerüstet sein. Gerade das aber sind die Charakterzüge, die von Nehemia an den Tag gelegt werden.

Gehen wir nunmehr zur Betrachtung unseres Buches über.

Kapitel 1.

Die Sendung Nehemias.

Nehemia befand sich in Susan am Hofe desselben persischen Königs, der auch Ezra begünstigt hatte, als er von Babel nach Jerusalem hinaufzog. Von einem seiner Brüder und einigen Männern, die mit diesem von Juda gekommen waren, empfieng er Nachrichten über die „Entronnenen“, die in der Landschaft jenseit des

Stromes (d. h. im Lande Israel) wohnten, mit Einzelheiten über den jammervollen Zustand der heiligen Stadt. Was er über das Elend und die Schmach des Volkes, über die Trümmer der Stadt mit ihren zerstörten Mauern hörte, erfüllte ihn mit tiefer Betrübniß. Der schwache Überrest im Lande stand nach seiner Wiederherstellung fortwährend in Gefahr, eine Beute seiner Feinde zu werden. Diese hatten sich verschworen, ihn zu vertilgen. Durch seine eigene Schuld war bis dahin noch nichts Dauerhaftes erbaut worden. Die Männer von Juda hatten in den vielen verflossenen Jahren nichts Kennenswerthes getan. Ihre Energie war für einen Augenblick aufgeflammt, um sich vom Bösen zu reinigen, aber jetzt, wo es galt, sich davor zu schützen, mangelte sie. Ezra hatte es ahnend ausgesprochen, daß die Wiederaufrichtung der Mauern Jerusalems die notwendige Folge der Erbauung des Tempels sein würde, vorausgesetzt daß das Volk auch weiterhin in dem Geiste der Erweckung wandeln würde (Ezra 9, 9); aber das war nicht der Fall gewesen. Lange Jahre waren dahingegangen ohne irgend ein Ereigniß, das von Tätigkeit oder erwachender Kraft Kunde gegeben hätte. Nichts als Not und Schmach in immer wachsender Ausdehnung!

Als Nehemia das hörte, demütigte er sich tief, gleich Ezra und allen Männern Gottes in Tagen des Verfalls: „Ich setzte mich hin und weinte und trug Leid Tage lang; und ich fastete und betete vor dem Gott des Himmels“ (Neh. 1); jedoch nicht wie Ezra (Kap. 9) wegen einer tatsächlichen Sünde, sondern wegen des Jammers, in welchen das Volk durch seinen

Mangel an Ausdauer und Gottvertrauen geraten war. Nehemia beginnt damit, daß er Gottes Treue gegen die, die Ihm gehorchen, anerkennt; dann bekennt er die Sünden Israels gegen Gott, ohne irgendwie seine eigenen Sünden und diejenigen des Hauses seines Vaters und ihren gemeinsamen Ungehorsam gegen Gottes Wort auszuschließen. (B. 5—7.) Doch wenn Gott Drohungen ausgesprochen und zur Erfüllung gebracht hatte nach dem, was Er durch Mose gesagt (5. Mose 28, 64), so hatte Er auch, für den Fall daß Sein Volk zum Gehorsam zurückkehren würde, Verheißungen gegeben: Er wolle es wieder sammeln und in den Besitz des Landes einführen. (5. Mose 30, 1—6.)

Dann vertritt Nehemia die Sache des Volkes: sie waren jetzt Knechte Jehovas. Würde dieser sie verleugnen? Unmöglich. Auch er, Nehemia, war ein Knecht Jehovas. Wie sollte Gott nicht auf ihn hören? Nehemia macht das Volk im Dienst mit sich eins, indem er das Bewußtsein hat, daß es ihm obliegt, das Werk fortzusetzen; er hat den brennenden Wunsch dazu, da er sich in Gemeinschaft mit Gottes Willen weiß, in dem Augenblick wo Er diese Entronnenen Seines Volkes wiederhergestellt hat. Doch zugleich (und das findet man inmitten des Verfalls des Volkes bei allen Glaubensmännern, bei Serubbabel, Esra, Daniel und anderen) sucht Nehemia nicht sich dem Joche der Nationen zu entziehen, denn das würde heißen, der Untreue des Volkes vor Gott nicht Rechnung zu tragen. Er bittet Jehova nur, „ihm Barmherzigkeit vor diesem Manne zu gewähren“. (B. 11.) So nennt er den König, wenn er zu Gott redet; denn fürwahr,

was ist Artasasta anders für den höchsten Herrscher, der das Herz der Hohen und Mächtigen in einer Weise bildet, daß sie Seine Absichten ausführen müssen? Wenn er vor dem König steht, ändert Nehemia seine Sprache und ehrt ihn, wie es sich geziemt (Kap. 2, 3); vor Gott aber gibt er diesem allein Ehre und Macht.

Kapitel 2—7.

Der bürgerliche Zustand des Volkes.

Kapitel 2.

Nehemia reist nach Jerusalem und besichtigt die Stätten.

Im Monat Nisan (das war der erste Monat, derselbe wie der Monat Abib, in welchem das Passah gefeiert wurde; er bildete mit dem neunten Monat, Kislew, einen Teil des zwanzigsten Jahres der Regierung Artasastas) reichte Nehemia in seiner Stellung als Mundschenk dem König Wein. Sein Gebet (Kap. 1, 11) wurde erhört, nachdem er Tage lang, das heißt ungefähr vier Monate lang, Leid getragen hatte. Das Fasten und die Traurigkeit hatten auf seinem Antlitz ihre Spuren zurückgelassen; doch man durfte vor dem König nicht mit einem traurigen Gesicht erscheinen. (Dan. 1, 10.) Gott aber benutzte sogar diese Tatsache, um dem König Worte in den Mund zu legen, die zur Bitte Nehemias Anlaß geben mußten. Solche Wunder als Antwort auf unsere Gebete bilden einen Teil der täglichen Umstände unseres christlichen Lebens, und zwar so oft, daß wir kaum darauf achten.

Wenn wir die Dinge genau betrachten, so ist in den Wegen Gottes mit uns alles ein Wunder. Er wendet Gefahren ab, verschafft uns gewisse Begegnungen, verhindert andere, gibt uns Gelegenheiten, versperrt gewisse Wege; mit einem Wort, Seine Hand ist überall am Werk, um Seine Gnadenwege mit dem Treuen oder mittelst desselben auszuführen. So war es auch mit Nehemia: „Es ist nichts anderes als Traurigkeit des Herzens“, sagt der König zu ihm. Nehemia bringt zitternd, indem er vielleicht noch nicht die gewünschte Erhörung erkennt, seine Bitte vor, jedoch nicht ohne aufs neue innerlich zu dem Gott des Himmels*) zu beten, damit seine Worte mit Gottes Gedanken übereinstimmen mögen. Dann kommt er sofort auf die Trümmer der Stadt und ihrer Tore: „Warum sollte mein Angesicht nicht traurig sein, da die Stadt, die Begräbnisstätte meiner Väter, wüst liegt, und ihre Tore vom Feuer verzehrt sind?“ (B. 3.) Weiter bittet er nach Juda gehen zu dürfen, um Jerusalem wieder aufzubauen. „Wann wirst du zurückkehren?“ fragt der König. Nehemia „bestimmt ihm eine Zeit“, wahrscheinlich zwölf Jahre. (Siehe Kap. 2, 1 und 13, 6.)

Beachten wir hier einen wichtigen Unterschied zwischen Esra und Nehemia, der jedoch auf den zwei-

*) „Gott des Himmels“ ist der beständig in Esra und Nehemia vorkommende Name Gottes, als Desjenigen, der die Herrschaft den Nationen gegeben hat. Er wird nicht mehr der Gott der Erde genannt, denn da Er als solcher das Land Seinem Volke gegeben hatte, und dieses letztere wegen seiner Untreue Lo-Ammi (Nicht=mein=Volk) heißt, hatte Gott diesen Titel aufgegeben und wird ihn erst später wieder annehmen. (Siehe Esra; Dan. 2, 18. 19. 28. 37. 44.)

ten dieser Gottesmänner keinen Tadel wirft. Bei Esra ist der Glaube allein in Thätigkeit: er schämt sich, von dem König eine Heeresmacht und Reiter zu fordern, um ihm gegen den Feind auf dem Wege beizustehen. (Esra 8, 22.) Nehemia dagegen läßt sich dem Beistand der Landpfleger jenseit des Stromes empfehlen und widersezt sich keineswegs dem seitens des Königs angeordneten Geleit von Heerobersten und Reitern. (Kap. 2, 7. 9.) Er erkennt die Unterstützung der beschirmenden Macht an, deren Diener er ist; nicht daß es ihm an Glauben gemangelt hätte, aber in den Zeiten des Unglücks offenbart sich dieser Glaube nicht immer mit der gleichen Einfalt. Nach der Fertigstellung des Tempels handelte es sich für Esra nur darum, Gaben zum Hause Jehovas zu bringen. Je wichtiger der ihm anvertraute Schatz war, desto mehr war es nötig, der Welt zu zeigen, daß der Glaube sich auf Gott verließ betreffs der Gut dessen, was Ihm gehörte. Nichts dergleichen fand bei Nehemia statt. Hier handelte es sich weder um Gaben, noch um Schätze, noch auch darum, einige seiner Verantwortlichkeit anvertraute treue Leute zu beschirmen. Nehemia war allein; die Vollziehung seines Auftrags sollte erst bei seiner Ankunft in Jerusalem beginnen. Bis dahin hatte er seine Abhängigkeit von der heidnischen Macht anzuerkennen und sich darein zu fügen. Erst dann mußte sich Seine Liebe zu dem Werke des Herrn und seine Ausdauer zeigen in der Überwindung all der Schwierigkeiten, welche aus der außerordentlichen Schwachheit des Volkes und aus der Kraft seiner Feinde hervorgingen. Von diesem Augenblick an und im weiteren Verlauf

der Erzählung werden wir sehen, wie diese Eigenschaften sich bei ihm offenbaren.

In der Provinz Judäa angelangt, kommt Nehemia sofort in Berührung mit den dem Volke Gottes feindlichen Anführern, Sanballat und Tobija. Die Namen der Feinde hatten sich verändert (vergl. Esra 5, 6), die Feindschaft war geblieben. So bleibt auch heute die Welt, wenn auch unter anderen Namen, immer die Welt, die vor beinahe zweitausend Jahren Christum gekreuzigt hat. Diese Feinde „verdroß es gar sehr, daß ein Mensch gekommen war, um das Wohl der Kinder Israels zu suchen“. (B. 10.)

In Jerusalem, dem Ziele seiner Reise, angekommen, lag Nehemia zunächst daran, sich persönlich von der Ausdehnung des Übels zu überzeugen. Er war mit den Heerobersten und Reitern des Königs von Persien nach Judäa gereist; sobald es sich aber um das Werk handelt, hat er „nur das Tier bei sich, auf welchem er ritt“, das heißt seine eigenen Hilfsmittel, und ist in nichts von denen abhängig, welche die Welt ihm hätte darbieten können. Hier zeigt sich sein Glaube. Jerusalem war dem Feinde gegenüber völlig schutzlos, und die Verwüstung war so groß, daß stellenweise nicht einmal Raum zum Durchkommen war für das Reittier Nehemias. (B. 13 u. 14.) Das also war der Schauplatz, auf welchem der Glaube berufen war sich zu offenbaren. Wenn Gott uns ein Werk anvertraut, so haben wir nur mit Ihm Rat zu pflegen, und wir hängen, wie Nehemia, nicht von der Welt ab, noch selbst von „den Priestern und den Edlen und den Vorstehern“ (B. 16); ein sehr wichtiger Grundsatz für alle, die der Herr aussendet.

Erst nachdem Nehemia, allein unter dem Auge Gottes, von dem Übel im Einzelnen Kenntniß genommen hat, kann er, von seiner Sendung überzeugt, das Volk zur Thätigkeit ermuntern, um der Verwüstung abzuhelpfen.

In den Versen 17 und 18 stellt er ihnen drei Beweggründe vor, um sie aufzufordern, zu kommen und die Mauer Jerusalems wieder aufzubauen. Der erste ist jene große Verwüstung und das tiefe Unglück, in welchem sie und die Stadt sich befanden. Der zweite: die Gnade Gottes, die ihn ermutigt hatte — „die Hand meines Gottes ist gütig über mir gewesen“. Der dritte: die Worte des Königs und seine Hilfsmittel, die selbst von Gott angeordnet waren, wie er in V. 8 sagt: „Der König gab es mir, weil die gute Hand meines Gottes über mir war“. Man sieht aus diesen Worten, daß Nehemia zu derselben geistlichen Familie gehörte wie Esra. Er rechnete auf Gott, und Gott rechtfertigte in Gnaden sein Vertrauen völlig. (Siehe Esra 7, 6. 9. 28; 8, 22. 31.) Nehemia konnte, wie später der Herr, „zeugen von dem, was er gesehen hatte“. (Joh. 3, 11.) Doch anstatt, wie der Heiland, Leute anzutreffen, die Sein Zeugniß nicht annahmen, fand er zu seiner Ermunterung Herzen, die von ihrem Bedürfnis und dem Gefühl ihrer Erniedrigung getrieben wurden, und er hatte die Freude, aus ihrem Munde die Worte zu hören: „Wir wollen uns aufmachen und bauen“. Und dann „stärkten sie ihre Hände zum Guten“. So war alles von Gott vorbereitet: das Werkzeug und Herzen, um dessen Ermunterungen und Ermahnungen anzunehmen.

Die Feinde, Sanballat, Tobija und Geschem, spotteten über den kleinen, unbedeutenden Überrest und verachteten

ihn. Wie hätten sie, die Gott nicht kannten, auch denken können, daß furchtsame und kraftlose Wesen ein Werk verrichten würden, das der menschliche Geist für unmöglich hielt? Doch damit begnügen sie sich nicht; sie suchen auch die, die nunmehr entschlossen sind, sich mit Entschiedenheit ans Werk zu begeben, in Furcht zu setzen. „Wollt ihr euch wider den König empören?“ rufen sie. Aber nichts bewegt Nehemia. Er antwortet: „Der Gott des Himmels, Er wird es uns gelingen lassen; und wir, Seine Knechte, wollen uns aufmachen und bauen. Ihr aber habt weder Teil, noch Recht, noch Gedächtnis in Jerusalem.“ Das ist derselbe Grundsatz, der das Volk in Esra 4, 3 kennzeichnete. In der Tat, mag es sich darum handeln, den Tempel zu bauen oder die Mauern der Stadt wieder aufzurichten, dieser Grundsatz ändert sich nicht. Das Volk Gottes kann sich in keiner Weise mit der Welt verbinden, um das Werk Gottes zu tun, unter welcher Form sie sich auch darstellen möge.

Einer der vorherrschenden Charakterzüge des Buches Nehemia besteht darin, daß die Absonderung von allem Nichtjüdischen sorgfältig bestätigt und aufrecht gehalten wird, trotz der erschlafften Grundsätze einiger Männer. Die Worte: „Ihr habt weder Teil, noch Recht, noch Gedächtnis in Jerusalem“, wurden durch das darauf folgende Verhalten des Volkes bekräftigt, und wenn es seinen Anführern in dieser Beziehung an Gewissen mangelte, so werden sie vor allen getadelt und beschämt. (Siehe Kap. 9, 2; 10, 30; 13, 1. 3. 28. 30.)

(Fortsetzung folgt.)

„Jeder, der diese Hoffnung zu Ihm hat, reinigt sich selbst, gleichwie Er rein ist.“

(1. Joh. 3, 3.)

Übt die Hoffnung, den Herrn zu sehen und Ihm gleich zu sein, wenn Er kommt, einen wirklichen Einfluß auf das Leben eines Gläubigen aus, so daß er „sich selbst reinigt, gleichwie Er rein ist“, so wird ihm oft gesagt, er gehe zu weit. Die so urteilen, sind meist nicht ganz Ungläubige; es sind vielmehr solche, die sich zum Glauben bekennen, oder auch irdisch gesinnte Christen, die „wohl angesehen sein wollen im Fleische“. Diesen ist alles zuwider, was einen Menschen in Gegensatz stellt zu seinen Mitmenschen, auch dann wenn es ihn Christo ähnlicher macht. Indem man nicht gewillt ist, selbst so weit zu gehen in der Absonderung vom Bösen, stößt man sich an denen, die es tun.

Der treue, sich selbst reinigende Christ ist von anderen Gedanken beherrscht. Er fragt: „Ist es möglich, zu weit zu gehen? Spricht nicht das Wort Gottes davon, daß der Gläubige sich reinigt, **gleichwie Er rein ist?** Wird ein treuer Christ dem Herrn nur bis zu einem gewissen Punkte folgen und dann Halt machen? Nein“, sagt er, „weit davon entfernt zu denken, ich sei zu weit gegangen, ist es vielmehr mein Kummer, daß ich nicht treuer gewesen bin.“

Es kann nicht klar genug verstanden werden, daß der Christ, der nach Gleichförmigkeit mit Christo trachtet, keineswegs daran denkt, seine Brüder dadurch bloßzustellen. Er wünscht beim Lauf in der Rennbahn mit ihnen Gemeinschaft zu haben; wenn sie aber im Laufe

zurückbleiben, so kann er nicht ihretwegen seine Schritte mäßigen, denn Christus und der Kampfspreis der Berufung Gottes nach oben haben den Vorrang in seinem Herzen. So eilt er vorwärts, und indem er die Verherrlichung seines Herrn sucht, läßt er sich weder durch Vereinsamung auf dem Wege zurückhalten noch durch Mißdeutung seiner Beweggründe seitens anderer.

Wenn das Herz ganz auf Christum gerichtet ist, so gibt man sich nicht mit etwas Halbem, Unvollkommenem zufrieden. Halbherzige Christen beruhigen sich damit, daß hier ja alles unvollkommen und schwach bleibe, und lassen sich nicht bewegen, sich aufzuraffen, um „die Heiligkeit zu vollenden in der Furcht Gottes“. Worte wie: „Seid heilig, denn ich bin heilig“, oder: „Ihr nun sollt vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist“, scheinen nicht für sie geschrieben zu sein. Sie gebrauchen die himmlische Hoffnung dazu, der Lässigkeit Vorschub zu leisten und ihren Mangel an Selbstverleugnung und Trachten nach Seinem Wohlgefallen zu entschuldigen. Die Hoffnung, die doch ein Ansporn sein soll, machen sie zu einem Ruhekitzen!

Ein Herz, das wirklich dem Herrn gehört, ist entschlossen, „der Heiligkeit nachzujagen“, sich selbst zu verleugnen, sich ganz verwenden zu lassen für Ihn und Seine Sache. Es begehrt innig danach, in praktischer Beziehung mehr und mehr Seinem Bilde gleichgestaltet zu werden, zu Ihm hinanzuwachsen durch die Gnade Gottes. Ein solcher Christ ist nicht damit zufrieden, Christo so ungleichförmig zu bleiben, wie er es im Augenblick ist, sondern er strebt vorwärts von Stunde

zu Stunde, von Tag zu Tag. Im Verfolgen seines Zieles benützt er treu die Mittel, die der Herr ihm gegeben hat: Das Gebet und das Wort Gottes. In allem sucht er die Leitung und Erleuchtung des Geistes Gottes. Das Interesse, die Sache des Herrn, den er liebt, sind ihm teuer. Die Vermehrung der verstandesmäßigen Erkenntnis der Wahrheit, so sehr er sie schätzt und anstrebt, bedeutet für ihn doch nur das Eingangstor, durch welches er mit eifriger Freude schreitet, um in der Gegenwart des Herrn zu weilen und neue Herrlichkeiten in Ihm zu entdecken. Das Betrachten des Reinen und Heiligen, verbunden mit dem Bewußtsein: Bald werde ich Ihm gleich sein, denn ich werde Ihn sehen wie Er ist, weckt in dem Herzen mit immer stärkerer Gewalt das Verlangen, Ihm jetzt schon möglichst gleich zu sein, alles hinwegzutun, was Seiner Reinheit nicht entspricht. Und je länger und eifriger diese Betrachtung fortgesetzt wird, desto klarer und schärfer wird der Blick, sowohl für die Heiligkeit des Herrn als auch für den eigenen praktischen Zustand. Und Ihn unverrückt anschauend, wird man verwandelt in dasselbe Bild. Praktische Reinheit, Absonderung von allem Bösen und eine geheiligte, himmlische Gesinnung sind die gesegneten Folgen.

Gedanke.

Vergiß nicht, daß in dem Maße, als dir mehr gegeben und anvertraut ist als anderen, auch mehr Fehler in deinem Wandel vorkommen werden, wenn du nicht nach dem Lichte wandelst, das du von Gott empfangen hast.

Aus einer Besprechung über die Feste Jehovas.

(3. Mose 23.)

Gott stellt uns in dieser Reihe von Festen das heilige oder religiöse Jahr Israels vor Augen. Er benutzte es dazu, um uns zu zeigen, was der Endzweck all Seiner Gedanken und Wege mit Seinem erlösten Volke ist, nämlich: es teilnehmen zu lassen an Seiner Ruhe; wohingegen die Frage: „Wie kann der heilige Gott inmitten eines unheiligen Volkes wohnen?“ in dem Opfer, das am großen Versöhnungstage dargebracht wurde, ihre Beantwortung findet. (Vergl. 3. Mose 16.)

„Und Jehova redete zu Mose und sprach: Rede zu den Kindern Israel und sprich zu ihnen: Die Feste Jehovas, die ihr als heilige Versammlungen ausrufen sollt, meine Feste sind diese:

Sechs Tage soll man Arbeit tun; aber am siebenten Tage ist ein Sabbath der Ruhe, eine heilige Versammlung; keinerlei Arbeit sollt ihr tun; es ist ein Sabbath dem Jehova in allen euren Wohnsitzten.“ (V. 1—3.)

Der Sabbath ist allen Festen vorangestellt; er zeigt, wohin die übrigen Feste führen — zur ewigen Sabbathruhe Gottes. Gott „ruhte am siebenten Tage von all Seinem Werk, das Er gemacht hatte“. (1. Mose 2, 2; Hebr. 4, 4.) Adam, der erste Mensch, ist nicht in die Ruhe eingegangen, obschon gleich der erste Tag nach seiner Erschaffung ein Ruhetag war. Im Gegenteil, er hat durch seinen Ungehorsam die Ruhe unterbrochen. Gott ruht jetzt nicht mehr, sondern „Er wirkt“, wie der Herr Jesus in Joh. 5, 17 sagt.

Später gab Gott Seinem Volke Israel beim Beginn der Wüstenreise den Sabbath (2. Mose 16, 23), zum Zeichen der Ruhe, in welche Er es führen wollte. Sein Angesicht ging mit dem Volke, und es hätte in Frieden dem gelobten Lande zupilgern können. Aber es war ungehorsam und widerspenstig, „ein Volk irrenden Herzens“. Sie erkannten die Wege Gottes nicht, so daß Er in Seinem Zorne schwur: „Wenn sie in meine Ruhe eingehen werden!“ (Ps. 95, 10. 11.)

Weder Mose noch Josua hat das Volk in die Ruhe gebracht. Dennoch bleibt eine Sabbathruhe dem Volke Gottes aufgehoben (Hebr. 4), zu welcher Gott es durch Jesum, den wahren Josua, führen will. Gott wird am Ende der Tage in Seiner Gnade mit dem Volke Israel wieder in Verbindung treten. (Jetzt ist es Lo-Ammi: Nicht-mein-Volk.) Wenn das geschieht, wird Gott sagen: „Du bist mein Volk, und es wird sagen: mein Gott“. (Hos. 1, 9; 2, 23.) Dann wird auch der Sabbath wieder gefeiert werden als der Tag, der mit der Schöpfung und mit einem irdischen Volke in Verbindung steht.

„Im ersten Monat, am vierzehnten des Monats, zwischen den zwei Abenden, ist Passah dem Jehova.“ (B. 5.) Das Passah ist die Grundlage der Beziehungen des Volkes zu Gott. Das Kreuz von Golgatha ist das Gegenbild davon. „Auch unser Passah, Christus, ist geschlachtet.“ (1. Kor. 5, 7.) Gott ist heilig, der Mensch ist ein Sünder. Infolge dessen kann eine Begegnung Gottes mit dem sündigen Menschen nur im Gericht stattfinden. Das Gericht, welches über Agypten kam,

mußte notwendigerweise auch das Land Gosen treffen, wo die Israeliten wohnten. Denn sie waren, was ihren sittlichen Zustand anging, nicht besser als jene. Darum gab Gott Seinem Volke ein stellvertretendes Opfer. So kam das Gericht, welches Ägypten traf, über sie in dem Lamm, das jeder jüdische Hausvater für sich und sein Haus schlachten mußte, und dessen Blut an die Pfosten und die Oberschwelle der Haustür gestrichen wurde. Gott hatte gesagt: „Wenn ich das Blut sehe, so werde ich vorübergehen“. Passah bedeutet „Vorübergehen“.

So ist es auch heute. Auch jetzt kann Gott an denen, die hinter dem Blute des Lammes Schutz suchen, vorübergehen. Das Gericht, welches wir verdient hatten, und das dereinst in furchtbarer Wucht über den unbekehrten Menschen kommen wird, ist über uns, die Gläubigen, in unserem Stellvertreter ergangen. Wir sängen deshalb mit dankbarem Herzen:

Du gingst in den Tod,
 Littest Angst und Not;
 Bist am Kreuz für uns gerichtet,
 Hast der Sünde Macht vernichtet.
 Kein Gericht mehr droht,
 Du gingst in den Tod.

Zugleich wurde durch das Gericht die erste Geschichte des Volkes beendet; etwas ganz Neues begann. „Dieser Monat soll euch der Anfang der Monate sein, er soll euch der erste sein von den Monaten des Jahres.“ (2. Mose 12, 2.) Der siebente Monat im bürgerlichen Jahre wurde der erste des heiligen Jahres. Gott sah fortan, bildlich gesprochen, ein ganz neues Volk vor sich; das alte war im Gericht beseitigt.

So ist auch das Kreuz das Ende des Menschen im Fleische und der Anfang einer neuen Schöpfung. Ohne den Tod Christi wären wir für ewig fern von Gott geblieben. „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein.“ Ein lebender Christus konnte uns nicht erretten. Darum schreibt der Apostel Paulus an die Korinther: „Daher kennen wir von nun an niemand nach dem Fleische; wenn wir aber auch Christum nach dem Fleische gekannt haben, so kennen wir Ihn doch jetzt nicht mehr also. Daher, wenn jemand in Christo ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden.“ (2. Kor. 5, 16. 17.) Und an die Galater: „Weder Beschneidung noch Vorhaut ist etwas, sondern eine neue Schöpfung“. (Gal. 6, 15.)

„Und am fünfzehnten Tage dieses Monats ist das Fest der ungesäuerten Brote dem Jehova; sieben Tage sollt ihr Ungesäuertes essen. Am ersten Tage soll euch eine heilige Versammlung sein, keinerlei Dienstarbeit sollt ihr tun. Und ihr sollt Jehova ein Feueropfer darbringen sieben Tage; am siebenten Tage ist eine heilige Versammlung, keinerlei Dienstarbeit sollt ihr tun.“ (B. 6—8.)

Wird uns im Passah ein neuer Anfang der Wege Gottes mit Seinem Volke gezeigt, so sehen wir in dem Feste der ungesäuerten Brote, daß Sein erlöstes Volk nun auch in Neuheit des Lebens wandeln soll. (Vergl. Röm. 6, 4.) Unser ganzes Leben soll Gott geweiht sein. Sauerteig ist in der Schrift immer ein

Bild von etwas Bösem, von der Sünde. Sie soll in dem Gläubigen nie sich wirksam erweisen; er ist ihr gestorben. „Darum laßt uns Festfeier halten, nicht mit altem Sauerteig, auch nicht mit Sauerteig der Bosheit und Schlechtigkeit, sondern mit ungesäuertem Brote der Lauterkeit und Wahrheit.“ (1. Kor. 5, 8.)

Während der ganzen Dauer des Festes, sieben Tage lang, mußte das Volk dem Jehova Feueropfer lieblichen Geruchs darbringen: Brandopfer, Speisopfer und Trankopfer. (Vergl. 4. Mose 28, 16—25.) Der Wohlgeruch dieser Opfer sollte in all der Zeit zu Gott emporsteigen. Diese Opfer stellen uns Christum in Seiner völligen Hingabe an Gott im Leben und im Tode vor Augen. In demselben Maße, wie der Herr Jesus und Sein hingebender Dienst, Sein Gehorsam bis in den Tod am Kreuze, Sein Sich-Gott-opfern ohne Flecken durch den ewigen Geist (Hebr. 9, 14) während der Zeit unseres Erdenwallens Gegenstand unserer Herzen ist, werden wir fähig sein, nicht nur in Absonderung von jeder Art des Bösen unseren Weg zur Ehre Gottes zu gehen, sondern auch Ihm eine angenehme, wohlgefällige Anbetung, „die Speise eines Feueropfers lieblichen Geruchs“, darzubringen.

Während der sieben Tage des Festes durfte das Volk auch keine Dienstarbeit tun. Das will sagen: Gott möchte in unserem Leben und Dienst nichts Knechtisches sehen, sondern nur die freie, liebevolle Hingebung eines dankbaren Herzens. Wir haben ja auch nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, wiederum zur Furcht, sondern einen Geist der Sohnschaft, in welchem wir rufen: Abba, Vater! (Röm. 8, 15.)

„Und Jehova redete zu Mose und sprach: Rede zu den Kindern Israel und sprich zu ihnen: Wenn ihr in das Land kommet, das ich euch gebe, und ihr seine Ernte erntet, so sollt ihr eine Garbe der Erstlinge eurer Ernte zu dem Priester bringen; und er soll die Garbe vor Jehova weben zum Wohlgefallen für euch; am anderen Tage nach dem Sabbath soll sie der Priester weben. Und ihr sollt an dem Tage, da ihr die Garbe webet, ein Lamm opfern ohne Fehl, einjährig, zum Brandopfer dem Jehova. . . . Und Brot und geröstete Körner und Gartenkorn sollt ihr nicht essen bis zu diesem selbigen Tage, bis ihr die Opfergabe eures Gottes gebracht habt.“ (B. 9—14.)

Wenn wir auch im Passah die herrlichen Ergebnisse des Werkes Christi vorgebildet sehen, so wird uns doch Sein Werk dort vornehmlich unter dem Gesichtspunkt gezeigt, daß Er für uns im Gericht gestanden hat und unserer Übertretungen wegen dahingegeben worden ist; wohingegen hier, in der Darbringung der Erstlingsgarbe, Christus als der Auferstandene vor unsere Blicke tritt. „Er ist unserer Übertretungen wegen dahingegeben und unserer Rechtfertigung wegen auferweckt worden.“ (Röm. 4, 25.) Er ist „der Erstling der Entschlafenen“. (1. Kor. 15, 20.) Am anderen Tage nach dem Sabbath, dem ersten der Woche, siegreich aus den Toten auferstanden, ist Er in die Gegenwart Gottes gegangen, um dort allezeit „zum Wohlgefallen für uns“ zu erscheinen. Gott hat uns „begnadigt in dem Geliebten“. (Eph. 1, 6.) In Ihm und durch Ihn ist die ganze Ernte geweiht. Die Erstlingsgarbe und die nachfolgende Ernte sind von einer Art oder Gattung.

„Denn sowohl Der, welcher heiligt, als auch die, welche geheiligt werden, sind alle von einem; um welcher Ursache willen Er sich nicht schämt, sie Brüder zu nennen.“ (Hebr. 2, 11.)

Dieses Fest konnte nur im Lande gefeiert werden. In der Wüste gab es weder Saat noch Ernte. (Vergl. 5. Mose 26.) So kann auch heute nur der Christ die geistlichen Segnungen in den himmlischen Örtern genießen und Gott in Wahrheit dienen und Ihn anbeten, der in der Kraft der Auferstehung seinen Platz im Lande, d. h. in den himmlischen Örtern, einnimmt. Wenn es hier heißt: „Brot und geröstete Körner und Gartenkorn sollt ihr nicht essen, . . . bis ihr die Opfergabe eures Gottes gebracht habt“, so zeigt dies, daß die geistlichen Segnungen nicht eher gekannt und genossen werden konnten, bis Christus auferstanden war. (Vergl. Joh. 20, 17; 2. Tim. 1, 10 u. a. St.) Bei der Darbringung der Erstlingsgarbe wurde kein Sündopfer gebracht, weil Christus der Reine und Heilige war. Wie wäre hier ein Sündopfer am Plage gewesen? Wir hören nur von einem Brandopfer und dem zugehörigen Speisopfer. Im Brandopfer wird Christus vorbildlich als Der geschaut, der sich freiwillig, ohne Flecken, durch den ewigen Geist Gott geopfert hat, zur Verherrlichung Gottes und zur Erfüllung Seiner Ratschlüsse. Das Speisopfer stellt uns den Herrn in Seiner reinen, fleckenlosen Menschheit vor, in Seinem Leben des Gehorsams und der Hingebung bis in den Tod.

„Und ihr sollt euch zählen vom anderen Tage nach dem Sabbath, von dem Tage, da ihr die Webe-

garbe gebracht habt: es sollen sieben volle Wochen sein. Bis zum anderen Tage nach dem siebenten Sabbath sollt ihr fünfzig Tage zählen; und ihr sollt Jehova ein neues Speisopfer darbringen. Aus euren Wohnungen sollt ihr Webe-Brote bringen, zwei von zwei Zehnteln Feinmehl sollen es sein, gesäuert sollen sie gebacken werden, als Erstlinge dem Jehova. Und ihr sollt zu dem Brote darbringen sieben einjährige Lämmer ohne Fehl . . . ein Feueropfer lieblichen Geruchs dem Jehova. Und ihr sollt einen Ziegenbock zum Sündopfer opfern und zwei einjährige Lämmer zum Friedensopfer. Und der Priester soll sie weben samt dem Brote der Erstlinge als Webopfer vor Jehova, samt den zwei Lämmern, sie sollen Jehova heilig sein für den Priester.“ (B. 15—20.)

Das Fest der Erstlinge oder „das Wochenfest“, wie es auch genannt wird, war das wohlbekannte Vorbild des Pfingstfestes. Die beiden Brote der Erstlinge stellen die Kirche dar, geheiligt durch den Heiligen Geist. Der Heilige Geist kam fünfzig Tage nach der Darbringung der Erstlingsgarbe, d. h. nach der Auferstehung des Herrn, hernieder, um aus Juden und Heiden (zwei Brote) die Kirche zu sammeln. So wird Gott jetzt ein neues Speisopfer dargebracht. Die Gläubigen der Jetztzeit sind „eine gewisse Erstlingsfrucht Seiner Geschöpfe“. (Jak. 1, 18.) Sie haben „die Erstlinge des Geistes“. (Röm. 8, 23.) Die Brote der Erstlinge wurden mit Sauerteig gebacken, in Erinnerung daran, daß die Sünde noch in denen ist, die der Kirche hinzugefügt werden. Dennoch wurden die Brote als ein wohlgefälliges Speisopfer Jehova dargebracht, wenn auch nicht zum lieb-

lichen Geruch auf dem Altar geräuchert, wie in Kap. 2, 12. Mit der Darbringung der Erstlingsbrote war aber ein Sündopfer verbunden — wiederum ein Hinweis auf die Vorsorge Gottes hinsichtlich der Sünde, die noch in uns ist. Andererseits ist zu beachten, daß, wenn Brot einmal gebacken, durchs Feuer gegangen ist, der Sauerteig die Eigenschaft des Wirkens und Durchbringens verloren hat. So hat Gott die Sünde, die alte Natur, in dem Gläubigen gerichtet, und der Gläubige darf sich nunmehr der Sünde für tot halten, Gott aber lebend in Christo Jesu. (Röm. 6, 11.) „Die Sünde wird nicht über euch herrschen, denn ihr seid nicht unter Gesetz, sondern unter Gnade.“ (Röm. 6, 14.)

Das Brandopfer mit seinen Speis- und Trankopfern — ein Feueropfer lieblichen Geruchs dem Jehova (s. B. 18), beweist, daß nicht nur die Sünde gerichtet ist, sondern daß auch der Gläubige, wie die Kirche überhaupt, in dem ganzen Wert und der Kostbarkeit des Wohlgeruchs des Opfers Christi steht.

„Und ihr sollt an diesem selbigen Tage einen Ruf ergehen lassen — eine heilige Versammlung soll euch sein; keinerlei Dienstarbeit sollt ihr tun.“ (B. 21.) Gott hat den Ruf der Gnade vom Pfingsttage bis heute überallhin ergehen lassen. Wer, diesem Rufe folgend, kommt, wird der Versammlung oder Kirche hinzugefügt. Alle, die heute glauben, bilden jene „gewisse Erstlingsfrucht Seiner Geschöpfe“. Auch hier ist jede Dienstarbeit ausgeschlossen. Diese Sammlung ist allein das Werk Gottes und eine Folge der Wirksamkeit des Heiligen Geistes. In Übereinstimmung damit lesen wir: „Dem aber, der nicht wirkt, sondern an Den

glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet." (Röm. 4, 5.)

„Und wenn ihr die Ernte eures Landes erntet, sollst du den Rand deines Feldes nicht gänzlich abernnten, und sollst keine Nachlese deiner Ernte halten; für den Armen und für den Fremdling sollst du sie lassen.“ (B. 22.)

Diese Verordnung redet in geistlichem Sinne davon, daß Gott auch nach der Aufnahme der Kirche noch ein Zeugnis auf der Erde haben wird, und zeigt die Vorsorge Gottes für die Nationen — den Armen und den Fremdling. „Dieses Evangelium des Reiches wird gepredigt werden auf dem ganzen Erdbreis, allen Nationen zu einem Zeugnis, und dann wird das Ende kommen.“ (Matth. 24, 14.) (Schluß folgt.)

Die Morgen der Schrift.

In der Heiligen Schrift begegnen wir verschiedenen Morgen oder Kindheitszeiten, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Die Schöpfung war ohne alle Frage ein solcher Morgen. Sie war der Geburtstag der Werke Gottes, der Morgen der Zeit. Und als in jener Stunde die Erde in ihre Grundfesten eingesenkt wurde, da „jubelten die Morgensterne miteinander“, wie wir im Buche Hiob lesen.

Der Auszug aus Ägypten war wieder ein solcher Morgen. Israel wurde da gleichsam als Volk geboren. „Als Israel jung war, da liebte ich es, und

aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen“, sagt der Herr durch den Mund des Propheten Hosea. Das Jahr begann damals von neuem, wie wenn es neu geboren worden wäre. Der Monat des Auszugs wurde der Anfang der Monate. Leben aus dem Tode, ein Auferstehungsmorgen, wurde in dem Gesang am Ufer des Roten Meeres gefeiert.

Die Geburt des Herrn war ein dritter Morgen. Dieses Ereignis ging über der Welt auf wie das Licht des Morgens. Eine lange, finstere Nacht war vorhergegangen. Israel lag im Staube. Zeichen gab es nicht. Die Stimme des letzten der Propheten war seit Jahrhunderten verstummt. Keine Urim und Thummim, keine Aussprüche oder Antworten von Gott, keine Herrlichkeit im Tempel! Nichts unterschied die heilige Stadt, den einstigen Wohnsitz Gottes auf Erden, von anderen Städten, es sei denn dies, daß ein Engel von Zeit zu Zeit vom Himmel herabstieg und das Wasser im Teiche Bethesda bewegte. Aber die Geburt des Herrn Jesu verkündete laut, daß die lange, trübe Nacht einem hellen, freundlichen Morgen Platz gemacht habe. Der Himmel jubelte, gleich den Söhnen Gottes bei der Schöpfung. Engel, die in der früheren Geschichte Israels so wohlbekannt gewesen waren, erschienen wieder. Die Gnade, die zur Zeit der Patriarchen gewirkt hatte, entfaltete sich von neuem. Verheißungen, die einst dem Abraham und David gegeben worden waren, werden angeführt. Und das in Bethlehern geborene Kind wird von dem Seher Gottes willkommen geheißen als „der Ausgang aus der Höhe“, der Sonnenaufgang. (Luk. 1 u. 2.)

Die Auferstehung des Herrn war auch ein neuer Morgen. Er folgte der düstersten Nacht, die jemals ihre Schwingen über diese Schöpfung deckte. Aber es war in der That ein lichter Morgen, das Unterpfand, der Vorbote eines ewigen Tages — die Umwandlung von Todesschatten in glänzendes Morgenlicht. Es war „in der Dämmerung des ersten Wochentages“, daß dieses große Geheimnis sich enthüllte. (Matth. 28.)

Das Reich wird wieder ein Morgen sein — Tag nach Nacht, der Tag Christi nach der Nacht der Sünde und des Todes, die Welt Christi nach der Welt des Menschen. Von diesem Tage und Dem, der ihn einführt, sagt der Fels Israels: „Ein Herrscher unter den Menschen, gerecht, ein Herrscher in Gottesfurcht. Und Er wird sein wie das Licht des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, ein Morgen ohne Wolken: von ihrem Glanze nach dem Regen sproßt das Grün aus der Erde.“ (2. Sam. 23.)

Der neue Himmel und die neue Erde sind der letzte dieser Morgen — die Schöpfung bei ihrer zweiten Geburt. „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde“, sagt der Prophet Johannes, „denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen.“ Diese neue Schöpfung wird die Wohnstätte der Gerechtigkeit genannt, der Schauplatz, wo „Gott alles in allem“ sein wird.

Ist es nicht lieblich, beim Durchschreiten der Zeitalter, welche die Schriften umfassen, so einen Morgen nach dem anderen vor unseren Blicken erstehen zu sehen?

Aber es gibt noch eine andere Seite unseres Gegenstandes, die wir nicht unbeachtet lassen dürfen,

und das ist diese: wieder und wieder hat der Mensch Gottes Morgen in Todesschatten umgewandelt. Die Erde, die so frisch und schön aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen war, gestaltete er schnell zu einer Wüste mit Dornen und Disteln. Der Boden, der in seiner Morgenstunde Zeuge der Freude des Herrn über ihn und Zeuge Seines Segens gewesen war, wurde verflucht. Israel, das an den Ufern des Schilfmeeres sein Auferstehungslied angestimmt hatte, wurde ein Gefangener in den Kerker Babels, und das Land der Herrlichkeit wurde zertreten von dem Fuße der unbeschnittenen Bedränger. Die Sonne, die an dem Morgen von Bethlehem über der Welt emporstieg als ihr Licht und über Israel als das Unterpfand eines neuen Tages, ging unter in der Nacht von Golgatha; denn der Mensch war ein Sünder und verwarf seinen Herrn und Heiland. Derselbe hochgelobte Jesus, der ein zweites Mal über der Welt und über Israel erstand als Leben aus den Toten, der für uns Licht und Leben für alle Ewigkeit mit sich brachte, muß heute die weithin sich streckenden Abendschatten der Christenheit sehen, die bald in die Mitternacht der Gerichte der Offenbarung übergehen werden. Das Reich, welches wie das Licht eines „Morgens ohne Wolken“ anbrechen wird, endet in dem großen Abfall von Gog und Magog, in dem Gericht der Toten und dem Entfliehen von Himmel und Erde vor den Augen Dessen, der auf dem großen weißen Throne sitzt.

Doch dem Morgen des neuen Himmels und der neuen Erde kann der Mensch nichts anhaben. Ihn wird Gott für immer und ewig in seiner ersten Schönheit

und Frische erhalten. Da wird es keine Abendschatten menschlichen Verderbens oder menschlicher Empörung geben, kein Gericht wird ihm ein Ende machen. Niemals wird die Sonne dieses einzigen ewigen Tages untergehen.

Teurer Leser! Was sind das für Bilder, die so an unserem geistigen Auge vorüberziehen! Wieder und wieder beginnt Gott Seine Fundamente zu legen, gleichsam in der ersten tauigen Frische des Morgens; und wieder und wieder wandelt der Mensch den Morgen Gottes in Todeschatten um. Aber Gott kann nicht im Dunkel wohnen. Er ist nicht der Gott der Toten, sondern der Lebendigen, und darum wird Er, mag der Mensch auch immer von neuem den Schauplatz Seines Wirkens in Dunkelheit hüllen, Seine Herrlichkeit aufrecht halten und Seine Freude sicherstellen; und wie Er einst, in der Morgenstunde der ersten Schöpfung, Licht aus der Finsternis leuchten hieß, so wird Er den Morgen der zweiten Schöpfung in unveränderlicher Schönheit erhalten, und wird ruhen, und wir mit Ihm, inmitten der Herrlichkeiten dieser neuen Schöpfung von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Bald!

Bald lösen wir die Wüstenschuhe
 Und legen Stab und Gurt beiseit',
 Schon lieget uns das Land der Ruhe,
 Der Reise herrlich Ziel bereit.
 Noch ein gar Kleines — was im Spiegel
 Bisher wir sah'n, ist dann enthüllt,
 Gebrochen ist der Zukunft Siegel
 Und unsres Herzens Wunsch erfüllt.

Betrachtungen über das Buch Nehemia.

(Fortsetzung.)

Kapitel 3.

Die Mauer.

Bevor wir zur Betrachtung dieses Kapitels im einzelnen übergehen, laßt uns einen Augenblick die Frage behandeln, was das Aufrichten der Mauer für uns bedeutet, wie wir auch im Buche Ezra die vorbildliche Bedeutung der Wiederherstellung des Tempels uns klarzumachen gesucht haben.

Der Christ ist berufen, und es ist eine hohe Berufung, an der Auferbauung der Versammlung zu arbeiten, Material zum Hause Gottes herbeizuschaffen und auf der Grundlage, welche Christus ist, zu bauen (1. Kor. 3, 10—16); doch es gibt noch eine andere Pflicht, und das ist die Wiederaufrichtung der Mauern der heiligen Stadt.

Die Mauern bilden einerseits eine Absonderung von denen, die draußen sind, und andererseits eine Schutzwehr gegen die Angriffe des Feindes. Sie umgeben und umschließen die Stadt und dienen dazu, sie zu einem Ganzen zu gestalten. Auf diese Weise wird sie zu einer Verwaltungseinheit, die ihre eigenen Gesetze und Gewohnheiten, sowie ihre eigene Verwaltung hat

und, abgefordert von fremden Elementen und vor jeder Vermengung geschützt, sich selbst genug ist. In Jerusalem schlossen die Mauern zu gleicher Zeit den Tempel Gottes ein und beschützten das Heiligtum.

Die Mauern sind auch, wie wir eben gesagt haben, ein Verteidigungsmittel: sie wehren den Ansturm des Feindes ab und dienen zur Sicherheit der Bürger der Stadt. Wenn wir dies auf die Umstände unserer Tage anwenden, so erkennen wir die Bedeutung leicht. Die Stadt Gottes, Sein Wohnort, die Versammlung (Gemeinde), ist durch unsere Schuld in Verfall geraten und für die Augen der Menschen unsichtbar geworden. Müssen wir sie diesem Zustand der Zerstörung überlassen? Keineswegs. — Wenn wir das Verständnis eines Nehemia haben, so werden wir begreifen, daß es dringend nötig ist, die Bürger der himmlischen Stadt zusammen zu bringen, an ihrer sichtbaren Einheit zu arbeiten, obwohl wir sehr gut wissen, daß diese Einheit nur noch in Gottes Ratschlüssen besteht. Wenn Nehemia hätte warten wollen, bis alle in Persien, Medien und der Provinz Babel zerstreuten Bewohner Jerusalems ihren Wohnsitz wieder in der Stadt eingenommen hätten, um dann erst mit dem Bauen der Mauer zu beginnen, so würde seine Mission vergeblich gewesen sein, er würde kein Feld für seine Tätigkeit gefunden haben. Nachdem aber die Stadt einmal umschlossen war, ließ sie Gott, wie wir sehen werden, nicht leer bleiben; Sein Geist vermochte den Eifer zu erwecken, welcher in schwachem Maße den durch die Abwesenden hervorgebrachten leeren Raum auszufüllen suchte.

Bei dem Ansturm, den die Welt unter der Leitung Satans ausführt, um die treuen aus ihrem Wohnort Gezogenen zu verhindern, fest für Christum dazustehen, werden wir auch verstehen, daß wir schon zu ihrem Schutz die Mauer bauen müssen. Diese Mauer ist Christus, ist Gott, ist Sein Wort, das Wort des Heils und des Lobes (Sach. 2, 5; Jerem. 15, 20; Jes. 60, 18; 26, 1); das sind die einzigen Sicherheiten, welche wir den Kindern Gottes anzubieten haben. — Schließlich werden wir verstehen, daß es die Pflicht eines jeden Dieners Gottes ist, die Familie des Glaubens, die Mitbürger der Heiligen, von jedem Bösen abzusondern, unter welcher Form es sich auch zeigen mag: persönlich oder gemeinsam, in sittlicher Beziehung oder in der Lehre, religiös oder weltlich, fleischlich und irdisch, damit diese Familie den Augen der Welt sichtbar sei und von ihr erkannt werden könne.

„Wir wollen uns aufmachen und bauen“, sagt das Volk. Laßt uns nicht von der Unmöglichkeit der Aufgabe reden. Unmöglichkeiten gibt's nur bei den Menschen, niemals bei Gott. Und wären wir nur zwei oder drei Treue, die damit beschäftigt sind, „ihrem Hause gegenüber zu bauen“, Gott wird es gutheißen, und Seine gute Hand wird über uns sein.

Jedoch besteht unsere Arbeit nicht nur darin, die Mauer wieder aufzurichten, wir müssen uns auch mit den Toren beschäftigen. Der Feind wußte wohl, was er tat, indem er „die Tore Jerusalems mit Feuer verbrannte“. (Kap. 2, 3. 13. 17.) Geradeso wie die Mauer, ja, selbst mehr als diese, sind die Tore einer Stadt von hervorragender Wichtigkeit. Sie können

geöffnet sein, um die Bewohner der Stadt frei aus- und eingehen zu lassen, aber auch, um jedes fremde, schuldige, ansteckende oder verbrecherische Element, das sich innerhalb niederlassen möchte, hinaustun zu können. Nachts werden sie geschlossen, damit die Bürger nicht etwa in der Stunde der Gefahr die Stadt verlassen, zugleich aber auch, um nichts hereinkommen zu lassen, was den Gesetzen der Stadt zuwider ist, und vor allem um das Eindringen von Verrätern zu verhindern, die ein Nachlassen der Überwachung benutzen und die Stadt dem Feinde öffnen könnten.

Ebenso hat auch die Stadt, die Gott gemäß ist, Tore, durch welche die Welt und ihre Lust, lügnerische und lehrerische Lehren, falsche Brüder u. sich einschleichen oder zurückgewiesen werden können, und die andererseits weit geöffnet sind für alles, was Gott, Christo und Seinem Worte angehört.

Ach! wenn wir, wie Nehemia, einen Rundgang durch die Trümmer machen, finden wir in dem großen Hause, das den Namen Christi trägt, von alledem keine Spur mehr. Doch laßt uns nicht den Mut verlieren. Wenn es uns am Herzen liegt, die Mauern wieder aufzurichten, so laßt uns auch mit der Wiederherstellung der Tore uns beschäftigen, und die gute Hand unseres Gottes wird über uns sein. Laßt uns nicht ausruhen, sondern einander zur Arbeit ermuntern. Unser Tun wird nur schwach und unvollkommen sein, aber vergessen wir nicht, daß Gott es anerkennt und an dessen Stelle eines Tages Sein Werk setzen wird in dem neuen Jerusalem, „dessen Tore bei Tage nicht geschlossen werden sollen, denn Nacht wird daselbst nicht sein. . . . Und nicht

wird in sie eingehen irgend etwas Gemeines und was Greuel und Lüge tut, sondern nur die geschrieben sind in dem Buche des Lebens des Lammes“. (Offbg. 21, 25—27.) „Glücklich, die ihre Kleider waschen, damit sie . . . durch die Tore in die Stadt eingehen! Draußen sind die Hunde und die Zauberer und die Hurer und die Mörder und die Götzendiener und jeder, der die Lüge liebt und tut.“ (Offbg. 22, 14. 15.)

Diese wenigen einleitenden Worte werden uns behilflich sein bei der Untersuchung der Einzelheiten des vorliegenden Kapitels und seiner vorbildlichen Bedeutung für uns. Es besteht aus zwei Teilen. Der erste handelt von dem Wiederaufbau der Jerusalem umgebenden Mauer (B. 1—15), der zweite von diesem Wiederaufbau in Verbindung mit der „Stadt Davids“ und dem Tempel.

Unter dem Antrieb eines Mannes des Glaubens, oder vielmehr unter der kraftvollen Wirkung des Heiligen Geistes, der durch diesen Mann redete, machte groß und klein sich ans Werk und zeigte viel Mut, die Arbeit anzugreifen.

Wie sich von selbst versteht, begegnen wir an erster Stelle dem geistlichen Führer des Volkes, Eljaschib, dem Hohenpriester, und seinen Brüdern, den Priestern. „Sie machten sich auf und bauten das Schastor; sie heiligten es und setzten seine Flügel ein. Und sie heiligten es bis an den Turm Mea, bis an den Turm Hananel.“ (B. 1.) Auf den ersten Blick scheint die Ausdehnung und die Ausführung ihres Werkes nichts zu wünschen übrig zu lassen. Das Schastor war das dem Tempel nach Norden hin am nächsten liegende. Der

Teil der wiederaufgebauten Mauer enthielt zwei Türme, also besonders wichtige und schwierige Arbeiten. Das Schastor selbst wurde mit zwei Türflügeln versehen, aber es fehlten daran die Klammern und die Riegel. So war dieser Eingang Jerusalems von vornherein gegen Eindringlinge nicht wohl verwahrt. Hatte Eljaschib ein besonderes Interesse hieran? Er war mit Tobija, dem Ammoniter, einem der drei großen Widersacher des Volkes Gottes, verbunden und hatte ihm sogar eine Zelle im Vorhof des Tempels eingerichtet! (Kap. 13, 5. 7.) Ein Enkel desselben Eljaschib war Schwiegersohn des zweiten großen Widersachers der Juden, Sanballats, des Horoniters. Handelte Eljaschib nicht nach Treu und Glauben? Wer kann es sagen? Jedenfalls aber ist das Eine gewiß, daß die Verbindung mit der Welt durch die Tatsache, daß wir geneigt sind, sie zu schonen, unserem Werke den Stempel des Unvollendetseins aufdrückt, woraus der Feind bei Gelegenheit Nutzen zieht. Diese Nachlässigkeit wiegt umso schwerer, wenn der Arbeiter, wie hier, mehr im Vordergrund steht. Und dennoch war es die rechte Arbeit, ja, eine Arbeit von großer Wichtigkeit, weil sie bis dicht an das Haus Gottes heranreichte, eine Arbeit, welche Gottes Beachtung fand, die aber, wenn nicht durch die Wachsamkeit Nehemias dafür Sorge getragen worden wäre, die Tür für einen schnellen und unheilbaren Verfall offen gelassen hätte.

Zur Seite der Priester bauten die Männer von Jericho. (B. 2.) Sie waren aus ihrer Stadt heraufgekommen (vergl. Esra 2, 34; Neh. 7, 36), in der Absicht, ihren Brüdern von Jerusalem zu helfen. Ihre

Arbeit hat kein Ansehen; sie bauen weder Thor noch Turm, aber sie tragen zur Verteidigung der Stadt gegen das Böse von außerhalb bei. Ein Teil dieser Aufgabe ist einem einzigen Manne, Sakkur, dem Sohne Imris, anvertraut. Die von Gott benutzten Werkzeuge sind sehr mannigfaltig, aber jedes ist nützlich, und keiner kann einen anderen an seine Stelle setzen oder selbst seine Arbeit wählen. Ob man zu mehreren verbunden ist, oder ob einer allein steht, wir haben nichts anderes zu tun als zu arbeiten an der Stelle, die Gott einem jeden anweist.

Die Söhne Senaas (vielleicht eine Stadt oder ein Bezirk in der Gegend von Jericho) zeichnen sich nach diesen aus. „Sie bauten das Fischthor; sie hällten es und setzten seine Flügel, seine Klammern und seine Riegel ein.“ (B. 3.) Dieses im Norden Jerusalems gelegene Thor war mit dem „Thor der alten Mauer“ den Angriffen des Feindes besonders ausgesetzt. Von dieser Seite griffen die assyrischen Heere die Stadt an, um sie zu belagern und einzuschließen. Die Söhne Senaas fühlten die Wichtigkeit desselben, sie hörten mit ihrer Arbeit nicht auf, bis die Klammern und Riegel des Thores an ihrer Stelle waren.

In den Versen 4 und 5 begegnen wir zunächst Meremoth, dem Sohne Urijas, des Priesters, einem treuen und hochgeachteten Manne, dessen Händen die Gefährten Esras alle freiwilligen, von Babel nach Jerusalem gesandten Gaben übergeben hatten. (Esra 8, 33. 34.) Sein Eifer geht weiter als bis zur Wiederherstellung eines einfachen Theiles der Mauer. Er ist der erste (denn andere werden ihm bald nachahmen),

der noch „eine andere Strecke“ (und zwar in Verbindung mit der Stadt Davids und dem Tempel) ausbessert vor dem Hause Eljaschibs, des Hohenpriesters. (B. 21.) Sein Eifer bringt ihn dahin, den Vertreter des Volkes vor Gott zu beschützen. So war es auch zur Zeit der Apostel, und so ist es heute bei uns. Die in einem unscheinbaren Dienst entfaltete Treue macht den Arbeiter nachher fähig zu einer Tätigkeit, die in unmittelbarer Beziehung zu Christo, unserem Hohenpriester, steht.

Meschullam, den unser Kapitel nach Meremoth erwähnt, war ein Mann von zweifelhaftem Charakter, denn er war mit Tobija verbunden, dessen Sohne Jochanan er seine Tochter gegeben hatte. Er war allem Anschein nach aus priesterlichem Geschlecht, und vielleicht hatte Eljaschib durch sein Beispiel Einfluß auf ihn ausgeübt. Trotz dieser schlimmen Verbindung zeigt er Eifer für das Haus Gottes, aber nicht denselben Eifer wie Meremoth. Wenn er später an der „Stadt Davids“ arbeitet, so geschieht es vor allem, um seine eigene Wohnung zu sichern. (B. 30.) Nach ihm gehört Zadok zu denen, die sich nicht fürchteten, die Arbeit allein, auf ihre Rechnung und Gefahr, zu unternehmen.

Zur Seite dieser drei Männer besserten die Tekoiter aus. Sie gehörten zu einer Stadt Judas, nicht weit von Bethlehem. (Amos 1, 1; 2. Sam. 14, 2.) „Aber die Vornehmen unter ihnen beugten ihren Nacken nicht unter den Dienst ihres Herrn.“ Dieser Mangel an Eifer, diese Gleichgültigkeit der Vornehmen hat für die Gesamtheit nicht die Folgen, — ach! wenn es immer so wäre! — die man im gleichen Falle so oft sieht.

Im Gegenteil, die Tefoiter verdoppeln ihren Eifer, gerade weil sie von ihren Führern nicht unterstützt werden. Man sieht sie im 27. Verse „eine andere Strecke, dem großen vorspringenden Turm gegenüber und bis zur Mauer des Dphel“, an der Stadt Davids ausbessern. Der Dphel, wo sich die Wohnungen der Nethinim befanden, stand in Verbindung mit einem der Tempeltore. Dieser Platz wird in Jes. 32, 14 erwähnt: „Dphel und Wartturm“.

Sojada, der Sohn Paseachs, und Meschullam, der Sohn Besodjas (B. 6), zwei in der Schrift nicht weiter erwähnte Männer, bessern „das Tor der alten Mauer“ aus, welches im Nordwesten der Ringmauer lag und wahrscheinlich, wie sein Name besagt, eines der ältesten Tore der Stadt war. Die beiden Männer vereinigen sich zu dieser wichtigen Arbeit, da zu dem gleichen Werk die Mitwirkung aller Söhne Senaas (B. 3) nötig war. Das Einvernehmen dieser beiden Unbekannten bringt ein beachtenswertes Ergebnis hervor, eine gute Unterweisung für uns. Solche Männer „erlangen eine schöne Stufe“. Ihre Arbeit deutet große Gewissenhaftigkeit an; es fehlt nichts an dem von ihnen gebauten Tore, weder das Balkenwerk, noch die Flügel, noch die Klammern und Kiegel. Auch dienen sie anderen zu Vorbildern.

Melatja, ein Gibeoniter, und Fadon, der Meronothiter, ein Galiläer, bessern „ihnen zur Seite“ aus. Wenn die Herkunft dieser beiden Personen in den Augen der Menschen auch niedrig und verächtlich ist, so ist sie es doch nicht in Gottes Augen.

Ussiel, der Sohn Harchajas, von den Goldschmieden, und Hananja, von den Salbenmischern (B. 8),

sind nicht vereinigt wie die Vorhergehenden, obwohl sie in Übereinstimmung arbeiten. Ihre Berufe, die dem Luxus der Welt dienten, waren nicht unvereinbar mit dem Wiederaufbau der Stadt Gottes, denn der Herr wählt Seine Arbeiter in allen Klassen und Stellungen, und nicht da, wo die Menschen sie ausschließlich suchen möchten.*) Dieselbe Bemerkung gilt Kephaja, dem Sohne Hurs, dem „Obersten des halben Bezirks von Jerusalem“. (B. 9.) Ebenso ist es mit Schallum, einem geachteten Manne, der dieselbe Stellung einnahm wie Kephaja; nur fügt das Wort in Bezug auf ihn hinzu: „er und seine Töchter“. (B. 12.) Die Arbeit liegt hier in den Händen der Frauen; doch da es sich um eine öffentliche Arbeit handelt, verrichten sie sie in Abhängigkeit von ihrem Vater und unter seiner Verantwortlichkeit. Aber wie rührend ist es zu sehen, wie sie aus Liebe zur Stadt Gottes und zur Wiederherstellung Seines Volkes sich einer Arbeit unterziehen, zu welcher ihr Geschlecht nicht berufen war, und für die ihre Kräfte nicht auszureichen schienen.

Jedaja bessert „seinem Hause gegenüber“ aus. Seine erste Sorge ist, seine eigene Familie vor den Einfällen des Feindes zu schützen. So machen es auch Benjamin, Haschub und Asarja (B. 23), auch die Priester und Zadok. (B. 28 u. 29.) Allen diesen liegt es am

*) Eine gewisse Unklarheit des Textes könnte vermuten lassen, daß die Chaldäer diese Seite der Mauer (wie auch die „breite Mauer“) nicht völlig zerstört hätten, nämlich die Seite, an welcher das hier nicht erwähnte „Tor Ephraim“ lag. (Siehe Kap. 8, 16.) Der früher von der Mauer umschlossene „Platz“ am Tore Ephraim scheint nicht in dem Wiederaufbau einbegriffen gewesen zu sein.

Herzen, mit dem Schutze der Ihrigen zu beginnen. Und wie wünschenswert und nützlich ist das zu jeder Zeit unter den Heiligen! Wer kann als Beschützer des Volkes Gottes auftreten, der sein eigenes Haus nicht vor dem Bösen zu bewahren weiß? Derselbe Eifer brachte Gideon Ehre, als er seiner Zeit berufen wurde, Israel zu richten. (Richt. 6, 25—35.)

Im 11. Verse trägt das Beispiel Sojadas und Meschullams weitere Früchte. Zwei Männer, Malkija und Haschub, bessern den Ofenturm aus, der die ganze westliche Mauer beherrschte, eine sehr wichtige Arbeit, da der Turm ebenso sehr zur Meldung von Gefahren wie zur Verteidigung diente. Doch diese beiden übernehmen noch „eine andere Strecke“, ein Beweis ihres unermüdblichen Eifers.

Hanun und die Bewohner von Sandach (V. 13) bessern das Taltor im Südwesten der Stadt aus mit derselben Sorgfalt, wie die Söhne Senaas das Fischtor; außerdem bauen sie tausend Ellen an der Mauer bis zum Misttor im Südosten, das heißt den ganzen unmittelbar nach Süden gelegenen Teil der Mauer. Welch ein Eifer! Anscheinend ist Hanun (vorausgesetzt, daß es derselbe ist) noch nicht dabei stehen geblieben; denn es heißt in Vers 30, daß er „eine andere Strecke“ ausbesserte.

Malkija, der Sohn Rehab (V. 14), eines bekannten Familienhauptes, bessert das Misttor im Südosten aus. Er ist der erste, der ein Tor für sich allein baut. Erinnern wir uns an seine Eigenschaft als Rehabiter, die ihn zum Ausharren im Glauben befähigte.

Schallun (B. 15), ein anderes geachtetes Haupt, geht noch viel weiter. Er bessert nicht nur für sich allein das Quelltor im Osten aus und setzt es in vollen Verteidigungszustand, sondern er baut auch „die Mauer am Teiche Siloah bei dem Garten des Königs und bis zu den Stufen, welche von der Stadt Davids hinabgehen“. Glücklicher Schallun! Und wie ist er der Achtung und Dankbarkeit des Volkes würdig! Das schützende Tor, die erfrischenden und heilenden Wasser, der kühlende Schatten der Bäume, alles das fällt in den Bereich seiner Tätigkeit. Jerusalem verdankt ihm den Genuß dieser unschätzbaren Segnungen, als Folge der Tatkraft, die er einsetzt, um das Wohl seiner Brüder zu fördern.

Mit dem 16. Verse kommen wir zu der eigentlichen Stadt Davids. Wir haben im Norden dieser Stadt, die gleich dem Tempel auf dem Berge Zion erbaut war, angefangen, haben die Mauer um die ganze Stadt gemacht und sind im Süden der Stadt Davids, bei den Stufen, die von ihr hinabführen, angelangt. Es bleibt also nur noch der letzte und wichtigste Teil der heiligen Stadt auszubessern, der aber durch seine Lage und seine Erhöhung über das Kidrontal vor jedem unmittelbaren Angriff des Feindes geschützt war. Die ungewisse Ortsbeschreibung dieser Gegend bietet einige schwer zu verstehende Einzelheiten; da diese aber für den Zweck dieser Blätter nur nebensächlichen Wert haben, können wir darüber hinweggehen. Wir bemerken außerdem, daß vom 16. Verse ab die Worte „ihnen zur Seite“ gewöhnlich durch „nächst ihm“ ersetzt sind, was anzudeuten scheint, daß das Werk von mehreren Seiten zugleich angegriffen werden konnte.

Rehemia, der Sohn Asbuts, (V. 16) ist uns, neben vielen anderen, unbekannt, obwohl er hier eine hervorragende Stellung einnimmt. Er eröffnet durch seine Tätigkeit den Weg für wichtigere Arbeiten.

Die Verse 17—21 teilen uns die Arbeit der Leviten mit. Rechum war mit Serubbabel wieder heraufgezogen. (Kap. 12, 3.) Er ist später einer der Unterzeichner des Bundes. (Kap. 10, 25.) Ebenso (Kap. 10, 11) Haschabja, der „für seinen Bezirk“ ausbessert; auch er war ein Haupt der Leviten und besonders zum Loben und Preisen angestellt. Diese beiden Männer waren in jeder Hinsicht befähigt, nebeneinander zu arbeiten. Bawai (V. 18) hat dieselbe Würde und denselben Bezirk wie Haschabja, wird aber später nicht mehr erwähnt. Eser findet sich an guter Stelle wieder bei der Begegnung der Dankchöre gelegentlich der Einweihung der Mauer. (Kap. 12, 42.) Baruk (V. 20) scheint ein Sohn des Sabbai zu sein, der nach Esra 10, 28 eine fremde Frau genommen hatte. Eine solche in seiner Familie geschehene Tat mußte bei diesem gottesfürchtigen Mann eine verdoppelte Wachsamkeit hervorrufen, um das Priestertum vor unheiligen Berührungen zu bewahren. Er bessert „eifrig“ aus vom Winkel bis zum Eingang des Hauses Eljaschibs, des Hohenpriesters, für den, wie wir gesehen haben, diese Sorgfalt ein dringendes Bedürfnis war. Meremoth (V. 21), der schon in Vers 4 erwähnt ist, war von Anfang an treu gewesen. Er fühlt wie Baruk, und wohl noch besser als dieser, die Gefahr, die dem Hohenpriester droht. Die „andere Strecke“ seiner Arbeit ist eine der kostbarsten: er bessert in voller Übereinstimmung

mit Baruk aus „vom Eingang des Hauses Eljaschib bis zum Ende des Hauses Eljaschib“.

Im 22. Verse begegnen wir den Priestern, Männern aus dem Jordankreise; sie scheinen keinen besonderen Zweck im Auge gehabt zu haben. Benjamin (V. 23) nimmt später an der Einweihung der Mauer teil. (Kap. 12, 34.) Haschub unterzeichnet den Bund. (Kap. 10, 23.) Usarja, der wie Benjamin und Haschub sein Haus zu schützen sucht, wird später besonders ausgezeichnet: er belehrt das Volk über das Gesetz (Kap. 8, 7), unterzeichnet den Bund (Kap. 10, 2) und nimmt teil an der Einweihung der Mauer. (Kap. 12, 33.)

In Verbindung mit Binnui, dem Sohne Henadads, wird nur von der „anderen Strecke“ (V. 24) gesprochen, was anzudeuten scheint, daß er Usarja in der Bemühung, sein Haus zu schützen, unterstützt hat. Dieser Binnui unterzeichnet den Bund in Kap. 10, 9. Palal bessert aus, indem er die Zeugen der königlichen Macht und des Gerichts über die Schuldigen vor Augen hat. (V. 25.) In demselben Verse finden wir Pedaja, den Sohn Parhosch'. Mehrere seiner Brüder hatten fremde Weiber genommen. (Esra 10, 25.) Er ist später beim Vorlesen des Bundes behilflich (Kap. 8, 4), und verteilt die Vorräte unter die Leviten. (Kap. 13, 13.) Er scheint sich hier mit dem Teil der Nethinim auf dem Ophel zu beschäftigen. (V. 26.)

Den Priestern (V. 28) lag, wie vielen anderen, ihr eigenes Haus am Herzen, aber sie scheinen sich mit dem „Rostore“ selbst nicht beschäftigt zu haben. Zadok, der Sohn Immers, ist ein anderer als der

in Vers 4 genannte. Einer von den beiden unterzeichnet später den Bund (Kap. 10, 21) und wird zum Schatzmeister eingesetzt. (Kap. 13, 13.)

Schemaja, der Sohn Schekanjias, ist „Hüter des Osttores“, des Haupttores in der Umwallung des Tempels. Sein Name findet sich später bei allen großen Gelegenheiten wieder. Wenn sein Vater Schekanja Torhüter gewesen wäre, so hätte das für Jerusalem eine große Gefahr von seiten Tobijas bedeutet. (Kap. 6, 18.) Hananja und Hanun bessern eine andere Strecke aus. (Vergl. Vers 8 u. 13.) Malkija (V. 31) hatte seiner Zeit eine fremde Frau genommen (Esra 10, 25 oder 31), aber er hatte sich gereinigt. In V. 32 legt eine große Zahl von Goldschmieden und Krämern Hand ans Werk: sie verbinden die Mauern der Stadt Davids mit dem Schastor, wo die Arbeit begonnen hatte. (V. 1.)

Die meisten dieser Männer erwarben sich also, wie wir gesehen haben, „eine schöne Stufe“ durch ihren Eifer beim Aufbau der Mauer der Stadt Davids. Sollten wir nicht daraus eine Lehre für uns ziehen? Rührt das Schweigen und die Unfähigkeit so vieler Kinder Gottes im Dienst nicht größtenteils daher, daß sie im Anfang, als Gott ihnen eine für Ihn zu verrichtende Arbeit vor Augen stellte, eine Arbeit, die Anstrengung, Ausdauer und Opfer an Zeit erforderte, es (gleich den Vornehmen unter den Tekoitern) vorgezogen haben, ihren Nacken nicht unter den Dienst ihres Herrn zu beugen? (Fortsetzung folgt.)

Beherzigenstwerte Winke.

In einem längeren Aufsatz über die Betätigung der Bruderliebe und die Gefahren ihrer Verletzung inmitten der allgemeinenerspaltung sagt ein lieber alter Bruder, der seit vielen Jahren dem Herrn in Wort und Schrift dient, unter der Überschrift

Erkenntnis und Liebe:

Das Wort warnt die Gläubigen, daß nicht die höhere Erkenntnis einen Bruder dazu bringe, durch Hochmut oder Lieblosigkeit gegen andere Geschwister zu sündigen, welche schwächer sind in der Erkenntnis. (Vergl. 1. Kor. 8, 9—11.)

Das Maß der Erkenntnis entscheidet keineswegs darüber, wie nahe ein Kind Gottes dem Herzen des Herrn ist. Gott wiegt nicht den Wert eines Christenlebens nach dem Maße der Erkenntnis, sondern nach dem Maße der Liebe und der Treue. Man darf wohl mit Bestimmtheit sagen, daß weitaus die meisten jener Zehntausende von Märtyrern in der römischen Verfolgungszeit weniger Erkenntnis hatten, als viele der Gläubigen unserer Tage. Ebenso wird es gewesen sein mit den Scharen der Märtyrer in Madagaskar und China. Jedoch wenn der Herr das göttliche Urteil über das Leben Seiner Treuen ausspricht, sagt Er ohne Rücksicht auf das Maß der Erkenntnis der einzelnen: „Wohl, du guter und treuer Knecht, über weniges warst du treu, über vieles werde ich dich sehen. Gehe ein in die Freude deines Herrn.“ (Matth. 25, 21.)

Damit ist nichts gegen den Wert der Erkenntnis gesagt. Im Gegenteil: „Eben deshalb reiche aber auch dar, indem ihr allen Fleiß anwendet, in eurem Glauben die Tugend (geistliche Energie), in der Tugend aber **die Erkenntnis!**“ (2. Petr. 1, 5.) Jedoch diese Stelle endet mit der Liebe. Das Wort Gottes meint niemals, daß die Erkenntnis der Liebe Eintrag tun dürfe, im Gegenteil, die Erkenntnis Gottes bewirkt **Liebe**. Das Wort Gottes spricht eine sehr einfache Sprache: „Geliebte, laßt uns einander lieben, denn die Liebe ist aus Gott; und jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, denn Gott ist Liebe. Hierin ist die Liebe Gottes zu uns geoffenbart worden, daß Gott Seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat, auf daß wir durch Ihn leben möchten Wer irgend bekennt, daß Jesus der Sohn Gottes ist, in ihm bleibt Gott und er in Gott. Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist Liebe und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm.“ (Dies 1. Joh. 4, 7—16.) Wir bleiben nicht in der Liebe, wenn wir Geschwister, welche dem Herrn in Treue nachfolgen, um deswillen minder lieben oder ehren, weil sie schwach sind in der Erkenntnis. . . .

Nirgends und an keiner Stelle der Bibel bildet die Erkenntnis — wenn anders das Bekenntnis zu Jesu in Wandel und Wort und die Trennung vom Wesen der Welt vorhanden ist — einen Maßstab für den Wert eines Jüngers oder einer Jüngerin. Selbst das Gebundensein in

ererbte unbiblische Anschauungen infolge mangelnder Erkenntnis ist nicht entscheidend. Richter Maßstab und rechtes Gewicht ist nur in der Hand des Herrn. (Bergl. 1. Kor. 4, 4. 5.) — Wir sind keine Herzenskündiger, deshalb hat der Herr uns die Weisung hinterlassen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“. (Matth. 7, 16—20.)

Es wäre gewiß gut, wenn im allgemeinen mehr nach den Früchten gefragt würde, als nur nach der Erkenntnis. Auf dem Gebiete der Erkenntnis wird man zuweilen befriedigt durch Antworten, welche genau dem entsprechen, was man gern hören wollte. Nachher aber hat es schon schmerzliche Enttäuschungen gegeben. In manchen Fällen wird man nachträglich gewahr, daß ein kluger Mensch nach Wort und Sinn die biblische Lehre mit dem Kopfe gelernt hatte — aber wie war es mit der Bewährung des Lebens?

. . . Sicherlich heißt es für die Gläubigen der Gegenwart, daß ein jeder, seines Weges gewiß, nach dem Maße seiner Erkenntnis in Treue mit unbeflecktem Gewissen wandeln soll. Der Weg menschlicher Zugeständnisse auf dem Gebiete der erkannten Wahrheit ist sicher ein Weg der Untreue. Wenn ich aber auch den Weg nicht mitgehen kann, auf welchem andere Kinder Gottes wandeln, so darf mir dies doch den Blick nicht trüben, diejenigen als meine Brüder in Christo anzuerkennen und zu lieben, welche im Angesicht einer verlorenen, gottfeindlichen Welt als Zeugen Jesu auf dem schmalen Wege

wandeln. **Wie klein ist ihre Zahl!** Welch ein Vorrecht, Welch eine Freude, Menschen zu begegnen, die unseren geliebten Herrn kennen, deren Herz, Haus und Leben Ihm geweiht ist!

In der römischen Kirche war es Grundsatz, daß jede Abweichung von der kirchlichen Lehre als Verbrechen behandelt wurde. Ungezählte Scheiterhaufen, Ströme von Blut und Tränen bezeichnen die erbarmungslose Härte, mit welcher die Gewissen vergewaltigt und teure Kinder Gottes geopfert wurden, welche für die erkannte Wahrheit sterben mußten. Auch in Deutschland und der Schweiz sind in protestantischen Ländern in der nachreformatorischen Zeit Hunderte den Märtyrertod gestorben, weil man ihnen ihre biblische Gewissensüberzeugung zum todeswürdigen Verbrechen machte. Letzteres bezieht sich vor allem auf jene Bewegung, welche im 16. und 17. Jahrhundert von der Schweiz durch Deutschland und Oesterreich bis nach Holland und England flutete, die in der Glaubens-taufe der Erwachsenen ihren besonderen Ausdruck fand.

Es ist wichtig, aus diesen ernstesten geschichtlichen Ereignissen zu lernen. Wir müssen die Überzeugung der übrigen Gläubigen achten, wo irgend ein dem Herrn hingeegebenes Herz, ein Leben des Glaubens, des Gebetes und der Gottesfurcht vorhanden ist. Dies zu verstehen ist sowohl wichtig für die vielen Kinder Gottes, die aus Überzeugung auf dem Boden der Landeskirche stehen, als auch für solche, welche von den kirchlichen Anschauungen befreit sind. . . .

Die Bibel bezeichnet die Gläubigen im Gegensatz zu den übrigen Menschen als „die Hausgenossen

des Glaubens". (Gal. 6, 10.) Es liegt in der Natur der Sache, daß man zunächst diejenigen als Hausgenossen des Glaubens erkennt, die mit uns den gleichen Weg gehen, die gleichen Versammlungen besuchen und die gleiche Schriftauffassung haben. Jedoch wenn dies auch erklärlich ist, da wir die übrigen Gläubigen oft nicht persönlich kennen, so bedürfen wir doch der Bewahrung. Die übrigen Gläubigen sind auch unsere Brüder und Schwestern in Christo, sie sind Hausgenossen des Glaubens und zugleich „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes". (Eph. 2, 19.) Sie haben Anspruch auf unsere Liebe und Hilfe bis zu dem vollen Maße: „auch wir sind schuldig, für die Brüder das Leben darzulegen". (1. Joh. 3, 16.) Wenn auch im täglichen Leben der Regel nach die Gelegenheit fehlt, dies zu bewähren, so bietet sich doch manche Veranlassung dar, die wir mit Freuden benützen sollten, um unseren Geschwistern in Christo brüderliche Liebe, Hilfe, Pflege, Unterstützung zu gewähren.

In einem zweiten Abschnitt, betitelt

Der Geist der Kritik,

heißt es: Wir leben in Tagen großer Verwirrung unter den Gläubigen. Selbst unter denen, die den Herrn als ihren Erretter bekennen und für Ihn leben möchten, gibt es mancherlei irreführende, unbiblische Lehren. Wenn der Feind die Gläubigen entzweien, betrügen will, so wählt er seine Werkzeuge mit List. Es treten bestechende Männer auf, redegewandt, hochgebildet, liebenswürdig, wohlthätig. Die Frage aber ist: kann das, was solche Persönlichkeiten

bringen, bestehen vor der nüchternen Prüfung am Worte Gottes? Gewöhnlich werden zunächst unerfahrene, leichtgläubige Geschwister von ihren Gefühlen fortgerissen, um sich an solche Lehrer zu hängen, die etwas Neues bringen unter dem Scheine der biblischen Begründung.

Wie manche Kinder Gottes wurden hingerissen von der sogenannten Christlichen Wissenschaft, weil sie dort Fälle von augenscheinlicher Heilung erzählen hörten. Ihre biblische Gründung reichte nicht aus, um zu verstehen, daß in unseren Tagen manche wunderbare Erscheinung vom Satan herbeigeführt wird, um die Gläubigen zu betrügen. So begaben sie sich unter die Gewalt irreführender Geister und Schriften. Genau so ist es mit der sogen. Millenniums- oder Tagesanbruchlehre. Wir erleben sogar, daß unklare Gläubige von den Schriften und Abgesandten der Mormonen eingefangen werden.

Ähnlich verhält es sich mit den traurigen, zerstörenden Einflüssen der Pfingstbewegung und der Wiederbringungslehre, in welchen wir durch den Betrug des Feindes viele teure Kinder Gottes gefangen sehen. Die Folge ist überall:erspaltung und Verwirrung. Da bedarf es einer nüchternen Kritik; diese ist auch besonders nötig in der christlichen Literatur. Weit aus die meisten Gläubigen sind der Sprachgewandtheit und List nicht gewachsen, welche in so vielen irreführenden Druckschriften ihnen begegnen. In der Meinung, sie könnten alles selber prüfen, vergessen sie, daß dazu Erfahrung und Begabung gehört, welche nicht jedermann besitzt.

Wie bestechend klingen oft die Darlegungen der Wiederbringungslehrer! Sicherlich wird der Herr die Demütigen und Einfältigen bewahren, aber es ist doch nötig, darauf hinzuweisen, daß in unseren Tagen eine besonnene Prüfung, sowohl der Druckschriften als auch der lehrenden Persönlichkeiten, dringend geboten ist.

Wir erleben es z. B., daß ein Bruder, der gesegnet mit dem Worte gedient hat, sich nachher enthüllt als Vertreter einer Irrlehre. Auch gibt es bei manchen Evangelisten und Lehrern eine traurige Entwicklung. Wir kennen solche, welche einst klar auf dem Boden der Schrift standen, die aber nachher einen Kompromiß mit der Welt machten: nun tasten sie das Wort Gottes an und werden unfähig, das klare Evangelium zu verkündigen.

Dazu kommt noch ein anderes: Manchen treuen und gesegneten Dienern bleiben wichtige Wahrheiten unbekannt. Bei einzelnen liegt das an ihrem Werdegange auf geistlichem Gebiete, bei anderen liegt ein Mangel an Forschen im Worte Gottes vor und Mangel an Beugung unter das Wort. Es gibt Männer von treuem Wandel, welche gesegnete Zeugen sind in betreff der Versöhnung, der Bekehrung und der praktischen Nachfolge des Herrn; aber sobald sie auf die Ratschlüsse Gottes mit Israel und mit der Gemeinde Jesu oder auf die letzten Dinge kommen, erweisen sie sich als gefangen in der Theologie vergangener Jahrhunderte. Wichtige Wahrheiten, wie z. B. die Hoffnung der Entrückung der Gläubigen, sind manchen bewährten Dienern fast unbekannt.

Anderen wieder, welche persönlich gewissenhaft wandeln, fehlt die klare Unterscheidung zwischen Gesetz und Gnade. Diese Umstände machen es nötig, da, wo das Wort Gottes verkündigt wird, mit Aufmerksamkeit zu prüfen, ob das Gesagte mit dem Worte Gottes übereinstimmt.

Es gibt aber über das Vorstehende hinaus einen **Geist der Kritik**, welcher, statt sich am Worte Gottes und am Dienste eines Bruders zu erfreuen, beständig auf der Lauer liegt, um etwas zu entdecken, was nicht in die eigene Schablone paßt. Wo dieser Geist herrscht, ist sowohl die heilige Freude am Worte Gottes als der persönliche Gewinn aus der Wortverkündigung geschädigt. Dieser kritische Geist ist unbewußt (manchmal auch bewußt) dauernd auf der Suche nach irgend etwas, was man tadeln könnte. Wir haben es erlebt, daß durch kritische Schriften und Aufsätze in christlichen Blättern Geschwister in feindseligem Geiste herabgesetzt wurden, als ob an ihnen nichts Gutes anzuerkennen wäre. Weil die brüderliche Liebe diesen Geschwistern gegenüber bei jenen Kritikern versagte, sahen sie den Wandel und die Anschauungen derer, die sie verurteilten, nur durch die eigene Brille ihrer persönlichen Anschauungen an.

Dieser Geist der Kritik, welcher die Liebe und die Freude tötet, nimmt zuzeiten teure Kinder Gottes so völlig gefangen, daß sie sich nicht mehr freuen können über das, was Gott im Leben anderer Kinder Gottes bewirkte, weil die betreffenden Christen in diesem oder jenem Punkte eine abweichende Anschauung hatten und einen anderen Weg gingen.

. . . Es ist so wichtig, daß wir uns gewöhnen, **das Werk Gottes** mit Freude anzuerkennen, wo es uns begegnet, auch dann, wenn es in den Rahmen nicht genau passen will, von dem wir überzeugt sind, daß er biblisch ist. **Gott** gibt noch heute Seiner ganzen Gemeinde **Evangelisten, Lehrer und Hirten**, und Er weiß trotz aller Zerspaltung und Verwirrung Seine Diener zu legitimieren. Jedes demütige Kind Gottes sollte mit Freude den Dienst solcher treuen Zeugen anerkennen und davon Nutzen ziehen.

Es gibt einen Geist der Kritik auch unter Gläubigen, welcher dem Redenden die Freimütigkeit nimmt, welcher beim gemeinsamen Gebet Herz und Lippen verschließt, weil man sich fürchtet vor der Kritik, die ein einziges Wort hervorrufen könnte, das von diesem oder jenem Bruder nicht als korrekt befunden würde. Dieser Geist hindert uns, von solchen Geschwistern, die anders geführt wurden, noch etwas zu lernen. Der Herr läßt uns manchen Gläubigen begegnen, die zwar nicht mit uns auf dem Wege wandeln, den wir als den gottgewollten Weg der Wahrheit erkannt haben, von denen wir aber, was Hingebung, Anspruchslosigkeit und Eifer für die Sache des Herrn betrifft, vieles zu lernen haben.

Sehr beachtenswert ist ferner, was der Verfasser in einem dritten Abschnitt sagt über das

Reden hinter dem Rücken.

Das Ansehen des Glaubens würde der Welt gegenüber viel makelloser dastehen, wenn nicht die Gläubigen

gegenseitig voneinander übel redeten. Es sind nicht nur die Spaltungen und die von manchen Gläubigen vor den Kindern der Welt mit Wort und Druckerchwärze geführten Bruderkriege, es ist noch viel mehr die herabsetzende, oft auch verleumderische Rede hinter dem Rücken anderer Kinder Gottes.

Alles, was einem Gläubigen angetan wird, fühlt der Herr als gegen Ihn selbst gerichtet. Er sagte zu Saulus von Tarsus nicht: „Was verfolgst du meine Jünger?“, sondern Er sagte: „**Was verfolgst du mich?**“ Den Pfeil böser Rede, welcher gegen einen Gläubigen abgeschossen wird, fühlt der Herr als gegen Ihn selbst gerichtet. Möchten wir dies bedenken, sowohl wenn wir ungünstige Nachrichten über einen Bruder erzählen, als auch wenn wir über seinen Dienst, über seine Person ein hartes Urteil fällen, oder wenn wir seinen Weg und seine Absichten verdächtigen.

Der Jakobusbrief spricht von Kriegen und Streitigkeiten unter den Gläubigen und bezeichnet die Zunge als ein kleines Feuer, welches imstande ist, einen großen Wald anzuzünden. Durch ungeheiligte, lieblose Reden, die von anderen gierig aufgenommen, weitergetragen und vergrößert wurden, sind schon oft teure Geschwister entfremdet, blühende Gemeinschaften zerstört, gesegnete Arbeiter der Kraft beraubt worden. Die Zungen der Gläubigen haben schon an vielen Stellen dem Satan gedient; Jakobus belehrt uns, daß sie sogar von der Hölle entzündet werden können. (Jak. 3, 6.) Wir erleben es zuweilen, daß diese satanische Arbeit unter Kindern Gottes mit planmäßiger

Energie durch Monate und Jahre betrieben wird. Da werden aufhezkende Briefe geschrieben, heimlich Pläne geschmiedet, um solche Geschwister ihres Dienstes und Ansehens zu berauben, welche Gott zum Segen gesetzt hat. Dies hat schon Paulus erleben müssen, und mancher treue Diener erlebt es heute noch: „Sie haben ihre Zunge geschärft gleich einem Schwerte, ihren Pfeil angelegt, bitteres Wort, um im Versteck zu schießen auf den Unsträflichen: plötzlich schießen sie auf ihn und scheuen sich nicht“. (Dies Ps. 64.) Es ist zum Weinen, wenn dies unter Gläubigen erlebt wird, und doch wird es erlebt! Mit Schmerz fragt man sich: Wie ist es möglich, daß Satan unter Gläubigen solche Macht ausüben kann zum Verderben?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Nur die Unwachsamkeit der Gläubigen über ihr Herz und ihre Lippen ist Schuld daran und gibt dem Satan Gelegenheit, einzudringen und seine giftigen Pfeile zu schießen. Jede solche Erscheinung sollte die Treuen um so mehr zur Wachsamkeit und zum Gebet treiben.

Schon viele Kinder Gottes, welche ihren Brüdern unter keinen Umständen Geld stehlen würden, haben sie um Güter von unbezahlbarem Werte betrogen, nämlich um die Liebe, die Hochachtung, das Vertrauen ihrer Geschwister.

Es gehört zu den ersten Anforderungen einer achtbaren Familie, daß die Familienglieder sich gegenseitig verteidigen und füreinander eintreten. Aber wie oft verstoßen die Kinder Gottes gewissenlos gegen diesen Grundsatz! Einst klagte ein Bruder, daß in seiner Gemeinschaft, sobald von anderen Gläubigen die Rede sei, diesen etwas Arges oder Herabsetzendes angehängt werde. Wie traurig ist das! Wie ernst warnt das Wort Gottes: „Du sollst nicht als ein Verleumder umhergehen unter deinen Völkern!“ (3. Mose 19, 16.) „Ein verkehrter Mann streut Zwietracht aus, und ein Ohrenbläser entzweit Vertraute.“ (Spr. 16, 28.) „Redet

nicht widereinander, Brüder.“ (Jak. 4, 11.) „Leget nun ab . . . alles üble Nachreden.“ (1. Petr. 2, 1.) Die Kritik hinter dem Rücken ist fast immer ungerecht, oftmals sogar lügenhaft. In vielen Fällen liegt unbewußt der Wunsch vor, sich darüber zu rechtfertigen, daß man sich von diesem oder jenem treuen Kinde Gottes fernhält. Man malt die Person oder den Dienst eines Bruders, der da oder dort genannt wird, in ungünstigen Farben, damit der eigene Weg, die eigene Berechtigung um so unantastbarer dastehe. Dieses Gemälde hält aber vor Gott nicht stand.

Wenn die Gläubigen in dem Bewußtsein der Gegenwart Gottes wandelten, so würden sie über Abwesende kein ungünstiges Wort reden, welches sie dem Betreffenden nicht persönlich gesagt oder geschrieben hätten. Dies bezeugt schon das Gewissen einem edel denkenden, unbekehrten Menschen — wieviel mehr sollte es unter Kindern Gottes so sein! Jeder abwesende Bruder, der angegriffen oder verurteilt wird, sollte in den anwesenden Gläubigen seine Verteidiger finden. Es ist eine gute Inschrift, wenn über der Wohnung der Christen geschrieben steht: Hier wird kein Schutt abgeladen! Auch ist es ein guter Weg, wenn man den Verleumder auffordert, sogleich mitzukommen, um dem Verleumdeten Auge in Auge zu sagen, was man hinter seinem Rücken gegen ihn vorgebracht hat. Paulus warnt: „So urtheilet nicht etwas vor der Zeit, bis der Herr kommt, welcher auch das Verborgene der Finsternis ans Licht bringen und die Ratschläge der Herzen offenbaren wird; und dann wird einem jeden sein Lob werden von Gott.“ (1. Kor. 4, 5.) Wie beschämend wird für viele Kinder Gottes jene Stunde vor dem Richterstuhl des Christus sein, in welcher der Herr das Leben, die Treue, die Hingabe, die Demut, die Selbstlosigkeit jedes einzelnen der Seinigen auf gerechter Wage wiegen und offenbar machen wird!

Wie manches Mal schon wurden wir beschämt, wenn wir Brüder kennen lernten, über welche wir in unseren Gedanken herabsetzend geurteilt hatten, und mußten dann eine Liebe, Treue und Hingebung erkennen, hinter der unser eigenes Christentum weit zurückstand!

Die üble Nachrede, die verleumderischen Worte gleichen dem Unkrautsamen, welchen der Wind dahintrug. Wer kann ihn einsammeln? Niemand! Er wird weithin über das Land verstreut, geht auf und breitet sich aus. Daß die Welt beschäftigt ist, die treuen Kinder Gottes zu verdächtigen und herabzusetzen, ist natürlich und unvermeidlich. Aber wie schmerzlich, wenn Gläubige darin dem Feinde als Bundesgenossen dienen!

Dies trifft in erhöhtem Maße die Druckschriften, in welchen die Kinder Gottes herabgesetzt werden. Wenn man alle die Schriften und Artikel in christlichen Blättern zusammenfassen will, in welchen herabsetzend oder bitter über andere Gläubige geurteilt wurde — es sind hier nicht gemeint diejenigen Schriften und Artikel, welche die Herde Jesu warnen und bewahren wollten vor gefährlichen Irrlehren und Irrlehrern — und wenn man dann die Frage stellt: Welcher Nutzen, welches Gute ist aus all diesen Druckschriften geflossen? so darf man getrost sagen: Nur Unheil und Beschämung. Es wäre viel Schaden und viel Schmerz und viel Unehre für die Sache Gottes erspart worden, wenn diese Dinge nicht geschrieben worden wären. Das Wort Gottes warnt uns, über andere Kinder Gottes abzuurteilen. . . . Wenn es eine Zeit gegeben hat, in welcher es nötig war, diejenigen in Einheit und Liebe zu verbinden, die den Herrn anrufen aus reinem Herzen (2. Tim. 2, 22), so ist es gewiß die gegenwärtige Zeit.

Betrachtungen über das Buch Nehemia.

(Fortsetzung.)

Kapitel 4.

Hindernisse von außen.

Das 3. Kapitel hat uns einen vollständigen und übersichtlichen Bericht von der Wiederherstellung der Mauern Jerusalems gegeben; das 4. teilt uns mit, was sich während der Dauer dieser Arbeit zutrug. „Und es geschah, als Sanballat hörte, daß wir die Mauer bauten, da wurde er zornig und ärgerte sich sehr. Und er spottete über die Juden, und sprach vor seinen Brüdern und dem Heere von Samaria und sagte: Was machen die ohnmächtigen Juden? Wird man es ihnen zulassen? werden sie opfern? werden sie es an diesem Tage vollenden? werden sie die Steine aus den Schutthaufen wieder beleben, da sie doch verbrannt sind? Und Tobija, der Ammoniter, stand neben ihm und sprach: Was sie auch bauen; wenn ein Fuchs hinaufftiege, so würde er ihre steinerne Mauer auseinander reißen!“ (V. 1—3.)

Diese erbitterten Feinde haßten die Juden um so mehr, weil sie selbst einigermaßen Kenntniß von dem wahren Gott besaßen. Sanballat stand an der Spitze der Streitkräfte von Samaria, wo der Götzendienst

nicht völlig von dem Dienst Jehovas abge sondert war. Ähnliches wird man immer finden. Die Vermengung des Wahren mit dem Falschen in religiösen Dingen steht dem christlichen Zeugnis viel feindlicher gegenüber, als das einfache Heidentum. Die Welt, die ihre Religion aus der Bibel und den Evangelien geschöpft und ihr Glaubensbekenntnis aus gewissen Wahrheiten der Schrift gebildet hat, steht häufig an der Spitze dieser Gegnerschaft. Sie kann die, welche die Mauer und die Tore der Stadt Gottes bauen, nicht ertragen, denn diese Schutzwehren richten sich gegen sie. Ihre Feindschaft beginnt mit dem Spott, der die Furchtsamen mehr erschreckt, als der Haß. Spott war eine der Waffen Sanballats. (Kap. 2, 19; 4, 1.) Wir alle unterliegen leicht seinem Einfluß, wenn unsere Herzen frühere Verbindungen mit der Welt nicht gebrochen haben. Wir fürchten uns dann vor dem Verlacht- und Verachtetwerden und weichen zurück vor der öffentlichen Gemeinschaft mit dem erniedrigten Volke, mit „diesen ohnmächtigen Juden“, welche sich anmaßen, die Breschen wieder auszubessern und ihren Brüdern zu helfen, die Angriffe der Feinde zurückzuweisen.

In den Versen 4 u. 5 ruft Nehemia die Rache Gottes auf diese Menschen herab, die Ihn „angefichts der Bauenden gereizt haben“. Wir können heute nicht eine solche Bitte an Gott richten, denn unser Ruf zu Ihm ist und kann nur der Ruf der Gnade sein; wir wissen aber, daß Gott die Feindschaft der Welt gegen die Familie des Glaubens wie eine persönliche Beleidigung fühlt. „Es ist bei Gott gerecht, Drangsal zu vergelten denen, die euch bedrängen.“ (2. Theff. 1, 6.)

Andererseits sind wir dessen gewiß, daß der Widerstand des Feindes nicht die Erfüllung des Werkes Gottes verhindern kann. Wir bedürfen nur des Glaubens, der auf Gott vertraut, und des Geistes, der unsere Herzen für das Werk stärkt. Nehemia fügt hinzu: „Aber wir bauten weiter an der Mauer; und die ganze Mauer wurde bis zur Hälfte geschlossen, und das Volk hatte Mut zur Arbeit.“ (B. 6.) Ob es sich darum handelt, Jerusalem in Verteidigungszustand zu setzen, oder es zu erobern, die Grundsätze bleiben dieselben. Tobija sagt: „Wenn ein Fuchs hinaufstiege, so würde er ihre steinerne Mauer auseinander reißen!“ aber Nehemias Erwiderung lautet: „Wir bauten weiter an der Mauer“. So hatten auch die Sefusiter einst zu David gesagt: „Du wirst nicht hier hereinkommen, sondern die Blinden und die Lahmen werden dich wegtreiben“; aber „David nahm die Burg Zion ein“. (2. Sam. 5, 6. 7.)

Der Widerstand, welchen die Erbauung der ersten Hälfte der Mauer Jerusalems fand (B. 6), war also bitter; als aber die Misse sich zu schließen begannen, vermehrte sich der Zorn der Feinde. „Sie verschworen sich alle miteinander, zu kommen, um wider Jerusalem zu streiten und Schaden darin anzurichten.“ (B. 8.) Was sollte jetzt aus diesem armen Volke werden? Es handelte sich nicht mehr um den Widerstand einzelner Personen, sondern um eine von den gleichen mörderischen Absichten beseelte Vereinigung. Wir hören im 9. Verse, daß in einem solchen Falle zweierlei notwendig ist: „Da beteten wir zu unserem Gott und stellten aus Furcht vor ihnen Tag und Nacht Wachen gegen sie

auf“. Das erste ist also das Vertrauen auf Gott allein und die Abhängigkeit von Ihm; beides wird durch das Gebet ausgedrückt. „Wir beteten zu unserem Gott.“ Er ist die große Hilfsquelle. Diese Überzeugung veranlaßte Nehemia ein wenig später zu sagen: „Fürchtet euch nicht vor ihnen! Gedenket des Herrn, des großen und furchtbaren“ (B. 14); und weiter im 20. Verse: „Unser Gott wird für uns streiten“. Da liegt auch unsere Kraft: sie ist in Gott und wird uns stets gewährt, wenn wir eine Stellung der Abhängigkeit vor Ihm einnehmen. — Das zweite ist die Wachsamkeit: „Wir stellten Tag und Nacht Wachen gegen sie auf“. Doch diese beiden Dinge sind unzertrennlich. „Seid besonnen, und seid nüchtern zum Gebet!“ (1. Petr. 4, 7.)

Trotz dieser Worte wird Juda von Entmutigung erfaßt. „Und Juda sprach: Die Kraft der Lastträger sinkt, und des Schuttes ist viel, und so vermögen wir nicht mehr an der Mauer zu bauen.“ (B. 10.) Wie manchmal, wenn die Arbeit drückend und der Feind mächtig war, haben wir gesehen, daß Entmutigung sich zeigte, oder haben sie bei uns selbst verspürt! Die Last ist zu schwer, des Schuttes zu viel; wir können nicht bauen. Sicher hatten die, die so redeten, sich nicht dem Gebet Nehemias und dem Aufstellen der Wachen angeschlossen. Anstatt auf Gott zu blicken, blickten sie auf sich selbst und auf die Hindernisse.

Was wäre aus Juda geworden, wenn Nehemia auf diese Klagen gehört hätte? Denn inzwischen hätte der Feind aus dem allen Nutzen gezogen. „Sie sollen es nicht wissen, noch sollen sie es sehen,“ sprachen die

Gegner, „bis wir mitten unter sie kommen und sie erschlagen und dem Werke Einhalt tun.“ (B. 11.)

Noch ein anderes schlimmes Element verbindet sich mit dieser Verwirrung. Die Juden, „welche neben den Feinden wohnten“, kamen zehnmal, um die Arbeiter Jerusalems zu warnen. Diese Juden hatten jedenfalls keine bösen Absichten; aber ihre Verbindungen mit den Gegnern waren nicht das, was zur Befestigung des Herzens des Volkes notwendig war. Wie oft haben auch wir in unruhigen Tagen ähnliche, von jener Seite kommende Warnungen gehört: „Man will an euch! Der Feind ist mächtig. Nehmt euch in acht! wenn ihr so fortfahrt, werdet ihr einen allgemeinen Sturm wachrufen!“ Man beachte, daß diese Warner kein Hilfsmittel vorzuschlagen hatten und darum die Angst der Schwachen nur vermehrten. Doch der Mann Gottes, der schon den einzuschlagenden Weg klar vor sich sieht, schöpft aus ihren Warnungen nur neuen Mut und wird gestärkt. Dank der Kraft, die er in der Gemeinschaft mit seinem Gott findet, ändert sich die Szene, und diejenigen aus dem Volke, welche bis dahin nur Arbeiter waren, werden Streiter, die bereit sind den Feind zurückzutreiben.

Wir Christen müssen auch, um in den bösen Tagen, durch die wir gehen, in wirksamer Weise an dem Werke Gottes zu arbeiten, diese beiden Eigenschaften besitzen: wir bedürfen der Ausdauer und der Energie. Man findet hier verschiedene Klassen von Streitern. Im ersten Augenblick, wenn der Angriff nahe bevorsteht, greifen alle ohne Unterschied zu den Waffen. „Ich stellte das Volk auf nach den Geschlechtern, mit

ihren Schwertern, ihren Lanzen und ihren Bogen.“ (B. 13.) So war alles vorgesehen: das Schwert für den Kampf Mann gegen Mann, die Lanze, um den Feind von sich abzuhalten, der Bogen, um ihn aus der Ferne zu erreichen. Für uns enthält das Wort Gottes alle diese Waffen zugleich; ihr Zweck ist, „für unsere Brüder (man beachte, daß sie an erster Stelle stehen), für unsere Söhne und unsere Töchter, unsere Weiber und unsere Häuser zu streiten“. (B. 14.)

Nachdem diese entschlossene Haltung den Plan der Feinde vereitelt hatte, „kehrten alle zur Mauer zurück, ein jeder an sein Werk“. (B. 15.) „Von jenem Tage an arbeitete die Hälfte meiner Diener an dem Werke, während die andere Hälfte die Lanzen und die Schilde und die Bogen und die Panzer hielt“, das heißt die Angriffs- und die Verteidigungswaffen. Die Lastträger und die, welche aufluden, arbeiteten mit einer Hand und hielten mit der anderen eine Waffe, und die Bauenden hatten ein jeder sein Schwert um die Lenden gegürtet. (B. 17. 18.)

Alle diese Tatsachen sind voll Belehrung für uns. Das Werk Gottes gegen den Feind zu verteidigen, ist bei gewissen dringenden Gefahren die Pflicht aller. Zu anderen Zeiten könnte ein solch ausschließliches Verhalten eine Verzögerung des Werkes herbeiführen. Die Waffen zum Angriff oder zur Verteidigung sind dann mehr gewissen Brüdern unter uns anvertraut. Doch diejenigen, welche bei der Arbeit helfen, und selbst die, die ganz darin stehen, dürfen nie in ihrer Wachsamkeit nachlassen. Wenn sie nicht mit einer Hand die Waffe halten können, mögen sie das Schwert um ihre

Hüfte gürten. Kein Kind Gottes sollte den Gebrauch des Wortes, dieses zweischneidigen Schwertes, gänzlich anderen überlassen. Einige mögen fähiger sein als andere, es in jedem Augenblick und unter allen Umständen zu schwingen; aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß wir alle es überall tragen sollen, und daß jedes Glied der Familie Gottes imstande sein muß, es bei Gelegenheit zu benutzen.

Ein solches Verhalten paßt augenscheinlich dem Feinde nicht. In dem Augenblick, da die Arbeiter das Schwert um die Hüfte gürteten, hätte er ihnen sagen können: „Vertrauet eure Schwerter doch anderen an, die besser zum Streite taugen als ihr. Beschäftiget euch mit eurer Arbeit, und suchet nicht zwei Dinge zugleich zu tun. Zudem braucht ihr euch nicht zu beunruhigen, es wird schon alles gut gehen.“ Doch der Arbeiter antwortet: Nein, es wird nicht alles gut gehen, wenn ich mich bei euren Worten beruhige. Den Herrn handeln lassen, ist ein unschätzbares Vorrecht; aber habe ich nicht für Ihn zu streiten? Zu sagen: Der Herr wird handeln, wenn ich das Schwert des Geistes, die Wachsamkeit, das Gebet, die Ausdauer aufgebe, heißt einer gewissen Niederlage entgegengehen.

Doch auch das genügt noch nicht. Nehemia spricht zu den Vorstehern: „Das Werk ist groß und weitläufig, und wir sind auf der Mauer zerstreut, einer von dem anderen entfernt. An dem Orte, wo ihr den Schall der Posaune hören werdet, dahin versammelt euch zu uns. Unser Gott wird für uns streiten!“ (B. 19. 20.)

Soll eine Arbeit in wirksamer Weise geschehen, so muß sie gemeinschaftlich ausgeführt werden.

Wenn der Feind sich zeigt, dürfen die Gläubigen nicht zerstreut sein; findet er auf dem angegriffenen Punkte keinen gemeinsamen Widerstand, so werden sie sicherlich unterliegen. Der Gegner zieht Nutzen aus der Zerstreuung der Kinder Gottes, und am meisten ist ihm ihr Zusammenkommen zuwider, denn er weiß, daß ihre Kräfte dadurch verzehnfacht werden. Auch ist sein erstes Bemühen, wenn er sie angreift, darauf gerichtet, Zwietracht und Trennung unter ihnen anzurichten. Darum erschallt der Ruf Gottes: „Versammelt euch!“ heute, wie in den Tagen Nehemias, von allen Seiten. Wir haben einen Sammelpunkt. Versammeln wir uns um den Anführer! Die Posaune ist laut genug erschollen, um von allen gehört zu werden. Beeilen wir uns deshalb und laßt uns nicht sagen: Die Arbeit genügt mir. Nein, sagt der Anführer, sie genügt nicht; denn der Feind wird, wenn er dich vereinzelt findet, dich und dein Werk zerstören. Die Gefahr ist drohend. Sammeln wir uns, anstatt uns zu zerstreuen! Laßt uns Ohren haben, zu hören, was der Geist den Versammlungen sagt! Es ist sehr gut, vor seinem Hause zu bauen, aber die allgemeinen Interessen des Volkes Gottes erfordern unsere Kraft angesichts unserer Brüder. Dazu ruft uns die Posaune zusammen. Bald, wenn der Kampf zu Ende ist, wird sie uns zum letzten Male zusammenrufen, dorthin, wo es nichts mehr zu bauen noch zu verteidigen gibt, sondern wo wir in Frieden eine ewige Ruhe genießen werden.

Kapitel 5.

Hindernisse von innen.

Das 4. Kapitel hat uns die Notwendigkeit gezeigt, gewappnet zu sein, um das Werk des Herrn auszuführen, denn man kann jeden Augenblick berufen werden, den Feind zu bekämpfen.

Das 5. Kapitel zeigt uns ein sehr demütigendes Schauspiel. War das Zeugnis des Volkes nach außen hin von einer lobenswerten Tätigkeit begleitet, so ließ es im Innern viel zu wünschen übrig; ja, es wurde durch anstößige Tatsachen gehemmt. Wo waren die brüderlichen Beziehungen zwischen den Gliedern des Volkes Gottes? Fand man Hingebung, Erbarmen, Mitgefühl mit den Armen, und offenbarte sich die Liebe, wie sie es hätte tun sollen? Nein; „es entstand ein großes Geschrei des Volkes und ihrer Weiber gegen ihre Brüder, die Juden“. (B. 1.) Ein großes Geschrei; Klagen, Beschuldigungen, die übrigens vollkommen gerechtfertigt waren!

Die Armen verlangten Getreide zum Leben. (B. 2.) Wo war die Liebe? Es wäre nötig gewesen, daß die Reichen nach dem Beispiel Christi ihr Leben für die Brüder gelassen hätten, und nun halfen sie ihnen nicht einmal in den gewöhnlichen Dingen des Lebens! „Wer aber der Welt Güter hat und sieht seinen Bruder Mangel leiden und verschließt sein Herz vor ihm, wie bleibt die Liebe Gottes in ihm?“ (1. Joh. 3, 17.) Oder wie es an einer anderen Stelle heißt: „Wenn aber ein Bruder oder eine Schwester nackt ist und der täglichen Nahrung entbehrt, und jemand unter euch spricht zu ihnen: Gehet hin in Frieden, wärmet euch und

fättiget euch! ihr gebet ihnen aber nicht die Notdurft des Leibes, was nützt es? Also ist auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, an sich selbst tot.“ (Jak. 2, 15—17.)

„Und es waren, die da sprachen: Wir mußten unsere Felder und unsere Weinberge und unsere Häuser verpfänden, daß wir Getreide erhielten in der Hungersnot.“ (B. 3.) Und wer hatte von ihnen Nutzen gezogen, als sie, Hunger leidend, Brot haben mußten? Ihre eigenen Brüder! Und doch verbot das Gesetz Moses das ausdrücklich. Der Israelit konnte den Nationen leihen, aber er sollte keinen Zins nehmen von seinem Bruder. (5. Mose 23, 19. 20; 2. Mose 22, 25.) So hatte die Liebe zum Gewinn sie diese große Sünde begehen lassen.

„Und es gab solche, die da sprachen: Wir haben Geld entlehnt auf unsere Felder und unsere Weinberge für die Steuer des Königs. Und nun, unser Fleisch ist wie das Fleisch unserer Brüder, unsere Kinder sind wie ihre Kinder; und siehe, wir müssen unsere Söhne und unsere Töchter dem Knechtsdienst unterwerfen; und manche von unseren Töchtern sind schon unterworfen, und es steht nicht in der Macht unserer Hände, sie zu lösen; unsere Felder und unsere Weinberge gehören ja anderen.“ (B. 4 u. 5.) Da der Tribut für den König (Esra 6, 8; 4, 20) eingetrieben wurde, hatten diese Leute auf ihre Felder und Weinberge Geld von ihren Brüdern entlehnt; weil sie nun ihre Schuld nicht zurückzahlen konnten, gehörte ihnen nicht nur das Land nicht mehr, sondern sie mußten auch ihre Kinder zu Knechten hingeben, ohne sie zurückkaufen zu können.

Ihre Felder waren ja in den Händen ihrer Brüder!
Welch ein elendes Los!

Wie zeigt uns das, daß ein richtiges Zeugnis nach außen hin uns keine Gewähr dafür bietet, daß es auch in anderer Beziehung gut mit uns steht! Im Gegenteil, jenes Zeugnis kann sogar bezüglich unseres praktischen Lebens eine große Schlinge für uns werden, indem die Befriedigung darüber, daß wir einen Platz der Absonderung von der Welt einnehmen, unseren geistlichen Stolz nähren und uns über unsere sittliche Schlaffheit in unseren Beziehungen zu den Brüdern hinwegsehen lassen kann. Gegen diese Gefahr warnt auch Jeremia das Volk: „Verlasset euch nicht auf Worte der Lüge, indem man spricht: Der Tempel Jehovas, der Tempel Jehovas, der Tempel Jehovas ist dies! Sondern wenn ihr eure Wege und eure Handlungen wirklich gut macht, wenn ihr wirklich Recht übet zwischen dem einen und dem anderen, den Fremdling, die Waise und die Witwe nicht bedrückt . . . so will ich euch an diesem Orte wohnen lassen.“ (Jer. 7, 4—6.)

Angesichts dieser Unordnung wurde Nehemia sehr zornig. Er fragte niemand um Rat, was er jetzt zu tun habe, ebensowenig wie in der Nacht, da er den Rundgang um die Mauern Jerusalems machte. „Mein Herz“, sagte er, „pflegte Rats in mir.“ Er wußte bei sich selbst, was seine Pflicht war, sowohl bezüglich des öffentlichen Zeugnisses wie auch betreffs des sittlichen Lebens des Volkes. Er fürchtete sich nicht, die Angesehenen vor einer großen Versammlung bloßzustellen; das menschliche Ansehen hielt ihn nicht zurück, wenn es

sich um die Wahrheit handelte. So tadelte auch Paulus den Petrus vor allen in Antiochien und widerstand ihm ins Angesicht, weil er dem Urteil verfallen war. (Gal. 2, 11—14.) Hier zeigt Nehemia den Edlen und Vorstehern, daß ihre Brüder, die unter den Nationen wohnten, ganz anders und viel besser handelten als sie. Jene hatten ihre Brüder, die den Nationen als Sklaven verkauft waren, losgekauft, und sie wollten sie verkaufen! Und zwar „uns sollen sie sich verkaufen?“ (B. 8.) Welche Schande!

Können wir hieraus nicht eine Belehrung für uns selbst ziehen? Brüder, die noch auf mancherlei Art mit der Welt verbunden sind, geben durch ihre Aufopferung für ihre Brüder oft ein weit besseres Zeugnis, als andere, die mit Kraft auf der äußeren Absonderung bestehen. Wenn diese beiden Dinge nicht zusammengehen, so hat das christliche Zeugnis keinen wirklichen Wert. Aber laßt uns nicht vergessen, daß die Welt mehr getroffen wird von einem Zeugnis, welches unter der Form brüderlicher Liebe abgelegt wird, als unter der einer äußeren Absonderung. Darum sagt Nehemia zu den Vornehmen: „Solltet ihr nicht in der Furcht unseres Gottes wandeln, daß wir nicht den Nationen, unseren Feinden, zum Hohne seien?“ (B. 9.)

Seine eigene Stellung, die rückhaltlose Hingebung für sein Volk, die völlige Berzichtsleistung auf seine eigenen Interessen erlaubten Nehemia so zu reden. Er hatte sein Verhalten im Privatleben mit seinem Auftreten in der Öffentlichkeit in Übereinstimmung gebracht. Er konnte sagen: „Ich aber tat nicht also, aus Furcht vor Gott. Und auch an dem Werke dieser Mauer griff ich

mit an; und wir kauften kein Feld; und alle meine Diener waren daselbst zum Werke versammelt.“ (B. 15 u. 16.) Er hatte als Statthalter das Recht, auf Kosten des Volkes seinen Unterhalt zu empfangen; aber auch darauf hatte er völlig verzichtet. So handelte auch der Apostel Paulus zu Korinth. Wer des Altars wartet, hat das Recht, vom Altar zu leben; und so ist es mit allen Dienern. Doch Paulus hatte nichts von den Korinthern genommen, um dieser geliebten Versammlung in der Gefahr von seiten derer, die sie beraubten, als Vorbild zu dienen. Nehemia verwandte seine eigene Habe, um täglich 150 Juden und Vorsteher zu speisen, ungerechnet die gelegentlichen Gäste. Er war also imstande, zu ermahnen oder vielmehr zu fordern, daß jener böse Zustand aufhöre.

Gott sei Dank! er hatte die Freude, eine Antwort zu bekommen. Ob die Ermahnungen des treuen Mannes das Gewissen derer, die gesündigt hatten, tief trafen, können wir nicht sagen. Jedenfalls klingen ihre Worte ein wenig matt für gedemütigte und zerknirschte Leute: „Wir wollen es zurückgeben und nichts von ihnen fordern; wir wollen also tun, wie du sagst“. (B. 12.) Doch wie dem auch sei, sie gehorchten, und diese einfache That des Gehorsams brachte in Israel Freude hervor: „Und die ganze Versammlung sprach: Amen! und sie lobten Jehova“. (B. 13.)

Sodann wendet sich Nehemia zu Gott, wie er es weiterhin noch oft tut: „Gedenke mir, mein Gott, zum Guten alles was ich für dieses Volk getan habe!“ (B. 19.) Sein einfältiges Herz hat die Gewißheit, daß Gott ihn anerkennt. Mit einem guten Gewissen kann

er vor Gott und Menschen stehen. Er hat alle seine Rechte als Tirsatha für den Dienst Jehovas und Seines Volkes aufgegeben, und er zweifelt nicht daran, daß Gott Wohlgefallen daran hat. — Was jedoch seinen Ermahnungen eine solche Autorität gab, war, daß er in völliger Wahrheit sagen konnte: „Wandelt, wie ihr mich zum Vorbilde habt“. (Fortsetzung folgt.)

Abraham in 1. Mose 18 und 19.

Die Stellung, welche Abraham in 1. Mose 18 u. 19 einnimmt, ist wegen ihrer Erhabenheit sehr bemerkenswert.

Er scheint den göttlichen Fremdling und Seine beiden Gefährten, die Engel, sogleich als solche erkannt zu haben, ohne daß es irgend einer Vorstellung oder Offenbarung bedurft hätte; gerade so wie es bei Josua, Gideon und anderen, die sich in ähnlichen Umständen befanden, der Fall war. Er war, wie ein anderer gesagt hat, an die Gegenwart Gottes gewöhnt. Das gibt uns den Schlüssel zu den beiden wunderbaren Kapiteln.

Der Herr kommt nicht, um bei Abraham irgend etwas in Ordnung zu bringen, oder um ihn in sittlicher Hinsicht zu belehren. Abraham steht vor Ihm in der Stellung, dem Charakter und der Haltung eines Menschen, der für die Gegenwart Jehovas völlig vorbereitet war.

Dementsprechend macht der Herr ihn auch mit Seinen Wegen und Gedanken bekannt, wie ein Mann es seinem Freunde gegenüber tut. Er offenbart ihm

Geheimnisse, die ihn selbst nicht unmittelbar angehen. Hätte es sich dabei um Abraham gehandelt, so hätte er gewissermaßen einen Anspruch darauf gehabt, sie zu vernehmen, und der Herr würde sie ihm sicherlich mitgeteilt haben. Aber er hat keinen persönlichen Anteil an den mitgetheilten Dingen. Es sind Gedanken und Absichten des Herrn über eine Stadt und ein Volk, mit denen Abraham nicht den geringsten Verkehr hatte. Die Sodomiter waren Fremde für ihn, wie er es für sie war; und das nicht zufällig, sondern mit Vorbedacht. So verkehrt der Herr jetzt mit Abraham wie mit einem Freunde, nicht wie mit einem Jünger oder gar einem Sünder; nein, Er verkehrt mit ihm wie mit einem Freunde.

Abraham verstand das sehr wohl, und es war sein gutes Recht. Die Gnade erwartet, verstanden zu werden, und es ist sicherlich ihre Freude, wenn es geschieht. Wir sollten, wenn der Herr uns zu irgend etwas auffordert, bereit sein zu gehen; wenn Er uns naht, sollten wir Ihm nahen.

So geht es hier. Die Engel, den Sinn ihres Herrn erfassend, ziehen sich zurück. Abraham dagegen naht dem Herrn und verwendet sich für die gottlose Stadt und ihre Bewohner. Für sich selbst hat er nichts zu bitten. Er hatte nichts zu bekennen, auch keine Anliegen betreffs seiner selbst vorzutragen; nein, so wie der Herr zu ihm über Sodom gesprochen hat, so redet er jetzt mit dem Herrn über den gleichen Gegenstand. Er tut Fürbitte als jemand, der Gott nahe steht; was ihn selbst betrifft, so ist alles in Ordnung, und er hat Zeit und Muße, anderen zu dienen.

Alles in diesem Gemälde ist voll Gnade und Würde. Da gibt es nichts Schwaches oder Dunkles. Alles ist Kraft und Erhabenheit.

Aber es geht noch weiter.

Am nächsten Morgen in aller Frühe begibt sich Abraham an den Ort, wo er über Sodom zu dem Herrn geredet hatte. (Die Art der Mitteilung im 19. Kapitel läßt darauf schließen, daß dieser Ort irgendwo auf den Bergen von Judäa lag und einen Überblick über die Jordanebene oder das Thal Sittim, in welchem Sodom lag, gewährte.) Dort sieht er den Brand der Stadt, wie sie von dem vom Himmel fallenden Feuer verzehrt wird. Er sieht das Gericht des Herrn. Er sieht es von der Höhe aus, wo er und der Herr am Tage vorher ihre Unterredung betreffs dieser Stadt gehabt hatten.

Dieses Ereigniß trägt denselben Charakter wie alles übrige. Wir erblicken Abraham immer noch in einer Stellung der höchsten Erhabenheit. Denn was wir hier sehen sind gleichsam die Beziehungen des Himmels zum Gericht, oder Gottes eigene Beziehungen zu demselben. Abraham wurde nicht aus dem Gericht befreit wie Lot, er wurde auch nicht durch dasselbe geführt wie Noah, noch einfach hinweggenommen, ehe es kam, wie Henoch, sondern, über all diesen Männern stehend, wird ihm des Himmels Platz in Bezug auf das Gericht gegeben. Er schaut zu, wie es an anderen ausgeübt wird, und hat selbst nichts damit zu tun; ebensowenig wie er von dem Schauplatz weggenommen zu werden braucht, ehe es kommt, oder sicher hindurchgeführt werden muß, wenn es da ist. Ich wiederhole

also: er steht in keinem niedrigeren Verhältnis zu ihm wie der Himmel selbst.

Das ist fürwahr eine große Sache. Es ist die Stellung, welche die Kirche (Gemeinde) in dem Buche der Offenbarung einnimmt, nicht ihre Stellung nach 1. Thess. 4, sondern mehr als das: ihre Stellung in der Offenbarung. Die gekrönten Ältesten sind droben, wenn die Gerichte in der Ebene oder unten auf der Erde ihren Lauf nehmen. Gleich Abraham sehen sie die Gerichte wie von der Stätte Gottes aus. Es ist nicht die bloße Aufnahme in den Himmel, bevor sie hereinsbrechen, wie bei Henoch (die hat dann bereits stattgefunden), noch ein Hindurchgeführtwerden, nachdem sie hereingebrochen sind, wie bei Noah; nein, sie schauen, wie Abraham es tat, von oben ihrer Ausführung zu.

Wie Abrahams Stellung im 18. Kapitel der gegenwärtigen Stellung der Gemeinde entspricht, indem auch ihr Gottes Geheimnisse kundgetan werden (vergl. Joh. 15, 15), so entspricht seine Stellung im 19. Kapitel der der Kirche in der Offenbarung, wo sie den Gerichten des Herrn auf der Erde zusieht. Abraham wurde zuerst von der Tatsache in Kenntnis gesetzt; dann schaute er, ohne daß er etwas mit der Sache selbst zu tun hatte, der Erfüllung der Tatsache zu.

Diese wunderbaren Kapitel geben indessen noch zu einem allgemeinen Gedanken über die Gerichte Gottes Anlaß. Wir können eine ganze Reihe dieser Gerichte verfolgen: zur Zeit Noahs, Lots, Israels in Ägypten, Israels am Ufer des Roten Meeres, Deborahs im Buche der Richter, der Kirche auf der Erde, wovon wir in 1. Kor. 11 lesen, der ver-

herrlichten Kirche in Dffbg. 5, des treuen Überrestes in Dffbg. 15, der Himmel in Dffbg. 19. Und bei jeder dieser Gelegenheiten sehen wir das Volk Gottes in anderer, unterschiedlicher Weise in Tätigkeit. Schönheit, Kraft und Bedeutsamkeit finden wir überall, denn die Art und Weise, wie der Glaube sich betätigt, entspricht, wie wir gleich sehen werden, dem Charakter des Gerichts.

Noah war Zeuge des göttlichen Gerichts über die Sünde, und durch die Gnade zugleich Zeuge seiner eigenen Befreiung aus demselben. Nachher betete er an, indem er dem Herrn ein Brandopfer darbrachte. (1. Mose 8.)

Lot wurde befreit, wie durchs Feuer gerettet; und dieser Tatsache entsprechend finden wir bei ihm weder Altar noch Opfer. Er wurde aus der Umkehrung entandt; das war alles. (1. Mose 19.)

Israel in Ägypten war, wie Noah, Zeuge des göttlichen Gerichts über die Sünde und wurde, gleich ihm, durch Gnade bewahrt. Auch beteten die Israeliten an, wie er, indem sie ihre Befreiung durch eine Opfermahlzeit feierten, durch das Essen des Lammes, dessen Blut sie beschirmte. (2. Mose 12.)

Im Unterschied davon wurde Israel am Ufer des Roten Meeres aus der Hand der Feinde befreit, deren Gericht sie als Augenzeugen beimohnten. Sie hatten deshalb auch ein Lied, wie es sich bei einer derartigen Gelegenheit für sie geziemte. (2. Mose 15.)

Deborah befand sich in der gleichen Lage und in der gleichen Beziehung zu dem göttlichen Gericht. Sie war Zeugin des Gerichts Gottes über die Feinde

ihrer Volkes, und so hatten sie und Barak, gerade wie Israel am Roten Meere, ein Lied. (Richter 5.)

Die Kirche auf Erden ist gleichfalls Zeugin des Gerichts Gottes über die Sünde, und sie feiert, wie Israel in 2. Mose 12, durch ihr Festmahl ihre eigene Erlösung. Sie verkündigt im Abendmahl mit Dankagung die Rettung Gottes. (1. Kor. 11.)

Die verherrlichte Kirche ist Zeugin der Gerichte Gottes über die Welt, womit ein Vorausempfangen ihres eigenen Königtums verbunden ist. Infolge dessen hat sie, ebenso wie die Israeliten am Roten Meere, oder wie Debora im Buche der Richter, ein Lied für ihre himmlischen Harfen bereit. (Vergl. Dffbg. 5.)

Auch die Überwinder in Dffbg. 15 haben ein Lied, denn das Gericht, von welchem sie singen, wird an den Feinden vollzogen, die sie bedrückt hatten, gerade so wie es bei Israel am Roten Meere der Fall war.

Die Himmel triumphieren mit lauter Stimme, wenn die, welche die Erde mit ihrer Hurerei verderbt hat, unter der Hand des Herrn fällt. (Dffbg. 19.)

Es herrscht also ein bemerkenswerter Unterschied in der Art, wie der Glaube sich an einem Tage göttlichen Gerichts betätigt. Wir haben zu unterscheiden zwischen Gerichten über Sünde und solchen über Feinde, und zwischen den entsprechenden Befreiungen durch Gnade und durch Macht. Es ist durchaus am Platze zu singen, wenn ein Gericht an unseren Feinden vollzogen worden ist, während die Macht Gottes uns daraus befreit hat. Aber ein Gericht über die

Sünde und unsere Befreiung aus demselben (denn wir selbst waren schuldig und dem Gericht verfallen) sollte mehr durch Anbetung im Geiste der Demut verherrlicht werden. Wir finden deshalb in 2. Mose 12 kein Lied, während es in 2. Mose 15 mit Recht erklingt.

Die Handlungsweise und das Verhalten Abrahams in den uns beschäftigenden Abschnitten ist so schön, passend und bedeutsam wie nur irgend etwas in den angeführten Fällen. Sein Auge überblickte eine Stätte, wo das Gericht über die Sünde vollzogen worden war — er selbst war nicht in Gefahr gewesen, von ihm betroffen zu werden, denn er hatte keinen Anteil an der Sünde gehabt, die gerichtet wurde. Er hatte mit den Städten der Ebene nichts zu tun gehabt. Hierin unterscheidet sich seine Geschichte von der Noahs, denn Noah befand sich auf dem Schauplatz des Gerichts; ebenso von derjenigen Israels in Ägypten oder der Kirche Gottes auf Erden. Beide sind Zeugen von dem Gericht über die Sünde, aber mit dem Unterschiede, daß sie ihm selbst ausgesetzt gewesen und nur durch Gnade und Jesu Blut von ihm befreit worden sind. Nicht so Abraham im 19. Kapitel. Er bedurfte keiner persönlichen Befreiung von dem Gericht, das die Städte der Jordanebene heimsuchte; er schaut ihm von oben her zu. Seine Beziehungen zu demselben waren himmlischer Art. Von derselben Höhe, wo er tags zuvor mit dem Herrn zusammen gewesen war, sah er das Gericht hereinbrechen.

Aus einer Besprechung über die Feste Jehovas.

(Schluß.)

Auf das Fest der Erstlinge folgte für Israel eine lange festlose Zeit, die Zeit seiner Beiseitsetzung infolge der Verwerfung des Messias. „Denn die Kinder Israel werden viele Tage ohne König bleiben und ohne Fürsten und ohne Schlachtopfer.“ (Hos. 3, 4.) Aber obgleich Israel für eine so lange Zeit dahingegeben ist, bleibt es doch stets ein Gegenstand des liebenden Interesses Gottes.

Mit Vers 26 beginnt ein ganz neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Volkes. Wenn Gottes Tun mit den Nationen vollendet und ihre Zeit vorübergegangen sein wird, tritt Gott wiederum in Verbindung mit Seinem irdischen Volke. Die drei letzten Feste fallen alle in den siebenten Monat; das will sagen: sobald Gott wieder für Israel eintritt, werden die Ereignisse sich so drängen, daß die Ratschlüsse Gottes in Bezug auf Sein Volk recht schnell zur Ausführung kommen werden.

„Und Jehova redete zu Mose und sprach: Rede zu den Kindern Israel und sprich: Im siebenten Monat, am ersten des Monats, soll euch Ruhe sein, ein Gedächtnis des Posaunenhalls, eine heilige Versammlung. Keinerlei Dienstarbeit sollt ihr tun, und ihr sollt Jehova ein Feueropfer darbringen.“ (Vers 23—25.)

Es ist das geistliche Erwachen Israels aus Jahrtausende langem Todesschlaf, das uns hier vorbildlich gezeigt wird. Der Sohn des Menschen wird kommen auf den Wolken des Himmels. „Und Er wird Seine Engel aussenden mit starkem Posaunenschall, und sie werden Seine Auserwählten versammeln von den vier Winden

her, von dem einen Ende der Himmel bis zu ihrem anderen Ende.“ (Matth. 24, 31.) „Der Israel zerstreut hat wird es sammeln und wird es hüten wie Seine Herde.“ (Jer. 31, 10.) „Wie ein Hirt sich seiner Herde annimmt . . ., also werde ich mich meiner Schafe annehmen und werde sie erretten aus allen Orten, wohin sie zerstreut worden sind . . . Und ich werde sie herausführen aus den Völkern und sie aus den Ländern sammeln und sie in ihr Land bringen.“ (Hes. 34, 12. 13.) Das Gedächtnis des Volkes ist allezeit vor Gott, „in Seine beiden Handflächen hat Er es eingezeichnet“ (Jes. 49, 16), aber Er wird ihm dann seine traurige Geschichte ins Gedächtnis rufen. Es wird Israel am Ende der Tage ergehen, wie einst den Brüdern Josephs, welche sagten: „Wir sind schuldig wegen unseres Bruders“, und: „Gott hat die Missetat deiner Knechte gefunden“. (1. Mose 42, 21; 44, 16.) Sie werden mit tiefem Erschrecken inne werden, daß sie ihren eigenen König und Messias ermordet haben.

Auch am Feste des Posaunenhalls durfte keine Dienstarbeit getan werden. (Vers 24.) Das Aufwecken und das Sammeln Israels ist allein Gottes Werk. Ferner wurde dieses Fest am ersten des Monats, am Tage des Neumondes, gefeiert. Jeder Neumond mußte festlich begangen werden, aber dieser im 7. Monat deutete in ganz besonderer Weise auf das Wiedererscheinen des Lichtes Israels hin.

Wie bei Israel, so muß es auch im Leben des Einzelnen einmal ein Fest des Gedächtnisses, des Aufwachens und der Erinnerung an begangene Sünde

geben. Soll es nach langer, finsterner Nacht Licht werden, so muß Gott in das tote, gefühllose Herz des Menschen hineinposaunen und sein Gewissen aufwecken. Und Gott tut es, Er läßt sich an keines Menschen Herz unbezeugt. „So sind wir nun Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermähnte, wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5, 20.) Wohl dem, der den Ton der Posaune Gottes hört und ihm folgt!

Neun Tage später war der Versöhnungstag.

„Und Jehova redete zu Mose und sprach: Doch am zehnten dieses siebenten Monats ist der Versöhnungstag; eine heilige Versammlung soll euch sein, und ihr sollt eure Seelen kasteien, und ihr sollt Jehova ein Feueropfer darbringen. Und keinerlei Arbeit sollt ihr tun an diesem selbigen Tage.“ (3. 26—28.)

Der Versöhnungstag ist ganz besonders durch Seelenbetrübnis, durch Buße, gekennzeichnet. An diesem Tage durfte nicht nur keine Dienstarbeit, sondern überhaupt „keinerlei Arbeit“ getan werden; als ein Sabbath völliger Ruhe mußte er gefeiert werden. Jede Bemühung seitens des Menschen war streng untersagt. (Vergl. 3. Mose 16, 29—31.) Was könnte auch ein Mensch im Blick auf die Vergebung seiner Sünden tun? Gott hat in Christo ein Werk vollbracht, vorgebildet durch den Tod des Sündopfers, dessen Blut ins Heiligtum, in die Gegenwart Gottes, gebracht werden mußte. Auf Grund dieses Werkes kann heute jeder errettet werden, und auch Israel kann am Ende der Tage Vergebung seiner schweren Blutschuld finden. Dank-

baren Herzens und in voller Gewißheit des Glaubens kann der Gläubige singen:

Ruhe fand hier mein Gewissen,
Denn Sein Blut — o, reicher Quell!
Hat von allen meinen Sünden
Mich gewaschen rein und hell.

Die Grundsätze, die wir hier finden, gelten für alle Zeiten. „Jede Seele, die sich nicht kasteit“, d. h. die nicht aufrichtig Leid trägt über ihre Sünden, „soll ausgerottet werden.“ (B. 29.) Auf Gnade ruhen wollen ohne Selbstgericht heißt Gott versuchen. „Und jede Seele, die irgend eine Arbeit tut an diesem selbigen Tage“, d. h. die durch eigene Werk-tätigkeit dem Sühnungswerke noch etwas hinzufügen will, selbige Seele will Gott selbst aus der Mitte des Volkes vertilgen. (B. 30.) Sie wird, mit anderen Worten, in ganz besonderer Weise dem Gericht Gottes anheimfallen, weil sie jenes Werk geringschätzt und das Ergebnis ihres eigenen armseligen Wirkens neben Christum stellt. Wie könnte Gott so etwas ungestraft lassen?

Nach der Seelenbetrübnis des Volkes Israel am Ende der Tage, die ihren Höhepunkt erreichen wird, wenn sie ihren Hohenpriester mit den Wundenmalen in Seinen Händen sehen, und auf ihr Befragen erkennen werden, daß sie selbst es sind, die Ihm diese Wunden geschlagen haben (vergl. Sach. 13, 6; auch Jes. 53), kommt für sie die Erfüllung des großen Versöhnungstages: sie werden inne werden, daß ihre Sünden getilgt sind und nie mehr vor Gott ins Gedächtnis kommen werden. Unmittelbar daran schließt sich dann das Laub-

hüttenfest, die Einführung des Volkes in die Sabbathruhe Gottes.

„Und Jehova redete zu Mose und sprach: Rede zu den Kindern Israel und sprich: Am fünfzehnten Tage dieses siebenten Monats ist das Fest der Laubhütten sieben Tage dem Jehova . . . Wenn ihr den Ertrag des Landes eingesammelt habt, sollt ihr das Fest Jehovas feiern sieben Tage; am ersten Tage soll Ruhe sein, und am achten Tage soll Ruhe sein.“ (B. 33. 34. 39.)

Das Laubhüttenfest ist ein Erntefest. Das Fest der Wehebrote war das auch, doch in einem anderen Sinne: es war das Fest der Erstlinge, welche dem Jehova dargebracht wurden. Hier ist die ganze Ernte beendet, und das Fest der Einsammlung aller Früchte wird gefeiert. All die mühevollen Wege Gottes in Bezug auf Sein irdisches Volk, ja, auch im Blick auf die Schöpfung sind erfüllt. Israel ist gerettet und gesegnet, und der Strom des Segens geht von ihm aus über die ganze Erde.

War der Versöhnungstag durch Trauer und Seelenbetrübnis gekennzeichnet, so wird am Laubhüttenfest nur Freude und Jubel gesehen. „Ihr sollt euch vor Jehova, eurem Gott, freuen sieben Tage.“ (B. 40; vergl. 5. Mose 16, 13—15.) Doch ist in Verbindung mit dem Laubhüttenfest noch ein besonderer Umstand bemerkenswert. Es gab einen achten Tag, oder wie wir sagen würden, einen ersten Tag der Woche.

Dieser achte Tag ist, vorbildlich betrachtet, der Auferstehungstag, der erste Tag der neuen Schöpfung. An diesem letzten, dem großen Tage des Festes stand Jesus im Tempel zu Jerusalem und rief: „Wenn

jemand dürstet, so komme er zu mir und trinke!" (Joh. 7, 37.) An diesem Tage fand eine „heilige Versammlung“ statt, eine „Festversammlung“. (B. 36.) An den übrigen Tagen mußten die Israeliten in Hütten wohnen, die sie aus Palmzweigen und Zweigen von Laubhölzern erbaut hatten. Dieser achte Tag weist hin auf die Verbindung einer tausendjährigen Ruhe und Segnung im Reiche mit dem ewigen Zustand, einer noch höheren Ordnung der Dinge, wenn alles neu gemacht sein wird. Dann wird das Wort in Erfüllung gehen: „Siehe, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden Sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein, ihr Gott“. (Offbg. 21, 3.)

Der leitende Gedanke bei den Festen Jehovas ist also: Gott will Sein Volk um sich sammeln und es teilnehmen lassen an Seiner Ruhe. Die Ruhe, welche der erste Mensch im Garten Eden genoß, wurde durch die Sünde unterbrochen. Aber Gott hat den Gedanken, bei den Menschen zu wohnen, nicht aufgegeben. Eine andere Ruhe wird kommen, und all die Wege und Ratschlüsse Gottes zielen dahin, Sein Volk an dieser Ruhe teilnehmen zu lassen. Zugleich schaut das Herz des Gläubigen sehnsüchtig dieser Ruhe aus.

Der Sabbath war der Tag der Ruhe in Verbindung mit dieser Schöpfung. Er ist deshalb all den anderen Festen vorangestellt, um anzudeuten, daß es eine Ruhe gibt, in welche Gott den Menschen einführen will, und um die Bedeutung der übrigen Feste von vornherein zu kennzeichnen.

Das Eingangstor oder der Anfang der Wege Gottes mit den Gläubigen ist das Kreuz, vorgebildet im Passah.

Im Anschluß daran folgt das Fest der ungeäuerten Brote, worin Gott zeigt, daß in dem ganzen Verkehr und Wandel des Gläubigen hienieden der Sauerteig, die Sünde, ausgeschlossen sein soll.

Die Erstlingsgarbe stellt Christum dar, den Erstling der Entschlafenen, auferstanden aus den Toten. Nachdem Er droben eingegangen ist, können die Früchte Seines vollbrachten Werkes genossen werden.

Die Erstlingsbrote, derselben Ernte entnommen, welcher die Erstlingsgarbe angehörte, sind ein Bild von der Kirche; in ihr, die aus allen Völkern der Erde, aus Juden und Heiden, gesammelt wird, wird Gott ein neues Speisopfer dargebracht. Die Sünde ist noch in ihr — die Brote sind mit Sauerteig gebacken — soll aber nicht wirken. „Haltet euch der Sünde für tot!“

Aus der Verordnung, den Rand des Feldes nicht abzuernten und keine Nachlese bei der Ernte zu halten — für den Armen und Fremdling sollte es stehen bleiben — erkennen wir, daß Gott auch nach der Aufnahme der Kirche noch ein Zeugnis unter den Nationen haben wird.

Israel ist inzwischen als Volk beiseitegesetzt, angedeutet durch die lange festlose Zeit, auf welche im siebenten Monat das Gedächtnis des Posaunenfalls folgt. Am Tage des Neumondes, dem Zeichen der Wiederherstellung Israels oder seines Wiedererscheinens in der Welt, tritt Gott von neuem mit Seinem irdischen Volke

in Verbindung. Er gedenkt der Vertriebenen Israels und sammelt sie aus allen Ländern. Sie erwachen aus ihrem Schlafe und kommen zur Einsicht und Buße.

An dem unmittelbar darauf folgenden Ver söhnungstage wird Gott ihren Ungerechtigkeiten gnädig sein. Er kann das, weil durch den Tod Christi eine gerechte Grundlage geschaffen ist, auf welcher Er, unbeschadet Seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, ja, kraft derselben, Seinem Volke vergeben und es von allen seinen Sünden rein waschen kann. Gott ruht auf dem Opfer Christi, und Sein nunmehr erlöstes Volk darf an Seiner Ruhe teilnehmen. Das wird uns in dem Laub hüttenfest, dem Vorbild der tausendjährigen Sabbathruhe dieser Schöpfung, gezeigt. Der achte Tag endlich, der Tag der Auferstehungsherrlichkeit, leitet über in die ewige Ruhe Gottes. Dann wird Gott in Seiner Hütte bei den Menschen der neuen Erde wohnen. Alle Seine Ratschlüsse sind erfüllt. Jede Träne ist abgewischt, Tod, Trauer und Schmerz sind für immer vergangen. „Und der auf dem Thron saß sprach: Siehe, ich mache alles neu . . . Es ist geschehen.“ (Offbg. 21, 5. 6.) Auch der Sohn wird dann Dem unterworfen sein, der Ihm alles unterworfen hat, auf daß Gott alles in allem sei.

Amen, Amen! brich dein Schweigen,

Laß uns nicht getrennt mehr gehn;

Laß uns bald in sel'gen Reigen

Dort um dich versammelt stehn.

Komm, o Jesu, komm behende,

Zeig' uns deiner Liebe Macht!

Amen, Amen! O vollende,

Was dein kostbar Blut gebracht!

auszusehen, daß das ganze Werk mit dem Diener, dem Gott es anvertraut hatte, fallen würde. Wie dieser Versuch, der gefährlichste von allen, vereitelt wurde, werden wir im Laufe unseres Kapitels sehen. Nehemia zeigt hier seltene Eigenschaften, um dem Angriff des Feindes zu begegnen; allen anderen voran leuchtet sein unerschütterliches Vertrauen auf Jehova und sein gänzlichliches Mißtrauen im Blick auf sich selbst. Das erste findet in Vers 9 in den Worten Ausdruck: „Und nun, stärke meine Hände!“ Nehemia weiß, daß er keine Kraft hat, und er sucht die Kraft, die in Gott ist.

Der gegen die Person Nehemias gerichtete Angriff trägt zwei aufeinanderfolgende Charakterzüge, die beachtenswert sind. Der gefährlichste kommt, wie immer, zuletzt. Der Feind bedient sich bei seinem Unternehmen einer geschickten Steigerung, und erst am Ende sendet er seine besten Truppen gegen den, den er vernichten will. In den Versen 1—9 kommt der Angriff von außen; in den Versen 10—14 erscheint er innerhalb der Umwallung Jerusalems und ist deshalb unendlich gefährlicher. Beschäftigen wir uns zunächst mit dem ersten. Die Mauer war wiederaufgebaut, nur die Torflügel waren noch nicht eingesetzt. Noch wenige Tage, und die Stadt war vor einer Überrumpelung sicher. Der Feind beeilt sich deshalb, diesen Zustand der Nichtvollendung sich zunutze zu machen. Es handelt sich in erster Linie darum, den Führer des Volkes zu beseitigen. Sanballat und seine Genossen laden ihn zu einer Zusammentunft „in einem der Dörfer im Tale von Dno“ ein. Nehemia antwortet ihnen mit wahrer Klugheit: „Ich führe ein großes Werk aus und kann nicht hinabkommen.

Warum sollte das Werk ruhen, wenn ich es ließe und zu euch hinabkäme?“ (B. 3.) Er stellt dem Schritt, durch welchen man ihn zu überlisten sucht, die Wichtigkeit des Werkes entgegen. Werden wir nicht unwillkürlich an das „Lebe darin“ von 1. Tim. 4, 15 erinnert?

Diese Weigerung schreckt den Feind nicht ab. Es geschieht ja oft, daß man ihm beim ersten Male eine abschlägige Antwort erteilt und schließlich doch, „des Kampfes müde“, ihm nachgibt. Nach vier erfolglosen Versuchen (B. 4) kommt er daher zum fünften Male wieder mit einer sehr gefährlichen List. Er sendet seinen Diener „mit einem offenen Brief in seiner Hand“. Jeder konnte also Kenntnis von dem Inhalt nehmen, und der Feind ließ es sich nicht entgehen, ihn bekannt zu machen; denn die in dem Brief enthaltenen Anklagen und Drohungen mußten zu den Ohren des Volkes kommen, da Sanballat auf diese Weise Bundesgenossen zu gewinnen hoffte.

Diese Anklagen und Drohungen enthielten fünf Hauptpunkte: 1. Unter den Nationen verlautet, und Gaschmu sagt es, daß ihr, du und die Juden, euch zu empören gedenket. 2. Die Erbauung der Mauer geschieht zu keinem anderen Zweck. 3. Es geht das Gerücht, (wie oft erschreckt man die Seelen mit den Worten: Es geht das Gerücht!) daß du ehrgeizige Absichten habest. Man sagt, du denkst daran, König zu werden, und so wird man dich anklagen, daß du die Autorität des Oberherrn beseitigen und dich an seine Stelle setzen wollest. 4. Diesen Plan suchst du, nach den umlaufenden Gerüchten, durch Propheten auszuführen,

die du selbst bestellt hast, um auszurufen: Es ist ein König in Juda! 5. Und nun wird der König diese Gerüchte vernehmen.

Das war allerdings etwas, um den Mutigsten verzagt zu machen. Der Charakter und die Absicht des Dieners Jehovas wurden verdächtigt, und er mußte befürchten, daß sein Verhalten bei dem König, der sein ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt hatte, verleumdet werde. Am Schluß des Briefes wurde dann zum fünften Male die Einladung wiederholt: „So komm nun, daß wir uns zusammen beraten“.

Nehemia durchschaute die Absichten des Feindes. Er wußte, daß er ihm widerstehen mußte, um ihn zur Flucht zu veranlassen. Er stellt den Lügen, die den Zweck haben, ihn zu erschrecken, die Wahrheit gegenüber. „Da sandte ich zu ihm und ließ ihm sagen: Es ist nicht geschehen nach diesen Worten, die du sprichst; sondern aus deinem eigenen Herzen erdichtest du sie.“ (B. 8.) Dann begleitet er, nach seiner Gewohnheit, seine Handlungen mit dem Gebet zu Gott: „Und nun, stärke meine Hände!“ O wie gut tat er daran, daß er sich auf Gott verließ! Wenn der Feind auf uns zukommt, laßt uns ihn nicht fürchten: wir werden zur richtigen Zeit die Rettung finden, wenn wir im Gebet ausharren.

Der zweite Versuch Satans, wie gesagt ein noch gefährlicherer als der eben erwähnte, kommt in Jerusalem selbst zum Vorschein. (B. 10—14.) Schemaja, vielleicht ein Mann aus priesterlichem Geschlecht, tritt in der Rolle eines Propheten auf und wendet sich als solcher an Nehemia. „Er sprach diese Weissagung wider mich.“ (B. 12.)

„Er hatte sich eingeschlossen“, als Nehemia zu seinem Hause kam, indem er Furcht heuchelte, während es doch nichts zu fürchten gab. Dieser Mann war von Tobija und Sanballat gedungen; die Geldliebe hatte ihn zu einem Verräter gemacht. Wir hören ihn sagen: „Laß uns im Hause Gottes, im Innern des Tempels, zusammenkommen und die Türen des Tempels verschließen; denn sie werden kommen, um dich zu ermorden; und zwar werden sie bei der Nacht kommen, dich zu ermorden.“ (B. 10.) Um den Mördern zu entgehen, gab es nach seinen Worten für Nehemia keine andere Wahl, als entweder von Furcht getrieben zu fliehen, oder im Tempel, zu dem die Priester allein Zutritt hatten, Zuflucht zu suchen. Aber wenn er geflohen wäre, so hätte man ihn eines bösen Gewissens beschuldigt, wenn er im Tempel Zuflucht gesucht hätte, der Entweihung desselben und der Übertretung der bestimmten Gebote Gottes. Die Schlinge war also schlaue gelegt: in jedem Falle wäre Nehemia auf einen Weg der Sünde geraten, und die Folge davon wäre ein böses Gerücht und Verlästerung für ihn gewesen. (B. 13.)

Die Antwort des Mannes Gottes ist ein Beispiel von Würde und Demut zugleich. Den Menschen antwortet er: „Ein Mann wie ich sollte fliehen?“ Hatte er nicht das Volk zu dem Werke veranlaßt? Hatte er es nicht mutig bewaffnet? War er nicht bei den Uneinigkeiten seiner Brüder mit Autorität ins Mittel getreten? Meinte man, daß er vor solch lügnerischen Anklagen seinen Charakter verleugnen werde? Welch eine Würde! Aber Nehemia spricht auch ein Wort der Demut, wichtiger noch als das erste: „Wie könnte einer,

wie ich bin, in den Tempel hineingehen und am Leben bleiben?“ (W. 11.) Ein Mann wie ich! Er gebraucht dasselbe Wort wie das erste Mal, aber hier geschieht es, um sich in Demut in die Gegenwart Gottes zu stellen. Man hätte ihn im ersten Falle des Stolzes zeihen können; im zweiten beweist er, daß der Stolz weit von seinem Herzen entfernt war. Wie sollte er in den Tempel hineingehen, was Gott nur den Priestern erlaubt hatte? Ein König von Juda hatte das einst gewagt, indem er sich als König über die Priesterschaft erhoben hatte; aber er war dafür mit dem Aussatz bestraft worden. (2. Chron. 26, 16—21.) Dachte Nehemia daran, eine so gottlose Tat ebenfalls auszuüben? Hatte ein Mann wie er irgend einen besonderen Wert vor Gott, oder ein Recht, Seine Gebote zu übertreten? Man wollte ihn durch Furcht dahin bringen, es zu tun. Das war ein Vorschlag, der von der alten Schlange kam. So hatte Satan von Anfang an gehandelt, indem er Adam zum Ungehorsam verleitete.

Nach der entschiedenen Ablehnung, sich auf einen solch bösen Weg einzulassen, geht Nehemia keinen Schritt weiter, sondern überläßt die Sache der Hand Gottes. Das ist wiederum beachtenswert. Er hätte das Volk gegen Schemaja aufwiegeln und ihn anklagen können, daß er ein falscher Prophet sei; er hätte ihn öffentlich des Verrates überführen und zugleich das schändliche Verhalten Sanballats und Tobijas aufdecken können. Aber er tut nichts dergleichen! Er überläßt Gott das Urteil: „Gedenke es, mein Gott, dem Tobija und dem Sanballat nach diesen ihren Werken, und auch der Prophetin Noadja und den übrigen Propheten, die

mich in Furcht setzen wollten!“ (B. 14.) Der Name der Gegner des Volkes kommt zuerst, derjenige Schemajas wird hier überhaupt nicht erwähnt. Ein schönes Beispiel von einem Herzen, das sich keinerlei bitteren persönlichen Gefühlen hingibt gegen den, der ihm ein so schweres Unrecht angetan hatte! Zugleich auch ein schönes Beispiel von Zartgefühl einem Bruder gegenüber, von dem Nehemia wußte, daß er bestochen und erkauft war, und zu dem er hätte sagen können: Gehe hinter mich, Satan! Moabja wird nur hier erwähnt. Sie war wohl eine wahre Prophetin, hatte aber mit den übrigen Propheten die Hand zu diesen Ränken geboten. Diese Frau war ebenso wenig zu entschuldigen wie ihre Gefährten; die Ungerechtigkeit, die sich unter dem Prophetenmantel verbirgt, muß an den Tag gebracht werden!

So hielt Nehemia den Angriffen und Fallstricken des Gegners stand. Vor seinen Augen stand ein unveränderliches Ziel, und um dasselbe zu erreichen, fügte er zu dem Glauben die Tugend, den sittlichen Mut, der alle Schwierigkeiten überwindet, indem er die leicht umstrickende Sünde abweist.

Trotz allen Widerstandes wurde die Mauer am 25. Tage des Monats Elul vollendet, des sechsten Monats des jüdischen Jahres, das mit dem Monat Nisib begann, in welchem die Ähren reiften, der zugleich der Monat des Passahs und des Auszugs aus Ägypten war. Dank dem Eingreifen der göttlichen Macht waren nur **52 Tage** nötig gewesen, um diese große Arbeit zu einem guten Ende zu führen. Es war in den Augen aller Nationen ringsum ein Beweis, daß „dieses Werk von unserem Gott aus geschehen war“.

Es war daher nicht zu verwundern, daß, als sie dies hörten, sie sich fürchteten und „sehr in ihren Augen sanken“.

Doch nun erhebt sich eine letzte Gefahr, hervorgerufen durch die Angesehenen unter dem Volke. „In jenen Tagen ließen Edle von Juda viele Briefe an Tobija abgehen, und solche von Tobija kamen an sie. Denn es gab viele in Juda, die ihm geschworen hatten.“ Warum hatten sie sich ihm unterworfen und seine Autorität anerkannt? Ach! eine traurige und leider so viel verbreitete Sache: sie fanden da ihren Vorteil. Tobija war, wie wir weiter oben schon gesagt haben, ein Schwiegersohn Schemanjas, des Sohnes Archaz, eines der Angesehensten unter dem Volke; und Jochanan, der Sohn Tobijas, war selbst Schwiegersohn Meschullams, des Sohnes Berekjas, aus priesterlichem Geschlecht. Diese Edlen von Juda waren doppelherzig; sie suchten Nehemia zu gewinnen, indem sie vor ihm von den „guten Taten“ Tobijas redeten. „Er ist ein liebenswürdiger Mann“, sagten sie jedenfalls, „der ein Bündnis mit dem Volke Gottes gesucht hat.“ — Wieder eine bekannte Sache: wie oft haben wir die persönlichen Eigenschaften eines Widersachers rühmen hören, um so seine Feindseligkeit abzuschwächen und die Seelen dahin zu bringen, ihn als Genossen anzunehmen! Doch dieselben Ränkemacher berichteten dem Tobija die Worte Nehemias. Der Zweck des ganzen Briefwechsels war keineswegs der, den Feind zu gewinnen, sondern vielmehr den Führer des Volkes in Schrecken zu setzen. (W. 16—19.)

So führte der Widersacher alle seine Hilfstruppen zum Angriff auf einen einzelnen Mann. Doch Gott

war da und stärkte die Hände Seines Knechtes. Wie einst zu Jeremia, so konnte Er zu diesem neuen Zeugen sagen: „Ich werde dich diesem Volke zu einer festen ehernen Mauer machen, und sie werden wider dich streiten, aber dich nicht überwältigen; denn ich bin mit dir, um dich zu retten und dich zu befreien, spricht Jehova. Und ich werde dich befreien aus der Hand der Bösen und dich erlösen aus der Faust der Gewalttätigen.“ (Jer. 15, 20. 21.)

Kapitel 7.

Ordnung des Hauses, Regierung der Stadt und Geschlechtsverzeichnisse.

Die Mauer war gebaut, die Tore waren errichtet und ihre Riegel angebracht; der Feind, in allen seinen Versuchen getäuscht, gibt schließlich seine Unternehmungen auf. Jetzt richtet sich die erste Sorge Nehemias auf die Einrichtung des Dienstes Jehovas. Die Torhüter oder die Hüter des Hauses, die Sänger, welche die Lobgesänge leiteten, die Leviten, denen der Dienst am Worte oblag (Kap. 8, 7), — denn die Leviten hatten nicht mehr, wie in der Wüste, das Amt, die geheiligten Gegenstände der Stiftshütte zu tragen — alle diese Männer werden in ihre Ämter eingesetzt.

Doch es bedarf noch einer Überwachung, und sie muß Führern anvertraut werden, die das Recht haben sich Gehör zu verschaffen. Durch die Autorität, die Gott ihm verliehen hat, erwählt Nehemia hierzu zwei Männer.

So sehen wir später, wie Paulus kraft seiner apostolischen Autorität Timotheus und Titus erwählte. Diese Autorität, andere zu beauftragen, ist in der Kirche Christi nicht mehr vorhanden, und es würde nichts als Anmaßung sein, wenn man auf ihr bestehen wollte; doch trotz des Verfalls läßt der Herr Seine Kirche nicht ohne Hilfsmittel, und Sein Geist reicht ihr die nötigen Unterstützungen dar. Nie wird die Tätigkeit des Geistes ihr fehlen.

Nehemia geht bei seiner Wahl mit Weisheit von oben zu Werke. Sein Bruder Hanani war der Erste gewesen, der ihm die Nachricht von dem Elend Jerusalems gebracht hatte. (Kap. 1, 2.) Es geziemte sich daher, daß der, welcher die Schmach der heiligen Stadt auf dem Herzen getragen, und der, um sie aus ihren Trümmern wieder erstehen zu sehen, die weite Reise nach Babel nicht gescheut hatte, einen mit Autorität bekleideten Ehrenplatz unter dem Volke erhielt.

Der zweite dieser Männer war Hananja, der Oberste der Burg. In dem beschränkten Wirkungskreise, der ihm in der eigentlichen „Stadt Davids“ anvertraut gewesen war, hatte er gelernt. Doch nicht nur das; er besaß noch andere Titel. Wir hören von ihm: „Er war ein sehr treuer Mann und gottesfürchtig vor vielen“. (B. 2.) Der Dienst Gottes kann nur treuen Männern anvertraut werden. Wenn sie es nicht sind, wie sollten sie zu Führern taugen? So umgab sich auch Paulus in späteren Tagen mit Dienern Christi, die erprobt und treu erfunden waren. (1. Kor. 4, 17; Eph. 6, 21; Kol. 4, 7. 9; 1. Tim. 1, 12. Siehe auch 1. Petr. 5, 12; Dffbg. 2, 13.) Selbst

heute, wo wir der apostolischen Einrichtung entbehren, müssen die Führer diesen Charakter tragen. Die Gemeinden in ihrer Gesamtheit werden sehr selten treu genannt, nicht einmal in den Tagen der Apostel. Tatsächlich wird dieser Ausdruck nur zweimal (Eph. 1, 1 u. Kol. 1, 2) auf sie angewandt. Wollte Gott, daß es da, wo die Einheit des Leibes Christi durch das Zusammenkommen der Kinder Gottes verwirklicht wird, anders stände! Aber es war zu aller Zeit eine überaus seltene Sache. Da wo man sich anmaßt, „Gemeinden“ zu bilden durch die Verbindung der Christen mit der Welt, ist es von vornherein unmöglich. Jedenfalls findet man in dem Worte die Treue des Ganzen nur da, wo die himmlische Stellung in Christo gekannt und verwirklicht wird, wie in der Versammlung zu Ephesus; oder da, wo der Wert der Person Christi, des Hauptes Seines Leibes, (wie in Kolossä) geschätzt wird, trotz der Anstrengungen des Feindes, den Genuß davon den Gläubigen zu rauben.

Es wird auch von Hananja gesagt, daß er „gottesfürchtig war vor vielen“. Die Gottesfurcht ist immer von Demut begleitet; man kann sich keine Wichtigkeit beilegen, wenn man vor Ihm steht, und das ist eine der wahren Quellen der Autorität eines Führers. Wer etwas zu sein glaubt, lebt nicht in Gottesfurcht, und sein Dienst wird für die Heiligen nicht nützlich sein. Wenn Gott einen solchen benutzen will, so muß Er ihn früher oder später demütigen, um ihn so zu einem nützligen Werkzeug zu machen.

Beachten wir noch, worin die Dienstverrichtungen dieser beiden Männer bestanden. Sie hatten sorgfältig die Tore zu überwachen. (B. 3.) Nichts durfte unbe-

obachtet in die heilige Stadt hereinkommen. Nehemia hatte eine solche Furcht vor der Möglichkeit, daß fremde Elemente unter dem Schutze der Nacht oder selbst im Halbdunkel in die Stadt eingeführt werden könnten, daß er den Befehl gab, die Tore nicht eher zu öffnen, als bis die Sonne heiß scheine. So konnte niemand sich unbemerkt in Jerusalem einschleichen. Heute ist es nicht anders. Außer daß wir es mit geistlichen Feinden zu tun haben, müssen wir auch darüber wachen, daß nicht dem Christentum feindliche Lehren in die Stadt Gottes eindringen. Es handelt sich nicht notwendigerweise um Ketzerien. Wir begegnen oft Lehren, die bis zu einem gewissen Maße wahr, aber aus ihrer Stelle und ihren Beziehungen gerückt sind, und die, durch diese Verletzung verfälscht, nun umso gefährlicher wirken. Zu aller Zeit haben die Führer, die dieses Namens würdig waren, darüber wachen müssen, daß solche Elemente nicht unter dem Schutze der Nacht oder des Halbdunkels kamen, um sich unter den Kindern Gottes einzunisten.

Beachten wir auch, daß die beiden, mit der Aufsicht über Jerusalem betrauten Führer persönlich über das Schließen der Tore wachen mußten. Sie durften diese Fürsorge nicht anderen anvertrauen, denn jede Sorglosigkeit in dieser Beziehung wäre verhängnisvoll gewesen; auch mußte eine beständige Überwachung stattfinden.

Aber nicht nur die Führer, auch die Bewohner Jerusalems hatten ihre Pflichten: „Ihr sollt Wachen aus den Bewohnern Jerusalems aufstellen, den einen auf seine Wache und den anderen vor sein Haus“. In

unseren Tagen liegt die Wachsamkeit bezüglich des Bösen gleichfalls allen ohne Unterschied ob. Jeder muß „vor seinem Hause“ Wache halten. Lassen wir den Feind in unsere Häuser eindringen, so wird er das Volk Gottes ebenso verderben, wie wenn er durch die Tore eindringe. Wir müssen bezüglich alles Bösen wachsam sein, mag es sich um böse Lehren oder um Weltlichkeit handeln. Die letztere ist freilich noch gefährlicher als die ersteren, denn sie entspricht so sehr allen Neigungen unseres natürlichen Herzens, daß wir in ihrer Zurückweisung nicht wachsam genug sein können.

Eine weitere Schwierigkeit zeigt sich. Die mit Mauern umgebene Stadt war geräumig und groß, aber das Volk darin war spärlich, und „keine Häuser waren gebaut“. Nicht daß gar keine Häuser da gewesen wären; denn nicht alle waren zerstört worden, und bei der Rückkehr des Volkes unter der Führung Serubbabels hatten viele Familien ihre alten Wohnungen wieder aufgesucht und waren sogar damit beschäftigt gewesen, sie zu schmücken und zu täfeln (Haggai 1,4), während man die Arbeit am Hause Gottes hatte liegen lassen. Bei unserer Betrachtung hörten wir ja auch von vielen, die die Mauer vor ihrem Hause ausbesserten. Unsere Stelle will einfach sagen, daß die zerstörten Häuser nicht wiederaufgebaut worden waren. Es gab ohne Frage in Jerusalem weite, ganz leere Strecken. Daniel spielt auf diese Arbeit an, die in den Tagen Nehemias begann. Er unterscheidet die sieben ersten Jahrwochen von den übrigen zweiundsechzig, die bis zur Ankunft des Messias verfließen sollten, und fügt hinzu, daß während

dieser neunundvierzig Jahre „Straßen und Gräben wiederhergestellt und gebaut werden würden, und zwar in Drangsal der Zeiten“. (Dan. 9, 25.) Die Straße oder der Platz ist der Ort, wo sich der Verkehr der Stadt sammelt und der zuerst mit Häusern bebaut wird; der Graben ist ein Verteidigungsmittel, die Stadt zu beschützen. Das Wort Gottes führt uns geschichtlich nicht bis zu der Zeit der Drangsal, von welcher der Prophet Daniel redet, einer Zeit, über die auch das Zeugnis der Geschichte wenig bestimmt ist.

Von B. 5—73 finden wir dann die Wiederholung der im 2. Kapitel des Buches Esra enthaltenen Geschlechtsverzeichnisse. Die Rationalisten haben nicht verfehlt, diese Stelle anzufechten. Achtzehn der in Esra angegebenen Zahlen lauten hier anders; einige sind niedriger, die meisten höher. Des Volkes, der Priester, der Diener des Heiligtums u. s. w. sind in Esra 29 818 Personen; die Gesamtzahl, einschließlich der Nichtverzeichneten, ist in beiden Büchern 42 360. Von dieser Gesamtzahl bezeichnet Nehemia 31 089 Personen als nicht verzeichnet. Indem wir die Annahme (die ebenso leicht wie unwahrscheinlich ist), daß durch die Schuld der Abschreiber Fehler entstanden seien, beiseite lassen, stellen wir folgendes fest: 1. Die Aufzählung der Führer des Volkes in Nehemia 7 enthält einen Namen, Nachamani (B. 7), der in Esra 2 nicht erwähnt wird. 2. Die von Serubbabel aufgestellten Geschlechtsverzeichnisse kamen während einer mehr oder weniger langen Zeit zustande. (Siehe Neh. 12, 23.) 3. Beachtenswert ist, daß, wenn man dem Geschlechtsverzeichnis Esras die 1396 Personen hinzufügt, die nach dem Bericht von

Neh. 11 kamen, um in Jerusalem zu wohnen, man für das Volk auf 25 540 kommt, auf eine Zahl also, die ziemlich genau mit der in Nehemia 7 angegebenen von 25 406 übereinstimmt.

Wir könnten noch andere Einzelheiten anführen; doch wie es auch mit unseren Vermutungen stehen mag, wir lernen jedenfalls, hier wie immer, daß wir unserer Vernunft nicht trauen dürfen, selbst wenn es sich um materielle Einzelheiten des Wortes Gottes handelt, und daß wir bezüglich ihrer Erklärung auf den Herrn warten müssen, bis Er es für gut findet, uns zur rechten Zeit die nötigen Aufklärungen zu geben. Jeder dem Worte unterworfenen Leser hat diese beglückende Erfahrung gewiß schon manchmal gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Hingebung.

„Du sollst Jehova, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft. . . . Jehova, deinen Gott, sollst du fürchten und Ihm dienen.“ (5. Mose 6, 5 u. 13.)

So sprach einst das Gesetz zu dem Volke Israel betreffs seiner Hingebung an Jehova. Ein Gehorsam, nicht dem bloßen Buchstaben nach, sondern ein Gehorsam im Geiste der Liebe und der Furcht wurde gefordert. Eine völlige Liebe zu Gott, verbunden mit heiliger Furcht, war die Vorbedingung zu einem Gott wohlgefälligen Dienst; denn sie hatten es mit einem Gott zu tun, der nicht allein Güte und Rettung ihnen erwiesen hatte, sondern der auch ein heiliger Gott war.

Aus vielen Beispielen der Heiligen Schrift sehen wir, daß man sich der Güte und Menschenliebe Gottes nicht wirklich erfreuen kann, ohne gleichzeitig an Seine Heiligkeit erinnert zu werden. „Große Dinge hat der Mächtige an mir getan“, singt Maria, um dann gleich fortzufahren: „und heilig ist Sein Name.“ (Luk. 1, 49.) Der erste Vers in Hannas Lobgesang (1. Sam. 2) preist die Rettung Jehovas, und schon der zweite rühmt Seine Heiligkeit. Im Jauchzen über die göttliche Liebestat Seiner Rettung denkt sie alsbald daran, daß „Jehova heilig ist, und keiner außer Ihm“. So singt auch das erlöste und befreite Volk jenseit des Roten Meeres: „Du hast durch deine Güte geleitet das Volk, das du erlöst, hast es durch deine Stärke geführt zu deiner heiligen Wohnung“. (2. Mose 15, 13.) Und David, „der Liebliche in Gefängen Israels“, betet: „Ich aber, ich werde in der Größe deiner Güte eingehen in dein Haus, ich werde anbeten in deiner Furcht gegen deinen heiligen Tempel“. (Psf. 5, 7.)

Der natürliche Mensch liebt sich selbst und nicht Gott. Er kennt keine Furcht Gottes in seiner Seele und dient der Sünde. So ist er völlig unfähig, Gott mit ganzer Seele zu lieben und Ihm in Furcht zu dienen. „Die Gesinnung des Fleisches ist Feindschaft gegen Gott, denn sie ist dem Gesetz Gottes nicht untertan, denn sie vermag es auch nicht.“ (Röm. 8, 7.) Nur Einer hat die ernste Forderung des Gesetzes, die unsere Betrachtung einleitet, erfüllt, und dieser Eine ist unser Herr Jesus Christus, betrachtet als „geboren von einem Weibe, geboren unter Gesetz“. (Gal. 4, 4.)

Für Ihn war das Gesetz nicht, wie für alle anderen, die sich darunter befanden, der tötende Buchstabe, sondern es rief in Seinem Herzen nur die Antwort hervor: „Dein Wohlgefallen zu tun, mein Gott, ist meine Lust, und dein Gesetz ist im Innern meines Herzens“. (Ps. 40, 8.) Und nicht nur das: Er kam, um das Gesetz zu erfüllen, d. h. in seiner ganzen Fülle darzustellen. (Vergl. die sogenannte „Bergpredigt“.)

Und wie ist es heute mit uns? Von Natur ist es dem Menschen heute wie immer unmöglich, das Gesetz zu erfüllen. Selbst wenn sein Wille erneuert und Leben aus Gott ihm geschenkt ist, vermag er die als heilig, gerecht und gut erkannten Gebote nicht zu vollbringen. Er muß erfahren, daß in ihm, das ist in seinem Fleische, nichts Gutes wohnt, und daß er in Jesu Christo „von diesem Leibe des Todes gerettet“ werden muß. (Röm. 7.) Dann aber kann das Recht des Gesetzes in ihm erfüllt werden. Indem er nicht mehr nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste wandelt, bringt die Gnade in ihm hervor, was das Gesetz nicht vermochte, ja, weit mehr als das: das Bild Christi kommt (wenn auch selbstverständlich schwach) in ihm zur Darstellung, d. i. nicht nur das, was der Mensch vor Gott sein sollte, wird in ihm geschaut, sondern das was Christus war. (Röm. 8, 4.)

Dem Herrn sei daher Preis und Dank, daß wir nicht mehr unter Gesetz, sondern unter Gnade stehen! (Röm. 6, 14.) Unter dem Gesetz fordert Gott von dem Menschen, unter der Gnade gibt Er. Darf nun das Fleisch daraus einen Vorteil ziehen? Darf unsere Hingebung, weil wir unter Gnade sind,

von niedrigerem Charakter sein, als unter dem Gesetz? Im Gegenteil. Nur werden wir im Neuen Testament in ganz anderer Weise zur Hingebung aufgefordert, als in 5. Mose 6.

Paulus schreibt an die Gläubigen in Rom: „Ich ermahne euch nun, Brüder“, — nicht etwa auf Grund der Forderungen des Gesetzes oder gar durch die Schrecken des Gerichts, denn von beiden waren sie errettet, sondern — „durch die Erbarmungen Gottes, eure Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Schlachtopfer, welches euer vernünftiger Dienst ist“. (Röm. 12, 1.) Und er ermahnt die Epheser: „Seid nun Nachahmer Gottes, als geliebte Kinder, und wandelt in Liebe, gleichwie auch der Christus uns geliebt und sich selbst für uns hingegeben hat als Darbringung und Schlachtopfer, Gott zu einem duftenden Wohlgeruch“. (Eph. 5, 1. 2.)

Also: auf Grund der Erbarmungen Gottes, die sie erfahren hatten, und als Nachahmer Gottes selbst, wie Christus hienieden gewandelt hat. Die treibende Kraft zu unserer Hingebung ist nicht, wie unter dem Gesetz, das Bewußtsein davon, was **wir** vor Gott sein sollten oder wozu **wir** uns verpflichtet fühlen; nein, es ist das, was **Er** für uns ist und was **Er** für uns getan hat. Nicht die von außen kommenden Forderungen des Gesetzes, nicht das Gefühl der Pflicht, sondern das innerliche Erfassen und Verwirklichen der Erbarmungen Gottes in der Kraft der Liebe, die in unsere Herzen ausgegossen worden ist, mit einem Wort, die Liebe soll unsere Hingebung (und zwar eine heilige Hingebung)

hervorbringen, nur sie soll der Antrieb zu unserem Dienen sein, dem Beispiel entsprechend, das Christus uns hinterlassen hat. Durch den Hinweis auf die Erbarmungen Gottes wird unsere Hingebung ganz aus dem Kreise des Gesetzes herausgenommen und auf einen Boden gestellt, auf dem jeder Ruhm unsererseits ausgeschlossen ist. Das eigene „Ich“ hat da keinen Platz. „Auf daß sich vor Ihm kein Fleisch rühme“, so lautet der unumstößliche göttliche Grundsatz. Gott muß alles sein, alles tun, alles geben.

Und das ist kein hartes Gebot; nein, „wir lieben, weil Er uns zuerst geliebt hat“ (1. Joh. 4, 19), — nicht weil es uns geboten ist. Wir können gar nicht anders. Der Liebe unseres Herrn schulden wir unser ganzes Sein, zu lieben ist gleichsam auch unsere Natur geworden. So geben wir uns Gott hin mit einem Herzen, welches in die Liebe des Herrn einzugehen versteht, in einem Leben, das in Christo und aus Christo ist und in der Kraft des Heiligen Geistes gelebt wird. Es ist ein Gesetz der Freiheit, welches uns leitet, und durch das Befolgen dieses Gesetzes wird unsere Liebe zu Gott gepflegt und unsere Furcht in Seiner heiligen Gemeinschaft erhalten.

Wahre Hingebung kann nur aus einem liebenden Herzen hervorspringen, und sie muß den Charakter der heiligen Furcht tragen, wenn sie wie ein lieblicher Wohlgeruch nach oben steigen soll. Ohne Liebe ist alles wertlos vor Gott. „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“ (Spr. 23, 26.) Nicht deinen Kopf, nicht deine Hand, nein, dein Herz! Durch das Herz unterweist uns der Heilige Geist auf unserem

Wege. So betete der Apostel Paulus für die Heiligen in Ephesus, „daß sie erleuchtet werden möchten an den Augen ihres Herzens“, und „daß Christus durch den Glauben in ihren Herzen wohne“. (Eph. 1, 18; 3, 17.)

Wie beweist sich nun die Echtheit unserer Liebe? In der Selbstverleugnung und in dem völligen Aufgehen des eigenen Willens in den Willen des Herrn. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt“, sind des Herrn eigene Worte. (Joh. 14, 21.) Ohne Selbstverleugnung ist es unmöglich, sich selbst Gott darzustellen als ein Lebender aus den Toten oder seinen Leib als ein heiliges Schlachtopfer, Gott wohlgefällig.

Sich selbst verleugnen bedeutet, wie ein Bruder sich ausdrückt: seinen Willen, d. h. sich selbst, als gar nicht daseiend betrachten. Es handelt sich nicht bloß darum, meinen Willen einzuschränken, ihm Zügel anzulegen, nein, ich kenne mich selbst nicht mehr, mein Wille geht mich gar nichts mehr an, er ist für mich nicht mehr da. So war es mit unserem geliebten Herrn. Er war nicht vom Himmel herniedergekommen, um Seinen Willen zu tun, sondern Er verleugnete sich selbst und opferte sich völlig auf. Nicht als ob bei Ihm ein eigener böser Wille zu überwinden gewesen wäre, wie bei uns. Keineswegs. Aber in allem, was Er tat, war nur des Vaters Wille Sein Beweggrund: „Ich komme, um deinen Willen, o Gott, zu tun“. (Hebr. 10, 7.) „Meine Speise ist, daß ich den Willen Dessen tue, der mich gesandt hat.“ (Joh. 4, 34.) Er gehorchte auch nie aus Furcht vor den Folgen des Abweichens vom Worte Gottes, sondern weil Er Seine Wonne am Gehorsam fand.

Zu diesem Gehorsam sind auch wir berufen. (1. Petr. 1, 2.) Wie sollten wir da bei jedem Schritt prüfen, was „der gute und wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes“ ist! Wir sind ja leider oft so träge in diesem Prüfen und begnügen uns so leicht mit einer Leitung durch die Umstände des Lebens. Die Schrift nennt das ein Geleitetsein durch „Saum und Zügel“, während doch der Gläubige die Verheißung hat: „Ich will dich unterweisen und dich lehren den Weg, den du wandeln sollst; mein Auge auf dich richtend, will ich dir raten“. (Ps. 32, 8.) Es ist unser Vorrecht, Gott nahe genug zu sein, um durch den Blick Seines Auges geführt und unterwiesen zu werden. Vergessen wir aber nicht, daß nur derjenige sich durch das Auge eines anderen bestimmen läßt, dessen eigener Wille gebrochen ist, und der nun auf den Willen des anderen wartet.

Eine besonders gefährliche Schlinge für den Gläubigen ist die Weltförmigkeit, weil ihn diese aus der Nähe des Angesichts Gottes bringt. Deshalb ruft Paulus den römischen Christen, nachdem er sie eben erst zur Darstellung ihrer Leiber als heilige Schlachtopfer aufgefordert hat, warnend zu: „Seid nicht gleichförmig dieser Welt, sondern werdet verwandelt durch die Erneuerung eures Sinnes“. (Röm. 12, 2.) Die Welt liebt Genuß, Wohlleben, Luxus, Unabhängigkeit, Ehre und Ansehen, kurz alles was der Natur gefällt. Der erneuerte Sinn bildet sich nach Christo. Gleichförmigkeit mit der Welt kann wohl bestehen neben viel äußerer Liebestätigkeit und religiösem Eifer, nicht aber neben einer Hingebung in Liebe und Furcht.

Zu einer solchen gehört ein ungeteiltes Herz, das sich selbst vergift und in seiner Liebe so weit geht, daß es sich um des Geliebten willen gleichsam ausziehen läßt, wie wir das bei dem Sohne Sauls sehen.

Jonathan liebte David „wie seine Seele“; darum beraubte er sich alles dessen, was ihm gehörte, um David damit zu schmücken, der in seinen Augen dessen würdiger war. „Und Jonathan zog das Oberkleid aus, das er anhatte, und gab es David, und seinen Waffenrock (diese Zeichen seiner königlichen Würde) und bis auf sein Schwert und seinen Bogen (die Mittel zu seinen Siegen) und den Gürtel (seine Kraft).“ (1. Sam. 18, 4.)

Auch wir, wenn wir den Herrn „lieben wie unsere Seele“, fühlen uns gedrängt, Ihm, „dem Ausgezeichneten vor Zehntausenden“, Ihm, „an dem alles lieblich ist“, alles zu übergeben, was unser ist, weil Er um unsertwillen sich auch selbst vergessen und alles hingegeben hat. Und unser hochgelobter Herr erkennt es an, schätzt unsere Hingebung und wird einst, wie David von Jonathan, von jedem Treuen sagen: „Holdselig warst du mir sehr!“ (2. Sam. 1, 26.)

Welche Gnade! Ja, noch mehr: Jeden Dienst der Liebe, den wir unseren Geschwistern erweisen, und wäre es nur ein freundlicher Blick, ein ermunterndes Wort, ein tröstender Brief, ja, nur ein einfacher Becher Wasser, welcher einem der Kleinsten gereicht wird aus Liebe zu Christo, betrachtet der Herr als Ihm dargereicht; er geht durch Seine Hände, um „als Trankopfer Gott, dem Vater“, dargebracht zu werden. Denn

alles was für Christum getan wird, ist für Gott getan, und Gott nimmt es, durch Christum dargebracht, als ein vortreffliches Opfer an.

Eine ergreifende Schilderung dieses Gedankens finden wir in der Geschichte Davids, wenn wir den Sohn Isais in seinem vorbildlichen Charakter, als den von Menschen Verworfenen, aber von Gott Gesalbten, betrachten. David, wie ein Rebhuhn über die Berge gejagt, fand in der Höhle Abullam eine Zufluchtsstätte. Eines Tages sehnte er sich nach einem Trunk Wasser aus dem Brunnen von Bethlehem, und drei seiner Getreuen waren bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, obgleich sie ihr Leben dabei aufs Spiel setzen mußten. „Da brachen die drei Helden durch das Lager der Philister und schöpften Wasser aus der Cisterne von Bethlehem, die am Tore ist, und trugen und brachten es zu David. Aber er wollte es nicht trinken und goß es aus als Trankopfer dem Jehova.“ (2. Sam. 23, 16.) Der Wohlgeruch eines solchen Opfers der Liebe und Hingebung war viel zu herrlich, als daß er in seinem Hinaufsteigen zu dem Throne Gottes hätte aufgehalten werden dürfen.

So gießt auch unser Herr, wenn wir uns mit Ihm, dem von Menschen Verworfenen und Gehäßten, einsmachen, alles, was wir Ihm zu Liebe tun, gewissermaßen vor unserem Gott und Vater als Trankopfer aus. „Wenn jemand mir dient, so wird der Vater ihn ehren.“ (Joh. 12, 26.) „Wenn jemand mich liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“ (Joh. 14, 23.)

David sehnte sich nach dem Trunk Wasser, und unser Herr verlangt nach unserer Hingebung und weiß sie zu schätzen. Wir wissen aus Lukas 7, daß der Herr die Zeichen der Hingebung bei dem Pharisäer Simon vermifste, und daß Er ihn mit den Worten: „Ich habe dir etwas zu sagen“, darauf aufmerksam machte. Das Herz des sündigen Weibes, das in das Haus Simons trat, war wahrhaft ungeteilt, ihre Hingebung war eine Hingebung in Liebe und Furcht. Ihre Liebe zeigte sich nicht in etwas Großem, das sie tat, sondern darin, daß sie alles Ihm tat. Sie fragte niemand um Rat, ahmte auch nicht anderen nach; sie gab einfach alles für Ihn dahin. Wie verstand sie es, Ihn zu begrüßen, Ihn zu erquicken, Ihm den Fuß und das Wasser auf Seine Füße zu geben, ja, nicht allein das, sondern auch Ihn zu ehren, indem sie Seine Füße salbte mit der Salbe! Wahrlich, das war eine völlige Hingebung im Geiste der Liebe und Furcht!

Zeigen wir dieselbe Hingebung, lieber Mitpilger! Der Herr ist ja ebenfalls in dein und mein Haus gekommen, und Er kam auch zu uns in reinster Gnade, obschon wir nichts weniger als liebenswert waren. Wohl haben wir alle am Tage unserer Errettung Ihn bewillkommt, und dadurch Sein Herz erfrischt; denn aus der Geschichte des Weibes am Jakobsbrunnen wissen wir, daß darin, daß wir Ihm und Seinem Worte geglaubt haben, ein lieblicher Willkomm und eine herzliche Erfrischung für Ihn liegt. Aber — Hand aufs Herz! — haben wir immer noch denselben Willkommgruß und die gleichen Erfrischungen für Ihn bereit, wenn Er sich mit uns beschäftigt, wie in den ersten Tagen nach

unserer Befehrung? Wird unser Herz immer noch brennend in uns, wenn Er auf dem Wege zu uns redet, wie es damals der Fall war?

Vergessen wir andererseits nicht, daß wir niemals aus uns selbst Gott etwas bringen können. Unsere natürlichen Herzen möchten zwar gern Gott zum Schuldner machen; aber das ist unmöglich, denn „Geben ist seliger als Nehmen“ (Apostg. 20, 35) und: „ohne allen Widerspruch wird das Geringere von dem Besseren gesegnet“. (Hebr. 7, 7.) Wollen wir Gott zum Schuldner unserer Liebe machen, so lautet Seine Antwort auf solches Begehren: „Wenn mich hungerte, ich würde es dir nicht sagen; denn mein ist der Erdkreis und seine Fülle“. (Ps. 50, 12.) „Und der Libanon reicht nicht hin zum Brennholz, und sein Wild reicht nicht hin zum Brandopfer.“ (Jes. 40, 16.)

Immer ist Gott der Geber und der Mensch der Empfänger. „Wie soll ich Jehova alle Seine Wohlthaten vergelten?“ fragt der Psalmist, und die Antwort lautet: „Den Becher der Rettungen will ich nehmen und anrufen den Namen Jehovas“. (Ps. 116, 12. 13.) Mit anderen Worten: „Willst du Gott Seine Wohlthaten vergelten“, Ihm „etwas wiedergeben“ für all das Gute, das Er an dir getan hat, so nimm und betrachte dankbaren Herzens die guten Gaben Seiner Hand. Als ein Empfänger der Gnade anbetenden Herzens Ihn preisen, verherrlicht Gott mehr, als alles, was wir Ihm im werktätigen Dienst darbringen könnten.

„Martha nahm Jesum in ihr Haus auf“, in das Haus, das ihr gehörte. Sie tat es mit aller Herzenswilligkeit und bereitete das Beste, das sie hatte, für

Ihn zu. Sie liebte den Herrn, dachte an Seine leiblichen Bedürfnisse und sorgte für Seine Erquickung. Sie ist in diesem Sinne ein Vorbild für uns, wie man die Liebe zum Herrn zur That macht.

Und doch war die Hingebung der Maria eine tiefere. Sie hatte kein Haus, in das sie Ihn hätte aufnehmen können, aber sie öffnete Ihm ein Heiligtum und hieß Ihn dort willkommen, als Herrn des Tempels. Sie nahm ihren Platz zu Seinen Füßen ein und hörte Seinem Worte zu. Sie wußte ebensowohl wie Martha, daß der Herr ermüdet war; sie wußte aber auch, daß in Ihm eine Fülle wohnte, die trotzdem noch geben konnte. Martha sah die Müdigkeit des Herrn und wollte Ihm geben; Marias Glaube aber erfaßte die Fülle, die sich unter der Müdigkeit verbarg, und wollte daraus nehmen. Sie verriet dadurch, daß sie Seine göttliche Herrlichkeit erkannt hatte; sie fühlte, daß sie von Ihm erfrischt und gestärkt werden müsse. Das war eine Ehrenerweisung, eine Hingebung im Geiste der Liebe und Furcht, die der Herr besonders schätzte.

„Vermehrte Segnungen führen zu vermehrter Hingabe“, bemerkt treffend ein anderer Bruder. Je mehr Segnungen wir vom Herrn erbitten und wirklich genießen, mit um so volleren Händen können wir Ihm wieder dienen; und der Reichtum Seiner Segnungen ist unererschöpflich. Es geht damit, wie mit dem Strom, welcher im Tausendjährigen Reiche als Leben und Segen bringende Macht vom Throne Gottes ausgehen wird. Die Wasser nehmen zu, je weiter der Strom kommt. Anfangs gehen sie nur bis an die Knöchel, dann bis

an die Kniee, dann bis an die Hüften, und schließlich breiten sie sich in überströmender Fülle weit über das Flußbett hin aus. (Vergl. Hes. 47.)

Wenn wir nun aus dieser Fülle geschöpft haben, und es in wahrer Hingebung als Frucht unserer Liebe auf den Altar Gottes legen, dann werden wir ebenso wie David sagen, als sein Auge auf den reichen Vorräten ruhte, die er „mit all seiner Kraft“ für den Bau des Tempels bereitet hatte: „Wer bin ich und was ist mein Volk, daß wir vermöchten, auf solche Weise freigebig zu sein? Denn von dir kommt alles, und aus deiner Hand haben wir dir gegeben.“ (1. Chron. 29, 14.)

Von uns, die aufrichtig so sprechen, nimmt der Herr in Seiner Gnade gern alles entgegen, was unsere Liebe auf dem Wege der Hingebung Ihm darbringt. Wir selbst aber werden im Blick auf unser Tun — im Geiste der Seraphim von Jes. 6 — unser Angesicht und unsere Füße, die die hingebenden Dienste verrichteten, bedecken; unser Mund wird schweigen von allem, was wir getan haben, und nichts anders zu sagen wissen als: „Heilig, heilig, heilig ist Jehova der Heerscharen! Die ganze Erde ist voll Seiner Herrlichkeit.“

„Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist Sein Mitberater gewesen? Oder wer hat Ihm zuborgegeben, und es wird ihm vergolten werden? Denn von Ihm und durch Ihn und für Ihn sind alle Dinge. Ihm sei die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.“ (Röm. 11, 36.)

Es gibt ein Land.

Es gibt ein Land — es liegt in weiter Ferne,
 Hoch über dieser Erde Reid und Streit;
 Des Pilgers Glaube weilet dort so gerne,
 Nur leise ahnend seine Herrlichkeit.
 Die Erde, ach! die Stätte vieler Tränen,
 Nicht stillt sie der Seele heißes Sehnen;
 Sie heut nur Träber, zieht nur niederwärts,
 Sie hat nicht Trost, nicht Speise für das Herz.

Es gibt ein Land, wo alle Wünsche schweigen,
 Wo jedes Auge ganz gesättigt ist;
 Wo aller Haupt anbetend sich wird neigen,
 Wo du, o Herr, für jeden alles bist.
 Hier hegt das Herz manch törichtes Begehren,
 Hier heißt's so vielen seiner Wünsche wehren;
 Das Lob ist karg, der Dank so matt und schwach,
 Und statt der Lieder tönt gar manches Ach.

Es gibt ein Land, darin ein Strom sich breitet,
 Mit heller, wunderbar kristallner Flut,
 An dessen Ufern mich mein Heiland leitet,
 An dessen Wassern sich's so wonnig ruht.
 Hienieden sind nur löchrichte Cisternen,
 Nur Gaukelbilder, die in grauen Fernen
 Mir malen einen palmenreichen Strand —
 Und komm ich hin, ist's dürrer Wüsten sand.

Es gibt ein Land, ihr müden Weggenossen,
 Das eine ew'ge Fülle für uns hat.
Es gibt solch Land! — Drum pilgert unverdrossen,
 Schon winkt das Ziel, des Weges Ende naht!
 Vielleicht ein Schritt nur noch, ein kurzes Warten,
 Dann öffnet sich des Paradieses Garten,
 Dann führt der Herr uns ein ins Vaterhaus.
 Wir sind daheim! Wer mißt die Freude aus?

Betrachtungen über das Buch Nehemia.

(Fortsetzung.)

Kapitel 8—10.

Der religiöse Zustand des Volkes.

Kapitel 8.

Das Buch des Gesetzes und das Fest der Laubhütten.

Die Kapitel 8—10 beschäftigen sich mit dem religiösen Zustand des Volkes und bilden eine Art Einschaltung, indem das 11. Kapitel sich unmittelbar an das 8. anschließt.

Eine gewisse Ordnung war hergestellt, die Mauer war vollendet, das Volk wohnte in seinen Städten. Und jetzt sehen wir, wie es sich „wie ein Mann“ versammelt (in Esra 3 war bei der Errichtung des Altars das Gleiche geschehen), und zwar auf dem Platz vor dem Wassertor, in der unmittelbaren Nähe des Tempels, mit dem einzigen Verlangen, das Wort Gottes zu hören. Dieses Verlangen war in ihren eigenen Herzen entstanden, es war ihnen nicht von anderen eingegeben worden: „Sie sprachen zu Esra, dem Schriftgelehrten, daß er das Buch des Gesetzes Moses bringen sollte, welches Jehova Israel geboten hatte“. (V. 1.) Beachten wir indes, daß es im siebenten Monat war, am ersten

Tage des Monats, der dem Feste des Neumondes oder des Posaunenhalles (3. Mose 23, 23—25; 4. Mose 10, 3—10; Psalm 81, 3) entsprach, dem Wille der Erneuerung des zeitweilig verschwundenen Lichtes Israels. In Ezra 3 war gelegentlich desselben Festes der Altar (der Gottesdienst) wiederhergestellt worden; jetzt fühlt das ganze Volk das Bedürfnis, die Unterweisung der Schriften zu empfangen. Diese beiden Dinge, der Gottesdienst und das Interesse am Worte, kennzeichnen wohl immer eine dauernde, Gottes Gedanken entsprechende Erweckung. Das Bedürfnis, sich auf die Bücher Moses zu stützen, füllt alle diese Kapitel aus. (Siehe Kap. 8, 1. 14. 18; 9, 3; 10, 34; 13, 1.) Und siehe da, von dem Augenblick an, da es sich um das Wort handelt, erscheint Ezra wieder, denn seine Gabe und seine Aufgabe war es, im Worte zu unterweisen und so zur religiösen Entwicklung des Volkes beizutragen. Obgleich Nehemia mit der hohen Würde des Tirsatha bekleidet war, trat er doch sogleich seinen Platz an Ezra ab. Wie schön ist es, wenn die Gaben ausgeübt werden in gegenseitiger Gemeinschaft, ohne irgendwelchen Neid, und ohne daß die einen in das Gebiet der anderen einzugreifen suchen! Nehemia übt die Regierung von seiten Gottes aus; Ezra unterrichtet und wendet das Gesetz Moses an.

Die ganze Versammlung vereinigt sich, um das Vorlesen des Gesetzes zu hören, die Männer samt den Frauen, ja selbst die, welche „Verständnis hatten, um zuzuhören“, das will sagen, die Kinder, die so weit herangewachsen waren, daß sie das Gelesene begreifen konnten. So trägt Gott in rührender Weise Sorge

dafür, daß selbst die Kinder aus Seinem Worte Nutzen ziehen können.

Esra stand, wie einst Josia (2. Kön. 23, 3) auf einer erhöhten Bühne, die Alten, oder die Häupter der Vaterhäuser, zu seiner Rechten und Linken. Feierlich öffnet er das Buch vor den Augen des ganzen Volkes und über ihren Köpfen, indem er so dem Gesez den ihm gebührenden Platz der Autorität gibt. Dann preist er Jehova, den großen Gott. Gewiß, in diesem Buche hatte Gott sich geoffenbart und forderte Gehorsam.

Alle sprechen ihr Amen zu dem Gebet Esras; sie heben die Hände empor, verneigen sich und werfen sich nieder.

Die Leviten, die jetzt nicht mehr die geheiligten Geräte zu tragen haben (1. Chron. 23, 26), erfüllen ihre Verrichtungen als Diener des Wortes, indem sie das Gesez dem Volke verständlich machen; und man sieht, mit welcher Sorgfalt sie dies tun (B. 8). Sie lesen deutlich. Das ist nicht ohne Wichtigkeit. Wie oft hört man Arbeiter des Herrn das Wort leise lesen, oder zu schnell, oder gar in nachlässiger Weise! Manche scheinen sich zu beeilen, um selbst zum Reden zu kommen, als ob es nicht wichtiger wäre, das Wort Gottes zu hören, als das ihrige. In unserem Kapitel handelt es sich zu allernächst darum, das Volk mit dem Gesez in unmittelbare Verbindung zu bringen, dann dessen Sinn anzugeben, und schließlich, es allen verständlich zu machen. (B. 8.) Die Leviten spielen hier gleichsam die Rolle von Schullehrern, und das ist um so eindrucksvoller, weil die Kinder an diesem Unterricht teilnahmen — eine Sache, die man nie vergessen sollte. Ein guter

Lehrer gönnt sich keine Erholung, bis alle seine Schüler das, was er ihnen erklären will, verstanden haben.

Der Tag, an welchem Esra dies und alles Folgende tat, ist mit gutem Recht „der Tag der geöffneter Bibel“ genannt worden. Sie wandte sich zu gleicher Zeit an Herz und Gewissen des Volkes, und es ist rührend, das Ergebnis davon zu sehen. Alle werden traurig und weinen, als sie die Worte des Gesetzes hören. Aber Esra spricht zu ihnen: „Dieser Tag ist Jehova, eurem Gott, heilig; seid nicht traurig und weinet nicht!“ Und weiter: „Betrübet euch nicht, denn die Freude an Jehova ist eure Stärke“. (B. 9. 10.)

Läßt uns dieses große Wort nie vergessen! Die Demütigung, so kostbar und nötig sie ist, gibt uns keine Kraft. Wenn es sich darum handelt, Schwierigkeiten die Stirn zu bieten, finden wir die dazu nötige Kraft nur in der Beschäftigung mit dem in Seinem Worte geoffenbarten Herrn. Ihn zu betrachten ist eine Quelle unaussprechlicher Freude für unsere Seelen, und die Freude an Jehova ist unsere Stärke. Hat nicht auch der von Leiden aller Art umgebene Apostel gerade dies den Philippnern aus eigener Erfahrung empfohlen? „Freuet euch in dem Herrn allezeit!“

In einer anderen Stelle (Jes. 30, 15) finden wir eine zweite hierher gehörende Wahrheit. Es heißt dort: „Durch Umkehr und durch Ruhe würdet ihr gerettet werden; in Stillsein und in Vertrauen würde eure Stärke sein“. Wie oft haben wir das erfahren! Indem der Christ es dem Feinde überläßt, sich aufzuregen und seine Angriffe zu verdoppeln, bleibt

er selbst völlig ruhig in dem Bewußtsein, daß all die Tätigkeit des Menschen nur das Werk Gottes schwächen kann, und mit der vollen Gewißheit, daß Gott ohne ihn zu handeln vermag.

In Nehemia gehorcht das Volk der Aufforderung seiner Führer; es hört auf, traurig zu sein und zu weinen, und feiert ein großes Freudenfest. Es hatte „die Worte verstanden, die man ihnen kundgetan hatte“. Möchte das auch unser Teil sein!

Wie in Esra 3 (wir haben bei der Betrachtung dieses Buches die Ursache davon angedeutet) übergeht Nehemia auch hier mit Stillschweigen den großen Versöhnungstag, der am fünfzehnten Tage des siebenten Monats stattfand. Aber am zehnten Tage des Monats versammelten sich die Häupter der Väter, die Leviten und die Priester zu Esra, „um aufzumerken auf die Worte des Gesetzes“. (B. 13.) Die, welche eben erst das Volk unterwiesen hatten, kamen zusammen, um selbst von Gott unterwiesen zu werden. So sollte es immer bei den Arbeitern des Herrn sein; es genügt nicht, daß sie die anderen belehren. Sie selbst sind schwach und erkennen nur stückweise; sie müssen daher zu ihrem eigenen Gebrauch neues Licht in dem Worte finden, um „verständlich zu werden“. So geschah es hier. Indem die Versammelten die Belehrung der Schriften suchten, entdeckten sie etwas, das sie vorher nicht gekannt hatten: „Sie fanden im Gesetz geschrieben, daß Jehova durch Mose geboten hatte, daß die Kinder Israel am Feste im siebenten Monat in Laubhütten wohnen sollten, und daß sie verkündigen und einen Ruf ergehen lassen sollten durch alle ihre Städte und durch Jerusalem, und sagen:

Gehet hinaus auf das Gebirge und holet Zweige vom Olivenbaum und Zweige vom wilden Ölbaum und Myrtenzweige und Palmzweige und Zweige von dicht-belaubten Bäumen, um Hütten zu machen, wie geschrieben steht!" (B. 14 u. 15; vergl. 3. Mose 23, 33—44.)

Sobald sie das gelernt hatten, teilten sie es dem Volke mit, und dieses beeilte sich es auszuführen. Alle mußten jetzt, wie das Laubhüttenfest gefeiert werden sollte. Die flachen Dächer, die Höfe der Häuser, die Vorhöfe des Tempels, die Plätze am Wassertor und am Tore Ephraim, die außer der Umwallung lagen, alles bedeckte sich mit Hütten. (B. 16.) Das Fest war seit den Tagen Josuas beim Einzuge des Volkes in Kanaan nicht mehr in dieser Weise gefeiert worden. (B. 17.) Wohl hatte man es in Esra 3 begangen, aber nicht den Einzelheiten der Verordnung entsprechend. Damals deutete es nur an, daß das Land dem Volke wieder geöffnet war, nachdem die Gefangenschaft ihm den Zugang dorthin verschlossen hatte. Im Buche Nehemia wird es nach den Vorschriften des Gesetzes gefeiert, und diese Tatsache ist die glückliche Folge des allgemeinen brennenden Eifers, die Unterweisungen des Wortes entgegen zu nehmen.

War es nicht etwas Außergewöhnliches, daß eine so klare und bestimmte Stelle den Priestern und Leviten bis dahin entgangen war? Nein, es ist eine zu allen Zeiten in der Geschichte des Volkes Gottes wiederkehrende Erscheinung. Viel wichtigere Wahrheiten, wie zum Beispiel die Wiederkunft des Herrn vor den Gerichten, haben achtzehnhundert Jahre lang verborgen sein können, obwohl das Neue Testament

voll davon ist. Es bedarf der Wirksamkeit des Geistes Gottes, um solche Dinge zu entdecken; der schärfste menschliche Verstand ist unfähig dazu.

Das Laubhüttenfest in Nehemia und Ezra ist ein Vorempfang der zukünftigen nationalen Erweckung. Dasselbe Fest wurde auch in Matth. 21, 8, Mark. 11, 8 und Joh. 12, 12. 13 gleichsam angedeutet durch die Zweige und Palmen beim Einzug Jesu in Jerusalem, als die Volksmenge Ihn als Sohn Davids und König Israels anerkannte. In Luk. 19 finden wir weder Palmen noch Zweige; die Jünger preisen allerdings den König, der da kommt im Namen des Herrn, aber sie sagen: „Friede im Himmel“, nicht „Friede auf Erden“ (vergl. Luk. 2, 14), und man sieht Jesum über Jerusalem weinen. (Vers. 41.) Das wahre Laubhüttenfest, das endgültige Fest, wird nach Sach. 14, 16 erst in der Zukunft gefeiert werden, aber dann wird der große Veröhnungstag vorhergegangen sein (Sach. 12, 10–14), den wir weder in Ezra noch in Nehemia, noch auch in den Evangelien finden.

In einem Sinne können wir Christen das Laubhüttenfest feiern als die im voraus empfangene Freude der Herrlichkeit, eine „sehr große Freude“ (B. 17), oder, wie Petrus sagt, „eine unaussprechliche und verherrlichte Freude“. (1. Petr. 1, 8.)

Vom ersten bis zum letzten Tage des Festes (B. 18) wurde das Wort Jehovas vor dem Volke gelesen. Das Wort allein war imstande, die Freude im Herzen aller wach zu erhalten.

Kapitel 9.

Demütigung, Absonderung und Bekenntnis.

Das Laubhüttenfest war das letzte in der Reihe der jüdischen Feste. (3. Mose 23.) Das vor uns liegende Kapitel hat indes mit den Verordnungen des 3. Buches Mose nichts zu tun. Erst am vierundzwanzigsten Tage — das heißt nach dem letzten großen Tage des Laubhüttenfestes, welches mit dem dreiundzwanzigsten Tage zu Ende ging — versammelten sich die Kinder Israel in Trauer und Demütigung. (2. 1.) Diese Handlung stand auch ebenso wenig in Beziehung zu dem großen Versöhnungstage, der am zehnten Tage des Monats stattfinden mußte, und den Esra und Nehemia, wie wir gesehen haben, nicht ohne Grund unerwähnt lassen.

Dieses 9. Kapitel bildet eine Art Ergänzung des 10. Kapitels von Esra, in welchem das Volk sich von den durch die Ehe geschlossenen Verbindungen mit den Nationen frei gemacht hatte, von Verbindungen, welche die israelitische Familie mit den Feinden Jehovas und Seines Volkes einsmachten. Doch die unter Esra vollzogene Reinigung genügte nicht. Das Volk war gehalten, ein feineres Übel zu verurteilen, und wäre dieses Übel nicht bekannt worden, so wären die Entronnenen notwendigerweise in die unheiligen Verbindungen zurückgefallen, die sie eben verlassen hatten. Wir meinen die Vermengung, die dadurch begünstigt worden war, daß man die Nationen an dem Leben des Volkes hatte teilnehmen lassen. Um von dieser Vermengung mit der Welt wirklich befreit zu werden, war mehr nötig, als sich von dieser oder jener an-

stößigen Sünde, wie z. B. von den früheren unheiligen Verbindungen, abzusondern; es bedurfte einer wahrhaftigen Verurteilung des Herzenszustandes, der zu der Vermengung geführt hatte, und diese Verurteilung finden wir im 9. Kapitel.

Das sind Tatsachen voll tiefer Belehrung für uns Christen. Wir haben nicht nur diesen oder jenen begangenen Fehler zu verurteilen, sondern die Weltlichkeit zu richten, der wir Bürgerrecht unter uns gegeben haben, und welche die Ursache unserer Fehler ist. Wir bedürfen einer wahren Absonderung von der Welt, denn nur sie wird uns vor groben Sünden bewahren, welche die traurige Folge jener Vermengung sind.

Um die Absonderung vollziehen zu können, bedurfte das Volk der Demütigung und des Bekenntnisses. Wie viel Mühe macht es heutzutage oft, diesen Dingen bei einzelnen Personen oder bei Versammlungen zu begegnen, welche Fehler gemacht haben! Wenn es sich um etwas augenscheinlich Böses handelt, ist man ziemlich leicht bereit zu einer gemeinsamen Demütigung, soweit diese einen nicht zwingt, persönlich seine Sünden und verkehrten Taten zu bekennen. Man nimmt jeden Mittelweg, jeden Vergleich eher an als das. O wie wahr ist es, daß das Volk Jehovas ein halsstarriges Volk ist, das nicht weiß, den Nacken zu beugen und sich vor Gott zu nichts zu machen!

In diesem Kapitel ist es nicht so: das Volk demütigt sich wirklich, und alle fasten, in Sacktuch gekleidet und mit Erde auf ihren Häuptern. (B. 1.) Das

ist Trauer, Betrübniß, Buße. Doch die Demütigung gibt sich nicht nur in diesen äußeren Zeichen kund, sie drückt sich auch durch Handlungen aus: „Der Same Israels sonderte sich ab von allen Kindern der Fremde“ (B. 2.)

Wo hatten sie die Kraft dazu gefunden? An derselben Quelle, aus welcher sie vorher geschöpft hatten. Soeben, bei Gelegenheit des Laubhüttenfestes, hatte das Volk verwirklicht, daß „die Freude an Jehova seine Stärke war“. Mit der so erlangten Kraft konnte es sich demütigen, sich ohne Zögern vom Bösen trennen und seinen Zustand bekennen. Wahre Demütigung und wahres Bekenntniß dulden keinen Aufschub; die Tat begleitet die Worte. „Der Same Israels sonderte sich ab von allen Kindern der Fremde; und sie traten hin und bekannten ihre Sünden und die Ungerechtigkeiten ihrer Väter.“ (B. 2.)

Noch einer anderen mächtigen Segenskraft begegnen wir in Vers 3: „Und sie standen auf an ihrer Stelle und lasen in dem Buche des Gesetzes Jehovas, ihres Gottes, ein Viertel des Tages. Und ein anderes Viertel des Tages bekannten sie ihre Sünden und warfen sich nieder vor Jehova, ihrem Gott.“ Ohne das Wort kann kein Bekenntniß vollkommen sein. Nur durch das Wort lernen wir verstehen, was Gott ist, was mit Seinem Wesen unvereinbar ist, und was wir selbst gewesen sind. Wir sehen hier ferner, daß das Bekenntniß des Volkes in unmittelbarem Verhältnis zu dem stand, was das Wort ihm geoffenbart hatte: ein Viertel des Tages war dem Lesen des Gesetzes und ein Viertel des Tages dem Bekennen geweiht. Gerade so wie sie im Buche des Gesetzes

die Quelle ihrer Kraft kennen gelernt hatten (Kap. 8, 3. 12), lernen sie jetzt in demselben Buche ihren Zustand beurteilen, um ihn dann rückhaltlos vor Gott zu bekennen.

Die Leviten spielen in diesem allen eine sehr schöne Rolle. Sie hatten das Volk unterwiesen (Kap. 8, 8), dann hatten sie treu ihren Dienst ausgeführt und Verständnis erlangt bezüglich der Einzelheiten des Gesetzes (Kap. 8. 13), indem sie so zu einer genaueren Kenntnis der bereits geoffenbarten Dinge gelangten; hier sehen wir sie auf die Erhöhung treten und „mit lauter Stimme zu Jehova, ihrem Gott, schreien“. (V. 4.) Ihre Treue und ihre Gemeinschaft mit Gott befähigen sie, öffentlich der Mund der Versammlung zu werden, wenn es sich darum handelt, deren Sünde zu bekennen.

Dieses Bekenntnis, welches fast das ganze 9. Kapitel, vom 5. bis zum 37. Verse, ausfüllt, ist überaus beachtenswert. Die Leviten beginnen mit Preisen. Man kann sich nicht in Wahrheit vor Gott befinden als Ihm angehörend, ohne den Charakter des langmütigen und barmherzigen Gottes, den man verunehrt hat, anzuerkennen. „Bei dir ist Vergebung, damit du gefürchtet werdest.“ (Ps. 130, 4.) Das war auch das Gefühl Davids, als er sagte: „Gegen dich, gegen dich allein habe ich gesündigt“. (Ps. 51, 4.)

Die an Gott gerichteten Lobpreisungen bestehen in Folgendem: In Vers 5—6 preist das Volk Gott als den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der immer derselbe ist, Jehova. In Vers 7—8 erkennt es Ihn an als den Gott der Verheißungen, der Abraham berufen und erwählt hat. In Vers 9—11

verherrlicht es Ihn als den Erlöser-Gott und den Besieger des Feindes, der Sein Volk aus Ägypten erlöst hat.

In Vers 12—15 reden sie dann von ihrer Verantwortlichkeit. Gott hatte ihnen das Gesetz gegeben, dem sie Gehorsam schuldeten, nachdem Er sie durch Seine Gnade bis an den Fuß des Berges Sinai geleitet hatte. Aber selbst nach dem Sinai hatte Er Seine Hilfsquellen gegen sie geöffnet, um sie in der Wüste zu ernähren und zu beschützen, und Er hatte sie aufgefordert, das Land Kanaan in Besitz zu nehmen.

In Vers 16—21 erkennen sie an, in welcher Weise sie alle diese Gnadenerweisungen beantwortet hatten: „Aber sie, nämlich unsere Väter, waren übermütig, und sie verhärteten ihren Nacken und hörten nicht auf deine Gebote. Und sie weigerten sich zu gehorchen, und gedachten nicht deiner Wunder, welche du an ihnen getan hattest.“ Weiter hatten sie Gott, ihren Führer, verlassen, um sich ein Haupt zu wählen, das sie nach Ägypten zurückführen sollte. Endlich hatten sie ihrer Verachtung Jehovas dadurch die Krone aufgesetzt, daß sie das goldene Kalb machten und „große Schmähungen“ gegen Gott verübten. Dann wurden sie verurteilt, vierzig Jahre in der Wüste umherzuziehen. Trotzdem hatte Gott sich gegen sie als ein Gott der Güte erwiesen, soweit Sein heiliges Gesetz Ihm erlaubte, sich in diesem Charakter zu offenbaren. (V. 17.) Ihre Empörung hatte alle Gnadenwege Gottes gegen sie gehemmt, aber nichtsdestoweniger hatte Jehova über sie gewacht.

Endlich hatten sie aus reiner Gnade von dem Lande der Verheißung Besitz genommen (vergl. die

letzten Kapitel des vierten Buches Mose), und durch die große Güte Gottes „ließen sie sich's wohl sein“. (V. 25.) Aber kaum in das Land eingezogen, empörten sie sich wiederum, und trotz all der vorangegangenen Gerichte verübten sie von neuem „große Schmähungen“ gegen Jehova. (V. 26.) Er übergab sie daraufhin der Hand ihrer Bedränger, rettete sie aber trotz alledem noch teilweise durch die Richter.

Unter den Königen wiederholten sich die Empörungen. Die Propheten zeugten wider sie — ohne jeden Erfolg. Dennoch „hatte Gott ihnen nicht den Garaus gemacht“. (V. 28—31.)

Den Schluß des Gebets (V. 32—38) bildet die Anerkennung der Vollkommenheit aller Wege Gottes in Bezug auf das ganze Volk, vom Größten bis zum Kleinsten: „Doch du bist gerecht in allem, was über uns gekommen ist; denn du hast nach der Wahrheit gehandelt, wir aber, wir haben geselbs gehandelt“. Sie suchen nicht sich zu rechtfertigen, noch sich den Folgen ihrer Sünde zu entziehen: „Siehe, wir sind heute Knechte; und das Land, welches du unseren Vätern gegeben hast, um seine Früchte und seine Güter zu genießen, — siehe, wir sind Knechte in demselben! Und seinen Ertrag mehrt es für die Könige, die du um unserer Sünden willen über uns gesetzt hast; und sie schalten über unsere Leiber und über unser Vieh nach ihrem Wohlgefallen, und wir sind in großer Bedrängnis.“

So ist dieses Bekenntnis: einfach, vollständig, wahr, ohne Entschuldigung und ohne Ausflüchte. Es erkennt die Fehler aller seit dem Beginn an, es heißt das Gericht, die Folge dieser Fehler, gut, aber es verkündet auch die

Gnade und die unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes, die das Volk bis dahin geleitet hatten.

Fügen wir noch eine Bemerkung hinzu, die zu aller Zeit für das Volk Gottes, wenn es gesündigt hat, wichtig ist. Dreierlei ist dann nötig: Demütigung, Absonderung vom Bösen und Bekenntnis, und zwar in der Ordnung, die uns im Anfang dieses Kapitels gezeigt wird. Demütigung ohne Absonderung und Bekenntnis ist eine wertlose Handlung. Absonderung ohne Demütigung und Bekenntnis ist eine Handlung geistlichen Stolzes, und deutet nur auf einen sektiererischen Geist hin. Ein öffentliches und rückhaltloses Bekenntnis schließt notwendigerweise auch die beiden anderen Stücke ein; und gerade darum haben unsere stolzen und verzweifelt bösen Herzen oft so viel Mühe, in ein solches Bekenntnis einzuwilligen. Wenn das Bekenntnis nicht stattfindet, fehlt es der Absonderung an Wirklichkeit, und das wird in aller Kürze einen Rückfall zur Folge haben, mag es sich nun um einzelne Personen oder um ganze Versammlungen handeln. Nehmen wir uns daher ein Beispiel an diesem armen, gedemütigten Volke, das „mit lauter Stimme“ zu Jehova, seinem Gott, schrie!

In B. 38 sehen wir das Volk, da es ein Volk unter Gesetz war, den Bund erneuern: „Und bei diesem allen machten und schrieben wir einen festen Bund; und auf der unteriegelten Schrift standen die Namen unserer Obersten, unserer Leviten und unserer Priester“. Wir wissen, daß sie als Volk im Fleische, unter dem Gesetz, ihn nicht halten konnten. Dennoch können wir auch aus dieser Erneuerung des Bundes eine ernste Lehre für uns ziehen. Nach dem Bekenntnis unserer Sünde muß

unser Wandel auf einer neuen Grundlage beginnen: auf einer viel gründlicheren und wirksameren Absonderung von der Welt, die uns in das Böse hineingezogen hatte, und in deren Mitte wir fortan als Fremdlinge zu wandeln haben, die ein anderes Vaterland suchen.

(Fortsetzung folgt.)

„Es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten.“

(1. Petr. 3, 18.)

Der Apostel Petrus redet in seinem ersten Briefe viel von Leiden. Die „auserwählten Fremdlinge“, an die er schreibt, konnten auch in einer Welt der Sünde und der Feindschaft des Menschen nichts anders als Leiden erwarten, vorausgesetzt daß sie in den Fußstapfen ihres Herrn und Meisters wandeln wollten. Der Weg zu dem unverweslichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbteil, das für sie aufbewahrt wurde in den Himmeln, führte durch eine Welt, deren Fürst Satan war, und darum durch Leiden verschiedenster Art. Da gab es neben den mancherlei Versuchungen, die zur Bewährung ihres Glaubens dienten (Kap. 1), Verleumdungen und in besonderen Fällen Beschwerden, die sie um ihres Gewissens vor Gott willen ertragen mußten. (Kap. 2, 12. 19.) Zu diesen beiden Arten von Leiden kommen im 3. Kapitel Leiden um der Gerechtigkeit willen hinzu (B. 14), und im 4. Kapitel Leiden um Christi willen (B. 12—14), d. h. Verfolgungen seitens derer, welche Christum haßten. Den letztgenannten Arten von Leiden begegnen wir schon in der „Bergpredigt“. In

Matthäus 5, 10 preist der Herr die glücklich, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, und fügt dann im nächsten Verse hinzu: „Glücklich seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und jedes böse Wort lügnerisch wider euch reden werden um meinetwillen“. Den Leiden um des Herrn willen steht ein „großer Lohn“ in den Himmeln in Aussicht, der „bei der Offenbarung Seiner Herrlichkeit“ ausgezahlt werden wird. „Wenn ihr im Namen Christi geschmäht werdet, glücklich seid ihr! denn der Geist der Herrlichkeit und der Geist Gottes ruht auf euch.“ (Vergl. Matth. 5, 12 mit 1. Petr. 4, 13. 14.)

Das Gewissen des Gläubigen ist geübt bezüglich dessen, was gut und böse ist. Er liebt das Gute und haßt das Böse. Er wandelt, wenn anders es recht um ihn steht, in der Gegenwart Gottes und deshalb im Licht. Er sieht und beurteilt alles mit Gottes Auge; sein eigener Wille ist zum Schweigen gebracht, und er fragt nur noch nach dem „Willen Gottes“. (Kap. 4, 2.) Eigentlich müßte es ihm nun, gemäß der Regierung Gottes, von welcher Petrus immer wieder redet, gut gehen, „denn die Augen des Herrn sind gerichtet auf die Gerechten, und Seine Ohren auf ihr Flehen“, während Sein „Angesicht wider die ist, die Böses tun“. (Kap. 3, 12.) Aber Satan ist, wie gesagt, noch der Fürst dieser Welt, und die Zeit für die bestimmte Durchführung der Grundsätze der Regierung Gottes ist noch nicht gekommen. Gott handelt jetzt wohl im Stillen nach diesen Grundsätzen, in den Wegen Seiner „Vorsehung“, aber erst im Tausendjährigen Reiche, wenn Satan gebunden ist, wird, allen offenkundig. „zur Gerech-

tigkeit zurückkehren das Gericht“, und „der Unterschied zwischen den Gerechten und den Gesehlofen“ wird wieder voll und ganz gesehen werden. (Pſ. 94, 15; Mal. 3, 18; vergl. Pſ. 58, 11.) Heute ist infolge der Sünde alles in Verwirrung, und Gott erlaubt, daß der Gesehlofe, indem er dem Gericht entgegenreift, in Wohlfahrt ist, während der Gerechte leidet. (Pſ. 73.)

In der Umgebung, in welcher der Gerechte sich befindet, kann er also gar nicht anders als leiden. Einerseits ist er gebunden, Gott mehr zu gehorchen als Menschen und muß infolge dessen um seines Gewissens willen Beschwerden erdulden; andererseits steht alles, was ihn in dieser Welt umgibt, in Widerspruch mit dem, was er liebt und zur Ausführung zu bringen bemüht ist. Auf dem Pfade der Gerechtigkeit wandelnd, stößt er überall auf Dinge, gegen die er zeugen muß, die er nicht mitmachen kann. Die Welt haßt solches Zeugnis, selbst wenn es nur in einer schweigenden Ablehnung besteht; es ist ihr ein Greuel, weil es sie verurteilt und stört. Deshalb haßt und beeinträchtigt sie den, der es ablegt. Die Weise, wie dieser Haß sich kundgibt, mag je nach Person und Umständen verschieden sein, aber vorhanden ist er, ja er hat sich seit den Tagen Kains und Abels in nichts geändert.

Die Hoffnungen des Christen samt den Quellen seiner Freude können deshalb nicht in dieser Welt liegen. Sie liegen außerhalb, droben, da wo sein Herr weilt. Naturgemäß ist sein Herz da, wo sein Schatz ist. Die Welt kann ihn deshalb auch nicht verstehen, wie sie den Herrn nicht verstanden hat. Sie bereitet ihm notwendigerweise Prüfungen und Schwierigkeiten. Kommt

nun noch ein treues, entschiedenes Zeugnis für Christum hinzu, so fehlen auch die Leiden um Seines Namens willen nicht, obwohl sie anderer Art sind als die um des Gewissens und der Gerechtigkeit willen.

Aller dieser Leiden braucht der Christ sich nicht zu schämen. Im Gegenteil, sie sind sein Schmuck, sein Ehrentleid; er darf sich ihrer freuen und Gott dafür danken. **Niemals** aber sollte ein Christ „sündigen und geschlagen werden“, **niemals** „für Bösestun“ leiden. (Kap. 2, 20; 3, 17.) Redet man von ihm als einem „Übeltäter“, so sollten die Ankläger stets als Verleumder erfunden werden. „Denn“, sagt der Apostel, „es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe.“ Welch ein ergreifender Beweggrund für den Gläubigen, die Sünde zu fliehen und gewissenhaft zu wandeln! Als unser geliebter Herr, der Gerechte, — der Einzige, der diesen Namen verdiente, — es unternahm, uns, die Ungerechten, Gott nahe zu bringen, mußte Er sich notwendigerweise mit unseren Sünden beschäftigen. Jede andere Möglichkeit war ausgeschlossen. Die Sünden waren da, und sollten wir in die Gegenwart des heiligen Gottes geführt werden, so mußten sie entfernt werden. Christus mußte die Strafe dafür tragen, Er mußte für sie leiden. Er hat es getan, ein für allemal, Gott sei dafür gepriesen! und nun sollten wir niemals mehr für Sünden zu leiden brauchen. Ist es der Wille Gottes, daß wir für Gutestun leiden, gut; es geschieht uns nichts Seltsames, denn die Zeit, da Christus alles ordnen und zurechtbringen wird, ist noch nicht gekommen.

Nie aber sollte ein Christ in die Lage kommen, um irgend einer Sünde willen von Gott oder Menschen leiden zu müssen. Das ist gar nicht mehr unsere Sache, nachdem Christus einmal für Sünden gelitten und diese Frage für immerdar geordnet hat. Durch Ihn zu Gott geführt und in Ihm einer ganz neuen Natur teilhaftig geworden, sind wir berufen und fähig gemacht, „durch Gute thun die Unwissenheit der unverständigen Menschen zum Schweigen zu bringen“. (Kap. 2, 15.)

Der Apostel setzt diesen Gedanken im 4. Kapitel fort, wenn er sagt: „Da nun Christus für uns im Fleische gelitten hat, so waffnet auch ihr euch mit demselben Sinne; denn wer im Fleische gelitten hat, ruht von der Sünde, um die im Fleische noch übrige Zeit nicht mehr den Lüsten der Menschen, sondern dem Willen Gottes zu leben“. (R. 1. 2.)

Diese Stelle hat schon zu vielem Fragen und Reden Anlaß gegeben und ist wohl auch oft falsch verstanden und ausgelegt worden. In Verbindung mit dem 18. Verse des 3. Kapitels aber erscheint sie nicht so schwierig, wengleich die Redeweise des Apostels Petrus unserem Verständnis oft mehr Schwierigkeiten darbietet, als die des Paulus. Für einen Gläubigen aus den Juden lag die Sache wohl umgekehrt. (Vergl. 2. Petr. 3, 15. 16.)

Christus hat hienieden im Fleische gelitten. Jetzt ist Er droben, zur Rechten Gottes erhöht. Engel, Gewalten und Mächte sind Ihm unterworfen, und Er steht bereit, Lebendige und Tote zu richten. (Kap. 3, 22; 4, 5). Aber auf Erden hat Er gelitten. Er kam

in diese Welt, um zu gehorchen, und Er wollte lieber alles, selbst den Tod am Kreuze, erdulden, als ungehorsam sein. Der gefallene Mensch wandelt auf genau entgegengesetzter Bahn. Er liebt es, seinen eigenen Willen zu tun, den Gedanken und Neigungen seines natürlichen, bösen Herzens zu folgen. Das ist Ungehorsam oder, wie Johannes es nennt, „Gesetzlosigkeit“. Jede Sünde ist grundsätzlich Ungehorsam, ein Ausüben des Willens des Fleisches, der sich in den Lüsten und Begierden des Fleisches kundgibt. Der Wille des Menschen wendet sich immer gegen Gott und zu dem hin, was das Fleisch begehrt. Darum: „Jeder, der die Sünde tut, tut auch die Gesetzlosigkeit“. (1. Joh. 3, 4.)

Bei unserem geliebten Herrn war es also umgekehrt. Er wollte lieber sterben, als einen Willen haben neben dem Willen Gottes, als irgend etwas tun, was nicht Gottes Wille war. Er wurde in allem, bis aufs Äußerste, versucht; aber je heißer die Proben wurden, desto klarer kam es zum Vorschein, daß nur Gehorsam, vollkommener Gehorsam, in Ihm war. Er erwies sich in allem als der vollkommen abhängige, heilige Mensch. Er ging durch alles hindurch, was geeignet war, den eigenen Willen anzuregen, oder richtiger einen solchen in Ihn einzuführen, aber alles erwies sich als außer stande dazu. Die Sünde hatte keinen Raum in Ihm, fand keinerlei Eingang. Nichts war in Ihm, das ihr als Anknüpfungspunkt hätte dienen können. Er litt unendlich, indem Er versucht wurde, aber nichts als Vollkommenheit, als Wohlgeruch und Lieblichkeit trat zu Tage.

Da Er für uns den Weg ging, mußte dieser notwendig zum Kreuze führen. Nur dort konnte Er für

uns im Fleische leiden, nur dort konnte mit allem, was mit uns als gefallenen Geschöpfen in Verbindung stand, auch mit der Sünde, ein Ende gemacht werden. Unser teurer Herr mußte dem Tode in seiner schrecklichsten Form und Gestalt begegnen, als dem, worin sich die Schwachheit des Menschen, die Macht Satans und der Zorn Gottes wider die Sünde kundgab — aber lieber wollte Er in Schwachheit gekreuzigt werden, lieber den Tod als Sold der Sünde schmecken und den bitteren Kelch des Zornes Gottes trinken, als nicht gehorchen. Anbetungswürdiger Heiland!

Indem Er so für uns im Fleische litt, ist Er, wie Paulus es ausdrückt, „ein für allemal der Sünde gestorben“ — die nicht in Ihm, sondern in uns war, zu der Er aber gemacht, die Ihm zugerechnet wurde. Gott hat in Ihm „die Sünde im Fleische verurteilt“. (Röm. 6, 10; 8, 3.) Paulus beschäftigt sich an den angeführten Stellen mit der Wurzel, der Quelle des Bösen in uns, Petrus redet immer von den praktischen Ergebnissen der verderbten Natur, von den Früchten des schlechten, faulen Baumes. Darum sagt er: „Wer im Fleische gelitten hat, ruht von der Sünde“, d. h. er hat praktisch mit ihr abgeschlossen, tut sie nicht mehr, sie ist nicht mehr wirksam. Die vergangene Zeit ist ihm genug, seinem eigenen bösen Willen und den Lüsten der Menschen gefolgt zu sein; fortan möchte er nur noch dem Willen Gottes leben. Christus ist, nachdem Er für uns im Fleische gelitten hat, in die Ruhe droben eingegangen. „Was Er jetzt lebt, lebt Er Gott.“ Und nun sind wir berufen, uns (der Belehrung des Paulus

gemäß) „der Sünde für tot zu halten, Gott aber lebend in Christo Jesu“, oder (nach Petrus), „den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit zu leben“. (1. Petr. 2, 24.)

Wenn ich dem Willen meines Fleisches zu wirken erlaube, so ruhe ich nicht von der Sünde, im Gegenteil. Ich waffne mich dann nicht mit demselben Sinne, wozu der Apostel uns im 1. Verse ermahnt, und leide deshalb auch nicht. Ich leide nur insoweit, wie ich der Gnade erlaube, in mir zu wirken und mich in das Bild Christi umzugestalten. Wenn ich dem Fleische folge, so habe ich keine Verurteilung und Feindschaft seitens der Welt zu fürchten, ich brauche mich dann auch nicht selbst zu verleugnen und meine alte Natur im Tode zu halten. Diese findet vielmehr ihre Befriedigung und genießt, anstatt zu leiden. Wenn ich aber in der Kraft des Heiligen Geistes den Trieben der neuen Natur folge, dem Fleische keinen Willen, keine Regung erlaube, wenn ich in der Gesinnung des abhängigen, gehorsamen Menschen den Willen Gottes in allem zu tun begehre, so ruhe ich von der Sünde, ich vollbringe sie nicht, sie hat keine Gewalt über mich. Freilich werde ich in demselben Maße als Mensch leiden, aber zugleich auch in steigender Kraft die selige Gemeinschaft mit Christo genießen und die Kostbarkeit Seines Friedens und Seiner Freude schmecken. Selbstverständlich ist, so lange wir in diesem Leibe, in welchem die Sünde wohnt, wallen, alles unvollkommen, eine Frage des Fortschreitens und Wachsens. Die Verwirklichung ist und bleibt Stückwerk und wird zu einer Zeit größer, wirklicher sein als zu einer anderen. Aber

grundsätzlich ist es so, wie wir oben gesagt haben, und in demselben Maße wie ich im Fleische leide, es im Tode halte, findet die Sünde keinen Raum in mir, weder in meiner Gedankenwelt, noch in meiner Gesinnung, noch in meinem ganzen Wesen und Tun.

So laßt uns denn der Aufforderung des Apostels folgen und uns waffnen mit demselben Sinne! Es gilt einen Kampf, geliebter Leser. Wir sind von Welt, Sünde und Satan umgeben, und in uns ist das Fleisch, das hoffnungslos verderbte, unverbesserlich schlechte Fleisch. Hier genügen nicht Worte und schöne Reden. Hier heißt's: Waffnet euch! und zwar mit demselben Sinne. Christus hat einmal für Sünden gelitten, Er ist ein für allemal der Sünde gestorben. Wir sind in Ihm gerichtet, „unser alter Mensch ist mitgekreuzigt worden, auf daß der Leib der Sünde abgetan sei, daß wir der Sünde nicht mehr dienen“. So laßt uns diese ernste, kostbare Wahrheit im Glauben erfassen und sie mit Herzensentschluß, in der Gnade und Kraft Gottes, zu verwirklichen trachten!

Wir wissen nicht, wie kurz oder lang die im Fleische noch übrige Zeit währt, wie lang wir noch Gelegenheit haben werden, hienieden zu beweisen, daß wir nicht mehr uns selbst angehören, sondern eines Anderen geworden sind, des aus den Toten Auferstandenen. (Röm. 7, 4.) Sollte nicht auch uns die vergangene Zeit genug sein? Und wenn wir schon länger auf dem Wege sind und Schläfrigkeit uns übermannt hat, sollten wir nicht aufwachen und aufstehen aus den Toten, damit der Christus uns leuchte? (Eph. 5, 14.)

Endlos.

Hienieden hat alles Maß und Ziel. Kaum hat der Tag begonnen, so neigt er sich schon seinem Ende zu. Die Stunden rollen, fliegen. Wochen, Monate, Jahre eilen dahin in schier unbegreiflicher, beängstigender Geschwindigkeit. Eben erst ist ein neues Werk angefangen worden, und schon denkt man an seine Vollendung.

Alles hienieden endet. Die schönsten Tage verfließen — ach, nur zu schnell! — und auch die Tage des Wehs, des Kummers und Elends gehen vorüber. „Eitelkeit der Eitelkeiten! spricht der Prediger, alles ist Eitelkeit.“

Noch etwas geht, ja drängt dem Ende zu. Das ist die Gnadenzeit. In den Tagen Noahs harrte die Langmut Gottes hundertundzwanzig Jahre. Hundertundzwanzig Jahre lang legte dieser gottesfürchtige Mann, „der Prediger der Gerechtigkeit“, wie er genannt wird, ein treues Zeugnis ab von dem, was da kommen, von dem Ende, das die alte Erde treffen sollte. Die Menschen hörten nicht auf seine warnende Stimme; sie lebten, wie sie bis dahin gelebt hatten, sie aßen und tranken, kauften und verkauften, heirateten und wurden verheiratet; sie dachten an nichts Böses, bis plötzlich, „zu einer Stunde, da sie es nicht meinten“, die Flut kam und, bis auf einige wenige Seelen, alle umbrachte. Die Langmut Gottes hatte lange Jahre geharrt, aber auch sie fand ein Ende.

Auch heute harrt die Langmut Gottes. Der Wsfall und die Bosheit des Menschen haben den Gipfel-

punkt erreicht. Alles atmet beschwert, bedrückt. „So kann es nicht lange mehr weitergehen“, sagt man. Ja, es hat der ganzen Langmut und Geduld Gottes bedurft, um all das Böse bis heute zu ertragen, und bald ist das Maß voll. Aber noch währt die Gnadenzeit, noch sendet Gott Seine Boten überallhin und läßt den Menschen bitten — o höre es, lieber Leser! — der große, allmächtige Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, läßt dich bitten, dich mit Ihm versöhnen zu lassen. In Seiner Liebe zu dem Sünder hat Er einen Weg gefunden, auf dem Rettung und Entrinnen für ihn möglich ist. Und Er läßt dich jetzt bitten, diesen Weg zu betreten und von Seiner Gnade Gebrauch zu machen.

Dieser Weg ist Jesus.

Er, der ewige Sohn, wurde Mensch, nahm Knechtsgestalt an und erniedrigte sich bis zum Tode am Kreuze. Dort starb Er für Sünder, der Gerechte für die Ungerechten, der Reine für die Unreinen, damit sie Vergebung ihrer Sünden finden möchten. Er wurde von Gott geschlagen und verlassen, um so dem glaubenden Sünder freien Zugang zu Gott zu verschaffen.

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“, so spricht Jesus selbst, „niemand kommt zum Vater, als nur durch mich.“ (Joh. 14, 6.) Um Seines Todes willen kann Gott jetzt dem Menschen Gnade anbieten. In Ihm wird der Sünder Gott nahegebracht. In Jesu wird ihm Heil und ewiges Leben zuteil, sodaß er in Bezug auf die Ewigkeit völlig ruhig und getrost sein kann. Denn eine ewige Herrlichkeit liegt vor ihm.

Und diese frohe Botschaft von Jesu Opfertod wird jetzt noch überall verkündigt. Jedermann wird heute die Gnade umsonst angeboten. Aber wie lange noch? Das weiß Gott allein. Wir wissen nur, daß die Gnadenzeit unaufhaltsam ihrem Ende zueilt. Und was kommt dann? **Die endlose Ewigkeit**, die keine Veränderung, keinen Wechsel mehr bringt.

In dieser Zeit ist nicht nur alles vorübergehend, zeitlich, es ist auch alles dem Wechsel unterworfen. Schmerz und Freude, Krankheit und Gesundheit, Armut und Reichtum, Krieg und Frieden, alles reiht sich in stetem Wechsel aneinander. „Heute rot, morgen tot“, sagt ein Sprichwort. Wer heute noch in voller Lebenskraft dasteht, weiß nicht, ob er nicht vielleicht morgen schon sterbenskrank daniederliegt; wer heute noch reich und angesehen ist, ob er nicht morgen am Bettelstabe geht. In der Ewigkeit ist es anders. Entweder ist man auf immerdar völlig glücklich, in Frieden, in Herrlichkeit und Segnung bei Gott im Licht, oder man ist auf immerdar völlig unglücklich, in Pein und bitterer Seelenqual, fern von Gott in der Finsternis.

In dem Gleichnis von dem König, der seinem Sohne Hochzeit machte, wird über den, der kein Hochzeitskleid anhatte, gesagt: „Bindet ihm Hände und Füße, nehmet ihn und werfet ihn in die äußere Finsternis, da wird sein das Weinen und das Zähneknirschen“. (Matth. 22, 13; vergl. Kap. 8, 12; 25, 30.) Und bei dem letzten Gericht vor dem großen weißen Thron heißt es: „Wenn jemand nicht geschrieben gefunden wurde in dem Buche des Lebens, so wurde er in den Feuersee geworfen“. (Offbg. 20, 15; vergl. Kap. 21, 8.)

Es gibt eine böse, in unseren Tagen weitverbreitete Irrlehre, die die Wahrheit von der ewigen Verdammnis in Abrede zu stellen sucht. Die Verkündiger dieser Lehre behaupten wohl, daß es eine ewige Herrlichkeit gebe, aber sie verwerfen die Wahrheit von der ewigen Verdammnis. Welch eine Torheit und

welch ein Betrug Satans! Warum, fragt schon der natürliche Verstand, sollte es bei dem gerechten Gott nur eine ewige Herrlichkeit, aber nicht eine ewige Verdammnis geben? Doch höre das Wort Gottes, lieber Leser, den einzigen untrüglichen Zeugen, den wir besitzen, und erkenne, in wie ernster, jeden Zweifel ausschließender Weise es von der furchtbaren Tatsache der ewigen Verdammnis redet.

Schon von den durch die göttliche Gerechtigkeit von der Erde hinweggefegten bösen Städten Sodom und Gomorra sagt Judas im 7. Verse seines kurzen, aber gerade für die gegenwärtige Zeit so bedeutungsvollen Briefes, daß sie „des ewigen Feuers Strafe leiden“. In Hebr. 6, 2 spricht der Apostel von dem „ewigen Gericht“. Vor allem aber redet unser Herr Jesus selbst an manchen Stellen von dem Gericht der ewigen Verdammnis. In Matth. 18, 8 spricht Er von dem Geworfenwerden „in das ewige Feuer“, und in Kap. 25, 46 desselben Evangeliums von dem Hingehen „in die ewige Pein“. Und daß die Verdammten in alle Ewigkeit die Qual des Gerichts empfinden werden, geht klar aus den Worten hervor: „Es ist dir besser, als Krüppel in das Leben einzugehen, als mit zwei Händen in die Hölle hinabzufahren, in das unauslöschliche Feuer, wo *ihr* Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt“. (Mark. 9, 43. 44.) Auch wird von den Menschen, die am Ende der Tage das Tier und sein Bild anbeten, gesagt: „Und der Rauch ihrer Qual steigt auf von Ewigkeit zu Ewigkeit, und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht“. (Offbg. 14, 11.)

Angeichts dieser Stellen (es gibt noch manche andere), welche die Endlosigkeit der Verdammnis, die Qual und Verzweiflung des unversöhnt mit Gott in die Ewigkeit hinübergewandenen Menschen klar ans Licht stellen, möchte ich die ernste Frage an den noch nicht erretteten Leser stellen:

Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?

Du mußt wählen zwischen Leben und Tod, Himmel und Hölle, Herrlichkeit und Verdammnis. Ein Mittel- ding gibt es nicht. Gott selbst stellt dich vor die Ent- scheidung. Du mußt wählen. Du mußt entscheiden. O mache es nicht wie so manche, die da sagen: „Laß mich in Ruhe! Die Sache hat noch Zeit“. Oder: „Wenn es der Wille Gottes ist, daß ich errettet werde, so wird schon alles in Ordnung kommen“. Sieh, auch das ist ein Betrug Satans. Die Sache leidet keinen Aufschub, und: welche Beschlüsse Gott über dich hat, darüber steht dir kein Urtheil zu. So viel steht fest, daß Er niemand zum ewigen Verderben bestimmt hat. Nein, der Apostel Paulus bezeugt: Gott „will, daß alle Menschen errettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“; und der Apostel Petrus sagt: „Der Herr ist langmütig gegen euch, da Er nicht will, daß irgend welche verloren gehen, sondern daß alle zur Buße kommen“. (1. Tim. 2, 4; 2. Petr. 3, 9.) Es steht jetzt also bei dir, ob du dich zur Buße leiten lassen willst oder nicht. Lies, ich bitte dich, Offbg. 20, 11—15. Glaubst du, daß du mit solch leeren Ent- schuldigungen, wie die obigen, vor den Flammenaugen, Dessen bestehen kannst, der einst Gericht halten wird, und vor dessen Angesicht Erde und Himmel entfliehen werden? Nein, sage ich dir, du wirst verstummen und das gerechte Verdammungsurtheil aus dem Munde des Gottes anerkennen müssen, dessen Gnade du in deinem Leben zurückgewiesen hast.

Darum laß dir noch einmal sagen: „Wer an den Sohn glaubt“, — d. h. wer als ein verlorener, bußfertiger Sünder im Glauben zu Ihm kommt — „hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm.“ (Joh. 3, 36.)

Betrachtungen über das Buch Nehemia.

(Fortsetzung.)

Kapitel 10.

Die Erneuerung des Bundes.

Auf das Bekenntnis folgt, wie wir soeben gesehen haben, die Erneuerung des Bundes, wie das auch früher unter dem König Josia der Fall gewesen war. (2. Kön. 23, 3.) Dieser Bund fußte auf dem Boden des Gesetzes; er wurde deshalb auch ebenso schnell gebrochen wie der vom Berge Sinai, ja, wie jeder andere unter denselben Bedingungen geschlossene Bund. Indes sind diese Bündnisse für den Menschen eine Gelegenheit, in gründlicher Weise zu erfahren, was das Fleisch ist; darum ist das Gesetz als Verpflichtung nötig.

Wir können dieses Kapitel natürlich nicht so ohne weiteres auf uns anwenden, da unsere Beziehungen zu Gott auf Gnade gegründet sind; aber wir können die Erneuerung der Gemeinschaftsbeziehungen mit Gott darin erblicken, wenn unsere Untreue eine Trübung derselben herbeigeführt hat. Zugleich begegnen wir einer sehr wichtigen Tatsache, daß nämlich, sobald das Bekenntnis der Vergehungen wirklich und vollständig gewesen ist, wir nicht allein die Gemeinschaft mit Gott, sondern auch die Gemeinschaft untereinander wiedererlangen.

Die Obersten des Volkes, der Statthalter, die Priester, die Leviten, die Fürsten der Vaterhäuser — alle setzen ihr Siegel unter den Bund, im Ganzen 84 Personen, die mehr als 40,000 Menschen vertreten. Aber dann heißt es: „Und das übrige Volk, die Priester, die Leviten, die Torhüter, die Sänger, die Nethinim, und alle welche sich von den Völkern der Länder zu dem Gesetz Gottes abge sondert hatten, ihre Weiber, ihre Söhne und ihre Töchter, alle die Erkenntnis und Einsicht hatten, schlossen sich ihren Brüdern, den Vornehmen unter ihnen, an und traten in Eid und Schwur, nach dem Gesetz Gottes, welches durch Mose, den Knecht Gottes, gegeben worden ist, zu wandeln und alle Gebote Jehovas, unseres Herrn, und Seine Rechte und Seine Satzungen zu beobachten und zu tun.“ (B. 28. 29.) Das ist die Folge einer wahren Demütigung, einer wahren Absonderung und eines wahren Bekenntnisses. Keinerlei Meinungsverschiedenheit ist mehr vorhanden: Alte und Junge, Söhne und Töchter, Weiber und Kinder, Priester und Sänger, Leviten und Nethinim, alle „schließen sich ihren Brüdern an“, indem sie dem, was die 84 Führer getan haben, zustimmen. Kein Widerspruch erhebt sich von irgend einer Seite. Unter dem ganzen zahlreichen Volke sieht man niemand einen eigenen Weg einschlagen; keiner will nach rechts, während der andere links geht. Keine Sonderbündelei, kein Häuflein, das einen besonderen Beschluß faßt, unabhängig von den anderen! Auch die Frauen und Jungfrauen haben ihren Platz bei dieser allgemeinen Zustimmung.

Ist das nicht sehr belehrend? Gott erlaubt Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten unter Seinen

Kindern, wenn das Bekenntnis der Fehler mangelt oder unvollständig ist, sei es bei einzelnen oder bei ganzen Versammlungen. Aber von dem Augenblick an, da dieses Bekenntnis wirklich und vollständig wird, indem keiner mehr daran denkt, sich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, ist die Gemeinschaft untereinander wiederhergestellt.

Der Bund umfaßt drei Punkte: 1. Die Verweigerung der unheiligen Ehen, wie in Esra 10. (B. 30.) 2. Die völlige Heiligung des Sabbath's, der das Zeichen des Bundes war, und dessen Feier den Charakter einer gänzlichen Absonderung von den Nationen trug. 3. Die Beobachtung des Sabbathjahres, womit man es seit der Verkündigung des Gesetzes wohl niemals genau gehalten hatte. — Man ersieht aus diesen Vorschriften, wie sich alle mit den tatsächlichen Unterweisungen der Schrift vertraut gemacht hatten; aber sie blieben dabei nicht stehen.

In den Versen 32—34 legen sie sich selbst Gebote auf und beweisen dadurch ein wahres Verständnis der Gedanken Gottes. Sie hatten keine besonderen Schriftstellen für ihr Handeln; aber da „in dem Gesetz geschrieben“ stand, daß die Opfer dargebracht werden sollten, so genügte das einem jeden, um sich nicht nur völlig an der vereinbarten Abgabe zu beteiligen, sondern auch Holz zum Hause Gottes zu bringen. Das Gesetz sagte von einer solchen Lieferung nichts; aber die Männer waren gewiß, den Gedanken Gottes gemäß zu handeln, indem sie an diesem Dienste teilnahmen, ohne welchen eine Darbringung der Opfer unmöglich gewesen wäre.

Was die Erstlinge und die Zehnten betraf, so brauchten sie sich nur an das zu halten, was „im Gesetz geschrieben war“. In jedem einzelnen handelten sie mit allgemeiner Zustimmung. Alles erscheint einfach und leicht, wenn Gemeinschaft unter den Brüdern besteht, und noch mehr, wenn der einzige Beweggrund ihres Handelns der Dienst am Hause ihres Gottes ist. (B. 39.)

Kapitel 11.

Jerusalem wird wieder bevölkert.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß dieses Kapitel sich unmittelbar an das 7. Kapitel anschließt. Der Altar war errichtet, die Grundlagen, der Tempel, die Mauer waren erbaut; „die Stadt aber war geräumig und groß, und das Volk darin spärlich, und keine Häuser waren gebaut“. (Kap. 7, 4.) Nun erhob sich die Frage: Hatte man die Stadt wieder aufgebaut, damit sie öde und ohne Bewohner bleibe? Was für einen Zweck hatte es, sie in Verteidigungszustand zu setzen, wenn niemand sich dort versammelte? Und doch hatte Gott Sein Volk für diese Sammlung zubereitet, zuerst durch Sein Wort (Kap. 8), dann durch die Absonderung von den Heiden. (Kap. 9.) Die Treuen beginnen zu verstehen, daß dieses Sammeln nunmehr verwirklicht, nicht nur grundsätzlich angekündigt werden mußte. Jerusalem sollte wieder bevölkert werden, und wäre es auch nur mit einem Juden aus zehn. (B. 1.) Das Ziehen in die heilige Stadt erforderte viel Selbstverleugnung und Hingebung. Das Erbteil, welchem der fromme Israelit vor allem

anhang, mußte aufgegeben, Verwandte und Freunde, Weinstock und Feigenbaum mußten verlassen werden. Man mußte sich trennen von Dingen, an denen der Israelit ein Recht hatte zu hangen, weil sie ihm von Gott gegeben waren — und zwar zu keinem anderen Zweck, als um Jerusalem wieder zu bevölkern. Allerdings wurde er ermuntert durch den erhabenen Beweggrund, der diesem Verzicht zu Grunde lag: Zion war „die heilige Stadt“ (V. 1 u. 18), die Stadt der freien Wahl Gottes, die Er mehr liebte als alle Wohnungen Jakobs; und dieser Grund war genügend, um ihr in seinen Augen einen höheren Wert zu verleihen als seiner eigenen Wohnung.

Doch Jerusalem war gering geworden, zu Boden geworfen, und keine Häuser waren in der Stadt gebaut. Ihr Zustand bezeugte, daß sie nicht war, wie Jehova sie haben wollte. (Siehe Ps. 48, 2; 87, 5 — 7; Jes. 33, 20; 60.) Doch in diesen Zeiten des Verfalls, selbst bevor die Mauer wieder aufgebaut war, hatte Sacharja über sie geweissagt: „Als offene Stadt wird Jerusalem bewohnt werden wegen der Menge Menschen und Vieh in seiner Mitte“. (Sach. 2, 4.) Jerusalem konnte in seinem tatsächlichen Verfall für das Volk Gottes nichts Anziehendes haben, es sei denn daß es mit den Augen des Glaubens vom Gesichtspunkt seiner künftigen Herrlichkeit aus betrachtet wurde. Zu dem Hinaufziehen nach Jerusalem, unter Aufgabe alles Übrigen, war ein Entschluß nötig, den der Glaube allein eingeben und die Hoffnung allein aufrecht halten konnte. Es konnte nur eine Tat der Liebe und der freiwilligen Hingebung für die Stadt des großen Königs sein, eine Entfagung, die

nicht aller Theil war, und die Gott nicht von ihnen forderte. Nichtsdestoweniger stand das Volk, das, wie wir gesehen haben, innerlich wiederhergestellt war, in voller Gemeinschaft mit denen, welche jenen Entschluß faßten: „es segnete alle Männer, die sich freiwillig erböten, in Jerusalem zu wohnen“. (B. 2.)

Reden diese Tatsachen nicht zu uns von der Pflicht und der Aufgabe der Erlösten in der gegenwärtigen Zeit? Wie das Jerusalem Nehemias, so liegt auch die Kirche heute in Trümmern. Doch die Grundsätze, auf denen sie aufgebaut ist, der Altar: das Kreuz Christi, die Grundlage: ein auferstandener Christus, der Tempel: das Wohnen Christi inmitten der Seinen, die Mauer: die Heiligkeit, die einer solchen Wohnung geziemt — alles das ist durch das Wort wieder ans Licht gebracht worden, und es handelt sich jetzt für die Treuen darum, ihre Wohnungen zu verlassen, um diese zerstörte Stadt zu bewohnen mit einem Herzen, das sie liebt und die Gefühle des Herzens Gottes für sie teilt. Der Glaube allein kann diese Hingebung hervorrufen.

Könnte man heute sagen, daß das Volk Gottes diejenigen segnet, die sich freiwillig dieser Aufgabe widmen? Ist es nicht vielmehr wahr, daß es sie bekämpft und verachtet? Doch es muß ihnen genügen, die Billigung des Herrn zu haben. Die Namen jener Männer wurden auf dieselbe Weise eingeschrieben wie diejenigen, die im Anfang mit Serubbabel heraufzogen (B. 3—19); und wir haben einige Ursache zu vermuten, daß ihre Namen denen des ersten Verzeichnisses hinzugefügt wurden. Man beachte auch, daß trotz der Ver-

wüstung Jerusalems ein jeder von denen, die da kamen, um in der Stadt zu wohnen, einen Platz auszufüllen fand. Wir hören von solchen, „welche die Geschäfte im Hause verrichteten“ (V. 12), von solchen, die „über die äußeren Geschäfte des Hauses Gottes gesetzt waren“ (V. 16), von einem, „der den Lobgesang beim Gebet anstimmte“ (V. 17), von Torhütern (V. 19), von Sängern (V. 22) — mit einem Wort, jeder von ihnen erfüllte seine Verrichtungen, wie wenn alles in bester Ordnung gewesen wäre, und Gott trägt dem Rechnung. Alles findet freilich in einer Zeit des Elends und des Verfalls statt; aber ist es in Gottes Augen etwas Geringses, daß man die von Ihm eingefetzte Ordnung anerkennt, und daß man trotz des Verfalls diese Ordnung verwirklicht im Blick auf eine Zeit zukünftiger Vollkommenheit? Dieser arme Überrest von Jerusalem hatte die edle und kostbare Aufgabe, in Tagen der Erniedrigung und der Schmach die Zeiten der vergangenen Herrlichkeit Salomos mit denen der kommenden Herrlichkeit des Messias zu verbinden!

Die Verse 25—36 zählen die Städte Judas und Benjamins auf, die von den aus Babel Zurückgekehrten bewohnt wurden. Hier ist die Ordnung allerdings noch nicht vollkommen; Juda geht sogar etwas über seine Grenzen hinaus, bis Beerseba. Aber diese Mängel sind von dem aufrichtigen Begehren des Einzelnen begleitet, den ihm von Gott angewiesenen Platz einzunehmen. So wohnten auch die Nethinim auf dem Ophel (V. 21), einem Teile der Stadt Davids, der sich außerhalb der neuen Mauer befand, in der Nähe des Tempels, zu dem sie durch das Wassertor gelangten.

Kapitel 12.

Die Einweihung der Mauer.

Dieses Kapitel beginnt mit der Wiederholung der Namen der Priester und Leviten, „welche mit Serubbabel hinaufzogen“. In B. 10 u. 11 finden wir die Aufzählung der Hohenpriester; sie fängt mit Jeschua aus dem Buche Esra an. Auf ihn war sein Sohn Jojakim gefolgt. Eljaschib, Jojakims Sohn, der das Priestertum zur Zeit Nehemias ausübte, ist der letzte Hohepriester, den das Alte Testament uns in der Ausübung seiner Amtsverrichtungen zeigt. Das 13. Kapitel wird uns diesen Mann mit Farben schildern, die ihn zu einem Gegenstand des Tadeln machen. Jojada folgte seinem Vater Eljaschib, welcher zufolge Kap. 13, 6. 7 noch nach dem Jahre 443 vor Christi Geburt Priester war; keinerlei Einzelheit wird uns von ihm berichtet. Jonathan oder Jochanan (B. 11 u. 23), Sohn Jojadas und Enkel Eljaschibs, wird in B. 23 (auch in Esra 10, 6), nach der häufigen Gewohnheit der Juden, Sohn Eljaschibs genannt. Er lebte, ohne das Priestertum auszuüben, als Esra in Jerusalem ankam. Jaddua ist der letzte Hohepriester, der im Alten Testament genannt wird. Er übte seinen Dienst unter der Regierung Darius', des Persers, aus (336—330 vor Chr.) und war, wenn man sich auf die Geschichte verlassen darf, Hohepriester beim Einfall Alexanders des Großen in Palästina. Wie es in den geschichtlichen und prophetischen Büchern öfter der Fall ist, ist diese Stelle (obwohl inspiriert wie alles übrige) später dem Buche Nehemia hinzugefügt worden,

um die von dem geweihten Schreiber gegebenen Auskünfte zu vervollständigen.

In den Versen 27—43 finden wir die Einweihung der Mauer. Ähnliche Feste fanden zu wiederholten Malen in der Geschichte Israels statt: 1. als David die Bundeslade aus dem Hause Obed-Edoms holte. (2. Sam. 6, 12.) 2. Bei der Einweihung des Tempels Salomos. (1. Kön. 8, 12—66.) 3. Als der Grund zum Tempel gelegt wurde. (Esra 3, 10—13.) 4. Bei der Einweihung des Hauses. (Esra 6, 16—18.) Unsere Stelle ist also die fünfte in der Reihe. Diese Feste, welche mit einer Ausnahme nur der Freude Ausdruck gaben, wurden aus eigenem Antrieb gefeiert und bildeten keinen Teil der Bestimmungen des Gesetzes. Die Freude, die sich dabei kundgab, stand immer in Beziehung zu dem Hause Gottes. Wir können hieraus den tröstlichen Schluß ziehen, daß das Gefühl des Niedergangs in keiner Weise unsere Freude schwächen soll; denn die Segnungen, die der Herr heute über Seine Versammlung ausgießt, haben ebenso viel Wert wie in den glücklichsten Zeiten der Geschichte der Kirche. „Freuet euch in dem Herrn allezeit“, wird uns gesagt, und zwar in Tagen, als der Verfall immer schärfer hervortrat.

Bei der Einweihung der Mauer scheinen die Leviten, deren Verhalten in diesen Büchern manchmal an Gleichgültigkeit grenzt, wiederum wenig eifrig im Herbeieilen gewesen zu sein; denn „man suchte die Leviten aus allen ihren Orten“. (B. 27.) Die Sänger versammelten sich von selbst zu dem großen Feste. Wohl aus Vorsorge für ihren Dienst im Hause Gottes hatten sie sich in der Umgebung von Jerusalem Dörfer gebaut. (B. 29.)

Vor dem Feste mußten die Priester und die Leviten sich reinigen, ein sehr charakteristisches Kennzeichen der Herrschaft des Gesetzes, im Gegensatz zu der der Gnade (Hebr. 7, 27); ohne diese Reinigung waren sie außer Stande, das Volk, die Tore und die Mauer zu reinigen. Das Fest selbst und der Zug hatten als Zielpunkt das Haus Gottes. Die Heiligung Jerusalems und des Volkes hatte keinen anderen Zweck, als Den zu verherrlichen, dem es wohlgefiel, dort Seinen Wohnsitz zu nehmen.

Nehemia stellte die beiden Dankchöre auf der Mauer in der Nähe des Misttores auf. Von da zog der erste Chor gegen Osten und gelangte über „die Stufen der Stadt Davids“ zum Wassertor, welches die Umwallung des Tempels im Süden abschloß. In diesem Teile des Zuges, der der wichtigste war, gab Nehemia den ersten Platz „Esra, dem Schriftgelehrten“. (B. 36.) Dieser ging voran. Es ist rührend, in diesem Buche zu sehen, wie Nehemia sich in den Schatten stellt und sich vor einer geistlichen Autorität, welche die seinige übertraf, ganz zu nichts macht. Indem er Esra auszeichnete, gab er tatsächlich dem Worte Gottes, dessen Vertreter Esra war, seinen ganzen Platz. Und er, der Tirfatha, der gewiß berechtigt war, den ersten Platz in dem zweiten Chore einzunehmen, wählt auch hier den letzten: „Und der zweite Dankchor zog nach der entgegengesetzten Seite, und ich ging hinter ihm her“. (B. 38.) Dieser Chor blieb beim „Gefängnistore“ stehen, nördlich vom Tempel. Beide Dankchöre vereinigten sich schließlich in den Vorhöfen des Hauses Gottes (B. 40), um Opfer darzubringen und Seinen

Namen zu erheben. „Und sie freuten sich, denn Gott hatte ihnen große Freude gegeben; und auch die Weiber und die Kinder freuten sich. Und die Freude Jerusalems wurde bis in die Ferne hin gehört.“ (B. 43.)

Alles das war sicher weit davon entfernt, der Herrlichkeit der Tage Davids und Salomos gleichzukommen; aber die Freude war genau so groß, denn es war die Freude eines heiligen, Jehova geweihten Volkes, das von Ihm anerkannt wurde und Sein Wort zu seiner Leitung hatte.

In den Versen 44—47 sehen wir die Wirkungen der Widmung des Volkes für Gott trotz der Erniedrigung, in welcher es sich befand. Vieles fehlte: „denn vor alters, in den Tagen Davids und Asaphs, gab es Häupter der Sänger, und Preis- und Lobgesänge für Gott“. Doch die Ordnung fehlte nicht, zunächst weil das Volk seine Zuflucht zu dem nahm, was im Anfang von David und Salomo angeordnet war (B. 45), sodann weil der Eifer, der stets mit einer großen Freude verbunden ist, die Lücken ausfüllen half. (B. 44 u. 47.) Man sieht hier, wenn auch nur für einen Augenblick, eine Folge der gemeinschaftlichen Freude: die praktische Verwirklichung der ersten Liebe. (Schluß folgt.)

Das Wort Jesu Christi stillt das Gewissen, die Person Jesu Christi das Herz. Das erstere verleiht den Frieden mit Gott, die letztere den Frieden Gottes. Der Ungläubige und Unbeteuerte hat weder den einen noch den anderen Frieden. Alle wahren Gläubigen haben Frieden mit Gott, aber nicht alle genießen den Frieden Gottes.

Kraft und Führung.

Nachdem Gott die Kinder Israel aus Ägypten erlöst und durch die Wüste bis an die Grenzen des Landes Kanaan gebracht hatte, verhiess Er ihnen das Land „von der Wüste und diesem Libanon bis zum großen Strome Euphrat, das ganze Land der Hethiter, und bis zum großen Meere gegen Sonnenuntergang“ (Jos. 1, 4), und forderte sie auf, sich dieses ganze Land zu eigen zu machen.

Die Grenzen des Landes — die Wüste, der Libanon, der Euphrat und das Mittelländische Meer — waren von Jehova genau festgesetzt. Was sich innerhalb derselben befand, gehörte ihnen; doch war der wirkliche Besitz an eine Bedingung geknüpft: „Jeden Ort, auf den eure Fußsohle treten wird, euch habe ich ihn gegeben“. (Jos. 1, 3.) Sie mußten also zu ihren Besitzümern hingehen, alle ihnen entgegentretenden Hindernisse mit der Hilfe und Macht Gottes überwinden, und konnten sich nur insoweit als Eigentümer betrachten, als sie ihren Fuß auf das Land gesetzt hatten. Vorher würden sie in Wirklichkeit keinen Ort besitzen. So ist es denn auch tatsächlich geschehen. Niemals haben sie den Besitz des ganzen verheißenen Landes angetreten; voraussichtlich werden sie es erst im Tausendjährigen Reiche tun.

Wir wissen nun, daß „alles, was zuvorgeschrieben ist, zu unserer Belehrung geschrieben ist“ (Röm. 15, 4), und daß „alle diese Dinge jenen als Vorbilder widerfahren und geschrieben worden sind zu unserer Ermahnung, auf welche das Ende der Zeitalter gekommen

ist". (1. Kor. 10, 11.) Die Zeit, in welcher wir leben, ist ja das Ende der Zeitalter, weil all die Beziehungen, in welche Gott zu dem Menschen getreten ist, um ihn auf die Probe zu stellen (ohne Gesetz und unter Gesetz), zu einem Abschluß gebracht und im Tode Christi zu ihrem Ende gekommen sind. Der Mensch hat keine der Proben bestanden, aber Gott ruht jetzt in dem vollendeten Werke Christi und hat in Ihm eine neue Schöpfung hervorgerufen.

In dem Lichte der damaligen israelitischen Geschichte dürfen wir uns jetzt in unserem Kanaan betrachten, nicht zwar in Kanaan als dem Orte der Ruhe (im bildlichen Sinne) des Volkes Gottes, sondern in Kanaan als dem Platz der geistlichen Kämpfe, welche den wahren Gläubigen den Genuß der Verheißungen Gottes sichern.

In dieses Kanaan sind alle Gläubigen, was ihre Stellung betrifft, versetzt; aber wir treten in Wirklichkeit erst ein, wenn wir den Jordan durchschritten, d. h. die Wahrheit verstanden und erfaßt haben, daß wir mit Christo gestorben und auferstanden sind. Gerade wie das gelobte Land von der Wüste, dem hohen Gebirge, dem großen Strome und dem großen Meere umgrenzt war, haben auch wir dann mit der Wüstendürre, mit der Macht, der Wohlfahrt und der steten Unruhe der uns umgebenden Welt nichts mehr zu tun. Und ebenso wie die Kinder Israel das Schwert ziehen mußten, um von dem verheißenen Lande Besitz zu nehmen, müssen auch wir kämpfend unsere Fußsohle auf all die Besitztümer, die wir in Christo haben, setzen, und dann den wirklichen

Befiß zum Zeugnis vor der Welt und vor den geistlichen Mächten der Bosheit in den himmlischen Örtern behaupten. Dabei durchmessen wir, ebenso wenig wie die Kinder Israhel, so lange wir hienieden sind, die ganze Ausdehnung unseres Erbteils. Wir erkennen nur stückweise, doch nähern wir uns von Tag zu Tage mehr dem Augenblick, wo das Vollkommene gekommen und jedes Stückwerk hinweggetan sein wird, und wo wir erkennen werden, wie wir erkannt sind.

Bis dahin währt ein steter Kampf, der nur in der Waffenrüstung Gottes gekämpft werden kann, und dem der Sieg nur dann sicher ist, wenn zwei wichtige Dinge von uns beachtet werden: die Kraft Gottes und die Führung Gottes. Seine Kraft muß uns erfüllen, uns aufrecht halten auf dem Wege, uns stark und mutig machen; und Seiner Führung müssen wir uns im Gehorsam völlig überlassen.

Vergleichen wir den Befehl Jehovas an Josua, als es galt, das Volk auf dem Wege der Besitzergreifung anzuführen. Nachdem der Herr ihm zunächst Seine Kraft mit den Worten zugesichert hat: „Niemand soll vor dir bestehen alle Tage deines Lebens; . . . ich werde dich nicht versäumen und dich nicht verlassen“, fährt Er fort: „Nur sei sehr stark und mutig, daß du darauf achtest, zu tun nach dem ganzen Gesetz, welches mein Knecht Mose dir geboten hat. Weiche nicht davon ab zur Rechten noch zur Linken, auf daß es dir gelinge überall, wohin du gehst. Dieses Buch des Gesetzes soll nicht von deinem Munde weichen, und du sollst darüber sinnen Tag und Nacht, auf daß du darauf achtest, zu tun nach allem was darin ge-

geschrieben ist; denn alsdann wirst du auf deinem Wege Erfolg haben, und alsdann wird es dir gelingen.“ (Jos. 1, 5—8.)

In der Kraft, die Gott uns darreicht, sollen und können wir allein stark und mutig sein; denn geistliche Stärke und Glaubensmut sind notwendig, damit unser Herz frei sei von den Befürchtungen, Einflüssen und Beweggründen, die auf den natürlichen Menschen wirken. Erfüllt von dieser Kraft, sind wir fähig, dem Worte Gottes zu folgen und im Gehorsam weder rechts noch links davon abzuweichen.

Die Kraft Gottes und die Führung Gottes sind also nötig, wenn wir unsere Fußsohle auf die Besitztümer, die wir in Christo haben, setzen und damit uns als wirkliche Besitzer erweisen wollen. Die neue Natur in uns ist hinsichtlich dieser Kraft von der Gegenwart Gottes abhängig, und hinsichtlich dieser Führung von dem Worte Gottes.

Soll Gott sich nicht allein uns, sondern auch in uns als der starke Gott offenbaren, so muß Er Sein Auge in Gnade auf uns persönlich richten. Er muß uns lernen lassen, daß wir in uns keine Kraft haben, daß Er sie aber für uns hat. Diese Kraft ist immer für den Gläubigen vorhanden, aber nur diejenigen können sie benutzen, deren Zustand sie nicht an dem Empfang derselben hindert. Nur ein leeres, von seiner eigenen Schwachheit überzeugtes Gefäß kann Gott füllen.

Als Gideon von dem Engel Jehovas zum Führer im Kampf gegen Midian berufen wurde, trat sogleich zu Tage, daß Gideon nicht nur das gerechte Gericht Gottes

über sich und sein Volk anerkannte, sondern auch sich seiner völligen Schwachheit bewußt war, daß aber Jehova Kraft für ihn hatte. „Jehova wandte sich zu ihm und sprach: Gehe hin in dieser deiner Kraft, und rette Israel aus der Hand Midians! Habe ich dich nicht gesandt? Und er sprach zu ihm: Bitte, mein Herr! womit soll ich Israel retten? Siehe, mein Tausend ist das ärmste in Manasse, und ich bin der Jüngste im Hause meines Vaters.“ Und auf dieses Bekenntnis folgte alsbald die Antwort: „Ich werde mit dir sein, und du wirst Midian schlagen wie einen Mann“. (Richt. 6.)

„Siehe“, sagt der Prophet Jeremia bei seiner Berufung, „ich weiß nicht zu reden, denn ich bin jung.“ Aber der Herr antwortet: „Sage nicht, ich bin jung; denn zu allen, wohin ich dich senden werde, sollst du gehen, und alles was ich dir gebieten werde, sollst du reden. Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin mit dir . . . Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund.“ (Jer. 1, 7. 9.) Und denken wir daran, dieses schwache Gefäß wurde in der Kraft Gottes „zu einer festen Stadt und zu einer eisernen Säule und zu einer ehernen Mauer wider das ganze Land“! (Jer. 1, 18.)

Gott wählt stets Werkzeuge aus, die in sich ohne Kraft und Wert sind, oder die Er sogar, falls sie in den Augen der Menschen als wertvoll geachtet werden, zuvor zerbricht. So machte Er es mit Saulus von Tarsus; erst nachdem das geschehen war, heißt es von ihm: „Dieser ist mir ein auserwähltes Gefäß, meinen Namen zu tragen, sowohl vor Nationen als Könige und Söhne Israels“. (Apostgsch. 9, 15.)

Je schwächer das Gefäß, desto wirkungsvoller die es füllende Kraft. Sie macht ihren Träger fähig, für Gott zu wirken, unabhängig von den Menschen und ihrem Urteil.

Diese Kraft war es, die Noah eine Arche bauen ließ, als noch gar keine Notwendigkeit dazu vorhanden schien.

Diese Kraft zeigte sich in Abraham, als er sich von allem, was ihm naturgemäß teuer war, losriß, von Vaterland, Haus und Familie, um auf unbekanntem Wegen in ein unbekanntes Land zu wandern, erhaben über alles, wodurch sonst die menschliche Natur berührt wird.

Auch Joseph war ein Mann voll Kraft; er war Herr über sich selbst in göttlicher Lauterkeit.

Nur natürliche Kraft war es, als Mose den Ägypter erschlug. Geistliche Kraft zeigt sich nie heftig; sie bleibt sich bei jeder Gelegenheit, groß oder klein, völlig gleich. Er handelte aber in wahrer Kraft, als er das Haus des Pharao verließ und „sich weigerte, ein Sohn der Tochter Pharaos zu heißen, lieber wählend, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, als die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, indem er die Schmach des Christus für größeren Reichtum hielt, als die Schätze Ägyptens“. (Hebr. 11, 25. 26.)

Wo Glaube an Gott ist, indem man auf Ihn rechnet als auf den lebendigen Gott, da ist immer diese Kraft zu finden. Ein solcher Glaube vertraut einfach auf den Herrn und schließt alles Selbstvertrauen aus.

In der Kraft dieses Glaubens überwand auch Josua die Schwierigkeiten, welche sich ihm in Gestalt

der scheinbar uneinnehmbaren Festung Jericho entgegenstellten. „Durch Glauben fielen die Mauern Jerichos, nachdem sie sieben Tage umzogen waren.“ (Hebr. 11, 30.)

In der gleichen Kraft stieß Gideon mutig in die Posaune, um Israel zum Streit zu versammeln. Sein Schwert war „das Schwert Jehovas“ (Richt. 7, 20), welches die Feinde, die „zahlreich wie die Heuschrecken im Tale lagerten“, zerschmetterte. Und diese Kraft behauptete sich noch in den vom Kampf ermatteten Kriegern, die „ermattet und nachjagend“ den Feind verfolgten, bis er aufgerieben war (Richt. 8, 4); denn wir haben es mit einem Gott zu tun, „der dem Müden Kraft gibt und dem Unvermögenden Stärke darreicht in Fülle“. (Jes. 40, 20.)

Nun, dieselbe Kraft, die uns auf dem Wege aufrecht hält, befähigt uns auch, im Gehorsam gegen Gottes Wort Seiner Führung mutig zu folgen.

Die Heilige Schrift ist die Stimme Gottes; das geschriebene Wort ist der Ausdruck des lebendigen Wortes. Dieses Wort zeigt uns die verborgenen Herrlichkeiten Christi, sowie alle anderen Reichtümer, die wir in Gott haben. Es enthüllt indes seine Schätze des Lebens nur dem Glauben und dem Bedürfnis der Seele durch die Belehrung des Heiligen Geistes. Aber es erinnert uns nicht allein an die Besitztümer, die wir in Christo haben, sondern es zeigt uns auch den Weg, den wir einschlagen müssen, um unseren Fuß darauf zu setzen. Wohl wachsen wir durch das Lesen des Wortes in der Erkenntnis, aber wir schreiten in wirklicher,

nugbringender Erkenntnis nur in dem Maße fort, wie wir das in unserem Leben durch die Tat verwirklichen, was wir erkannt und verstanden haben.

Beachten wir ferner: wenn auch das Wort unser untrüglicher Wegweiser, unser Licht auf dem Wege ist, so ist es doch nicht genug, es bloß zu lesen. Wir bedürfen eines fortwährenden Sinnens darüber, bei Tag und bei Nacht. Zwar gibt uns die Schrift manche unmittelbare Weisung, doch ist sie kein Regel- oder Nachschlagebuch, in welchem man, ohne Übung des Herzens und Gewissens und ohne Rücksicht auf den persönlichen geistlichen Zustand des Lesers, einfach ablesen kann, wie man sich in den jeweiligen Umständen verhalten soll. Das sichere Erkennen der Führung und des Willens Gottes hängt viel von unserem Seelenzustand ab. Wenn unser Auge einfältig ist, wird unser ganzer Leib licht sein. (Matth. 6, 22.) Aber Gott schenkt uns nicht immer sofort klares Licht, wenn wir Ihn auch darum bitten. Er läßt es zu, daß wir lange über etwas zu sinnen haben und tief darüber geübt werden.

Überaus wichtig ist das Sinnen über das Wort Gottes. Dieses Wort ist voll von Christo, und jeder, der es in Gemeinschaft mit Gott fleißig liest, indem Christus seines Herzens Gegenstand ist, wird reichlich belohnt durch tiefe und weite Blicke in „den unausforschlichen Reichtum des Christus“. (Eph. 3, 8.) Es bringt ihm auch einen großen Nutzen, denn: „Alle Schrift ist von Gott eingegeben, und nütze zur Lehre, zur Überführung, zur Burechtweisung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit, auf daß der Mensch

Gottes vollkommen sei, zu jedem guten Werke völlig geschickt". (2. Tim. 3, 16. 17.)

Zugleich ist das Wort unsere Nahrung auf dem Wege. Außerdem eine Quelle des Trostes und der Freude durch die Versicherung der Nähe des Herrn, aus welcher uns allein die Kraft zufließt, wie wir oben gesagt haben. Es ist notwendig zur Entfaltung der Kraft auf dem Wege des Gehorsams. Auch ist es das Schwert des Geistes, welchem der Feind nicht zu widerstehen vermag. Wir wissen ja, vor einem in einfältigem Glaubensgehorsam ausgesprochenen: „Es steht geschrieben!“ muß er zurückweichen.

Jeremia, ein Mann der Kraft, konnte sagen: „Deine Worte waren vorhanden, und ich habe sie gegessen, und deine Worte waren mir zur Wonne und zur Freude meines Herzens“. (Jer. 15, 16.) Das Befolgen dieses Wortes schuf eine scharfe Trennung zwischen dem Propheten und dem Bösen rings um ihn her. Und indem das Wort ihm zur Wonne und zur Freude seines Herzens war, machte die Kraft des Herrn ihn „zu einer festen Stadt und zu einer eisernen Säule und zu einer ehernen Mauer wider das ganze Land“.

In Seiner Kraft, unter Seiner Führung — das ist also die Stellung, welche wir innezuhalten haben, und in der wir uns nicht nur gegen die geistlichen Feinde, die uns hindern wollen, unseren Fuß auf unsere Besitztümer zu setzen, zu verteidigen vermögen, sondern die uns auch in den Stand setzt, jene zu besiegen und diese uns wirklich zu eigen zu machen. Die

Kraft zu unserem Handeln, die Weisheit für unseren Weg, beide sind in dem Herrn und nicht in uns. Der Gott, der „mich mit Kraft umgürtet,“ macht auch „meinen Weg vollkommen“. (Vergl. Ps. 18, 32.) Darum: „Seid stark in dem Herrn und in der Macht Seiner Stärke!“ (Eph. 6, 10.) Indem unsere Augen beständig auf Ihn gerichtet sind, laßt uns im Lesen des Wortes Seinen Willen zu erforschen suchen!

„Jeden Ort, auf den eure Fußsohle treten wird, euch habe ich ihn gegeben. . . . Nur sei sehr stark und mutig, daß du darauf achtest, zu tun nach dem ganzen Befehl Habe ich dir nicht geboten: Sei stark und mutig? Erschrick nicht und fürchte dich nicht! Denn Jehova, dein Gott, ist mit dir überall, wohin du gehst.“ Ja, du brauchst dich nicht zu fürchten. Sei nur dessen eingedenk, daß du durch die Macht Gottes in Christo jedem Feinde mehr als gewachsen bist. (Eph. 1, 18—23.)

Je höher wir Seine Kraft schätzen, Sein Wort lieben, und je mehr wir beides in dem Kampfe gebrauchen und uns zunutze machen, desto leichter werden wir den Feind überwinden und über ihn zu triumphieren vermögen in Dem, der ihn schon längst überwunden hat.

Und Gott ist uns „Sonne und Schild“, wenn wir in der Kraft und Führung unseres teuren Herrn unsern Fuß fest auf die unendlichen Reichthümer in Christo setzen und zum Zeugnis gegenüber einer gottentfremdeten Welt dieselben behaupten, verwirklichen und genießen.

Nicht unter Gesetz, sondern unter Gnade.

Im 5. und 6. Kapitel des Briefes an die Römer behandelt der Apostel die Wirkung des Todes und der Auferstehung Christi, und zwar zunächst im Blick auf unsere Sünden oder unsere Schuld, und dann hinsichtlich unseres Zustandes von Natur. Unsere Sünden sind durch Sein Blut getilgt, „gerechtfertigt durch Glauben haben wir Frieden mit Gott“; und unser alter Zustand, „der Leib der Sünde“, ist in Christo gerichtet, wir stehen als Gerechte auf einem ganz neuen Boden vor Gott. Mit Christo am Kreuze eingemacht (eig. verwachsen) in der Gleichheit Seines Todes, ist der Gläubige gestorben oder, wie der Apostel es ausdrückt, „unser alter Mensch ist mitgekrenzt worden, auf daß der Leib der Sünde abgetan sei, daß wir der Sünde nicht mehr dienen“. (Kap. 6, 6.) Als ein neuer Mensch, eine neue Schöpfung, ist er nunmehr fähig gemacht, Dem zu leben, der für ihn gestorben ist und ist auferweckt worden. (2. Kor. 5, 15.) Ja, er ist berufen, sich als ein Lebender aus den Toten Gott darzustellen, und seine Glieder Gott zu Werkzeugen der Gerechtigkeit; und wenn er so vor Gott und mit Gott wandelt, hat er eine kostbare Frucht: er wächst in der Heiligung. Früher in Dingen wandelnd, deren er sich jetzt mit Recht schämt, hat er nunmehr, von der Sünde freigemacht und ein Sklave Gottes geworden, „seine Frucht zur Heiligkeit, als das Ende aber ewiges Leben“. (Kap. 6, 13. 22.)

Wunderbare Ergebnisse des Todes und der Auferstehung Christi! Gleichwie früher die Sünde geherrscht

hat im Tode, also herrscht jetzt „die Gnade durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben durch Jesum Christum, unseren Herrn“. (Kap. 5, 21.) Einst Sklaven der Sünde, sind wir jetzt ihrer Herrschaft entrückt und können, der Sünde gestorben, in Neuheit des Lebens zur Ehre Gottes wandeln. „Denn“, sagt der Apostel, „ihr seid nicht unter Gesetz, sondern unter Gnade.“ (Kap. 6, 14.)

Das führt uns zu der Belehrung des 7. Kapitels. In diesem Kapitel behandelt der Apostel die Frage: In welcher Beziehung steht die bisher betrachtete Wahrheit zu dem Gesetz? Ist das Gesetz, welches in den bekannten zehn Geboten die Forderungen eines heiligen Gottes an Seine Geschöpfe enthält, beseitigt? Keineswegs! Dieses Gesetz besteht auch heute noch in seiner ganzen herben Majestät. Es verliert, so lange es Menschen auf dieser Erde gibt, nie seine Gültigkeit, nie seinen heiligen, verpflichtenden Ernst. Das soeben angeführte Wort, daß der Gläubige nicht unter Gesetz, sondern unter Gnade ist, berührt in keiner Weise das Gesetz als solches. Es steht heute wie immer da als das heilige, gerechte und gute Gebot Gottes. Es ist durchaus noch an seinem Platze, wenn, wie Paulus an sein Kind Timotheus schreibt, „jemand es gesetzmäßig gebraucht“, d. h. wenn er es auf solche anwendet, für die es gegeben ist: Gesetzlose und Zügellose, Gottlose und Sünder *xc.* (1. Tim. 1, 8 ff.)

Das Gesetz ist die von Gott gegebene Richtschnur für „den Menschen im Fleische“, den Nachkommen Adams, so wie er in dieser Welt steht und lebt. Es sagt ihm: Tue dies — lasse jenes! „Liebe Gott über alles und

deinen Nächsten wie dich selbst.“ — „Daß dich nicht gelüsten“ u. s. w. Übertritt der Mensch eines dieser Gebote, so ist er des ganzen Gesetzes schuldig. Wer nun darf sagen, daß er Gott über alles geliebt habe und seinen Nächsten wie sich selbst? Niemand! Wer könnte gar behaupten, daß er nie ein Gelüste, nie ein Verlangen nach irgend etwas Verbotenem, ihm nicht Gehörendem, gehabt habe? Keiner! Die Forderung: „Daß dich nicht gelüsten!“ einem sündigen, gefallen Menschen gegenüber ist sozusagen gleichbedeutend mit: Sei kein Mensch! Diese Forderung zeigt ihm mit einem Schläge sein ganzes hoffnungsloses Verderben. Denn nicht einmal, nein, unzählige Male hat er dieses Wort übertreten, ja, er übertritt es täglich, stündlich; und nicht nur dieses eine Gebot, nein, auch die übrigen. Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen beträgt etwa 32 Jahre. 32 mal 365 Tage, und jeder Tag mit vielen Verfehlungen, Begehungs- und Unterlassungssünden — Welch eine zahllose Menge von Sünden, Welch eine vernichtende Schuldenlast birgt ein einziges Menschenleben!

Das Gesetz Gottes tritt also nur mit Forderungen an den Menschen heran, und diese Forderungen sind gerecht und gut, geben aber dem Menschen keine Kraft, sie zu erfüllen. Das ist der Charakter des Gesetzes: es gibt nichts, es kann nur fordern und verurteilen. So ist es mit jedem Gesetz, auch mit dem menschlichen. Vergewen wir uns einen überführten Verbrecher vor dem Schwurgericht. Sein Verbrechen ist erwiesen; er macht auch gar keine Anstrengungen, seine Tat zu leugnen oder zu beschönigen.

Er bekennt sie aufrichtig, bereut und betrauert sie. Der Fall liegt so, daß Richter und Geschworene von tiefem Mitgefühl für den armen Menschen ergriffen sind. Aber was können sie tun? Dürfen sie das Gesetz brechen und den Mann freisprechen? Unmöglich. Sie müssen nach dem Buchstaben des Gesetzes urteilen. Das Gesetz kennt keine Gnade. Der Mann muß verurteilt werden, mag er auch die bittersten Anklagen gegen sich selbst erheben, mag er sich die Augen ausweinen oder gar sich verwünschen und verfluchen wegen seiner bösen That. Das Gesetz fordert unerbittliche Sühnung, gerechte Strafe.

Nun, gleich jenem überführten Verbrecher stehen alle Menschen vor Gott da, schuldig tausendfacher Übertretungen Seiner heiligen Gebote. Was muß das Ende der Gerichtsverhandlung sein? Tod und Verdammnis! Gott kann die Forderungen Seines Gesetzes nicht mildern, den Maßstab Seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht herabsetzen. Er kann nicht, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, durch die Finger sehen, nicht Gnade vor Recht ergehen lassen. Er ist nicht der „liebe Gott“, wie manche sich Ihn vorstellen, der es nicht so genau nimmt, sondern gegenüber unseren Verfehlungen ein Auge zudrückt. Nein, Gott ist Liebe, aber Er ist auch Licht, und Er ist beides in göttlicher Vollkommenheit.

Wie ist denn nun ein Entrinnen möglich? Wie kann ein Mensch dem Urteil des Gesetzes entfliehen? Nur dann, wenn dem Gesetz Genüge geschieht. Ganz recht, sagst du, aber wenn dem Gesetz Genüge geschieht, so bedeutet das eben meinen Tod, mein Verderben.

Es wäre so, wenn Gott nicht in Seinem Erbarmen und in Seiner Liebe zu dir einen Ausweg geschaffen hätte. Denke dir, Gott habe einen Stellvertreter für dich gefunden, ein reiner, heiliger, gerechter Mensch habe die ganzen schrecklichen Folgen deiner Sünden und deines verderbten Zustandes auf sich genommen; dieser Mensch sei in dem vollen Umfang des Wortes als verantwortlicher Bürge an deine Stelle getreten und habe den Fluch eines gebrochenen Gesetzes sich selbst treffen lassen, und Gott habe diese Stellvertretung als gültig angenommen und betrachte dich in ihm als gestorben, in ihm als gerichtet. Wie wäre es dann?

Nicht wahr? dann wärest du den furchtbaren Folgen deiner Sünden für ewig entronnen. Denn hat sie ein Anderer für dich getragen, so bist du in ihm, unbeschadet der Gerechtigkeit Gottes, nein, nicht nur unbeschadet, sondern auf Grund der Gerechtigkeit Gottes, ein Befreiter. Du bist von dem Fluche des Gesetzes, ja, von dem Gesetz selbst befreit. Du bist dem Gesetz gestorben!

Wenn ein Mensch den Tod verdient hat und erleidet die Todesstrafe, zu welcher das Gesetz ihn verurteilt, so hat das Gesetz keine Ansprüche mehr an ihn. Er ist tot, dem Gesetz entrückt. Das Gesetz hat, nachdem ihm Genüge geschehen ist, keinerlei Rechte mehr an den Schuldigen. Sein Recht ist ihm geworden.

Gott sei gepriesen! So ist es mit allen denen, die an Jesum geglaubt haben und mit Ihm in Seinem Tode und Seiner Auferstehung eine Pflanze geworden sind. Wir, die Gläubigen, sind sozusagen unter dem Gesetz weggestorben. Das Gesetz ist nicht gestorben, es bleibt

immer in seiner ganzen Heiligkeit bestehen; aber ihm ist Genüge geschehen, indem **wir** gestorben sind.

Von dieser Wahrheit redet der Apostel also im 7. Kapitel. Er entwickelt sie zunächst, wie er es gewöhnlich tut, in lehrhafter Weise, um dann nachher seine Anwendungen zu machen und die praktischen Folgen aus ihr zu ziehen.

Er beginnt mit den Worten: „Oder wisset ihr nicht, Brüder, (denn ich rede zu denen, die Gesetz kennen), daß das Gesetz über den Menschen herrscht, so lange er lebt?“ Das Gesetz kann, wie eben gesagt, einem gestorbenen Menschen nichts mehr anhaben, kann seine Rechte an ihn nicht mehr geltend machen. Zur Erläuterung dieses Punktes gebraucht der Apostel ein Bild. Er redet von einer verheirateten Frau. Wie ist es mit einer solchen? Sie ist durch das Gesetz an ihren Mann gebunden, so lange er lebt. Wenn sie also bei Lebzeiten desselben eines anderen Mannes wird, bricht sie die Ehe. Sobald aber der erste Mann gestorben ist, kann sie eines anderen Mannes werden, ohne sich dadurch des Ehebruchs schuldig zu machen. Sie ist durch den Tod des Mannes von den Verpflichtungen, die auf ihr als Weib ruhten, entbunden. Sie steht unter diesem Gesetz, dem Ehegesetz, nur so lange der Mann lebt.

So weit das Bild. Nun die Anwendung: „Also seid auch ihr, meine Brüder, dem Gesetz getötet worden durch den Leib des Christus“. Wie wir sehen, dreht der Apostel in der Anwendung das Bild um. Das Gesetz kann nicht sterben; es ist Gottes heiliges, ewig bestehendes Gesetz, das will sagen, „ewig“ in dem Sinne: so lange diese Erde besteht. (Vergl. Ps. 89, 36. 37.)

Der Tod muß aber eintreten, um das Verhältnis zu lösen. Nun, der Apostel sagt: „Ihr seid getödet worden“; und zwar wie? „durch den Leib des Christus“. Ein bemerkenswerter Ausdruck! Christus war ein wahrhaftiger Mensch. Immer wieder betont der Apostel diese Tatsache. Er redet deshalb auch hier nicht einfach von Christo, sondern von dem Leibe des Christus, um daran zu erinnern, daß Er einen menschlichen Leib angenommen, „an Blut und Fleisch teilgenommen hat“. (Hebr. 2, 14.) Er mußte ein wahrhaftiger Mensch sein wie wir, anders hätte Er unseren Platz nicht einnehmen können; und doch wieder ein ganz einzigartiger Mensch — ein heiliger Mensch, obwohl dem sündigen Menschen gleichgestaltet, Gottes Sohn und Mariens Sohn.
(Schluß folgt.)

Gedanken.

Bußtränen müssen Liebestränen sein, sonst sind sie Gott nicht lieb. Beweine ich nur den Schaden und nicht die Schuld, die Strafe und nicht die Sünde, so fallen meine Tränen auf die Erde und nützen nichts. Beweine ich aber nicht so sehr das Leid, das mir geschehen ist durch Gottes Züchtigung, als das Gott zugefügt ist durch meine Sünde, so fallen sie in Gottes Herz und werden mir zum Segen.

Dr. Heinr. Müller, † 1675.

Ich weiß nicht, was ich am meisten bewundern soll, Gottes Barmherzigkeit und Geduld, die mich, als ich ein Sünder war, gerettet hat, oder Gottes Langmut und Huld, die mich seitdem als Sein Kind getragen und begleitet hat.

Betrachtungen über das Buch Nehemia.

(Schluß.)

Kapitel 13.

Die persönliche Energie des Glaubens.

Wie wir gesehen haben, hatte das Volk unter verschiedenen Umständen sein Interesse an dem Worte Gottes und seine Achtung vor demselben an den Tag gelegt; der Anfang unseres Kapitels zeigt uns aufs neue, wie sie aufmerksam auf das Lesen des Buches Moses achteten. Es entging ihnen bei dieser Gelegenheit nicht, daß sie eine Vorschrift dieses Buches vernachlässigt hatten. Wir lasen: „Und es fand sich darin geschrieben, daß kein Ammoniter und Moabiter in die Versammlung Gottes kommen sollte ewiglich, weil sie den Kindern Israel nicht mit Brot und mit Wasser entgegengekommen waren, und Bileam wider sie gedungen hatten, um sie zu verfluchen; aber unser Gott wandelte den Fluch in Segen. Und es geschah, als sie das Gesetz hörten, da sonderten sie alles Mischvolk von Israel ab.“ (B. 1—3.)

Es ist nicht zu verwundern, daß der Gedanke, sich von Ammon und Moab abzusondern, nicht vor allem anderen im Geiste des Volkes aufgekommen war. Diese beiden Völker waren Israels Brüder nach dem Fleische und, trotz ihres schmähhichen Ursprungs, Ab-

Kömmlinge des „gerechten Lot“, der als Abrahams Bruder betrachtet wurde, und in einem Sinne waren sie ebenso mit Israel verwandt, wie die Nachkommen des ungöttlichen Esau.

Die Weggeführten hatten sich schon abgesondert von den Kindern der Fremde (Kap. 9, 2) und von den Völkern der Länder (Kap. 10, 28), aber sie hatten bis auf diesen Tag nicht an das Mischvolk gedacht, an dessen Gegenwart sie gewöhnt waren. Doch siehe da, das Wort Gottes machte dieses ausdrücklich namhaft, und sie hatten es nicht beachtet! In der Tat, 5. Mose 23, 3—6 redete deutlich: „Es soll kein Ammoniter noch Moabiter in die Versammlung Jehovas kommen; auch das zehnte Geschlecht von ihnen soll nicht in die Versammlung Jehovas kommen ewiglich; deshalb weil sie euch nicht mit Brot und mit Wasser entgegengekommen sind auf dem Wege, als ihr aus Ägypten zoget; und weil sie Bileam, den Sohn Beors, aus Bethor in Mesopotamien wider dich gedungen haben, um dich zu verfluchen. Aber Jehova, dein Gott, wollte nicht auf Bileam hören, und Jehova, dein Gott, wandelte dir den Fluch in Segen; denn Jehova, dein Gott, hatte dich lieb. Du sollst ihren Frieden und ihr Wohl nicht suchen alle deine Tage, ewiglich.“

Das hier Berichtete war ungefähr tausend Jahre früher geschehen, und es ist sehr wichtig zu beachten, daß die seitdem verflossene Zeit die Strafbarkeit Ammons und Moabs durchaus nicht vermindert hatte. Der Richterspruch Gottes gegen sie blieb bestehen, weil Gott sich nie verändert und tausend Jahre vor Ihm sind wie ein Tag. Man meint oft, daß es, ähnlich

wie in menschlichen Dingen, auch bezüglich einer gegen Christum oder gegen das Volk Gottes begangenen Sünde eine Verjährung gebe. Warum, sagt man, muß man solche Dinge wieder ins Gedächtnis zurückrufen? Seitdem sie geschehen sind, ist eine so lange Zeit verflossen, daß kein Mensch sich ihrer noch erinnert. Kann man sie deshalb überhaupt noch in Rechnung ziehen? Solche Überlegungen finden von seiten dessen, was es in unserer sündigen Natur Liebenswürdigen gibt, immer Zustimmung. Der Gedanke, das Böse wie mit einem Schwamme auszuwischen, erscheint uns auf den ersten Blick sehr empfehlenswert; aber wir vergessen dann, daß die Frage von dem Gesichtspunkt Gottes aus betrachtet werden muß. Was denkt Er über das Unrecht, das Ihm oder Seinem Volke angetan worden ist? Tatsache ist, daß Er von Anfang an über das „Mischvolk“ ein endgültiges Urtheil ausgesprochen hatte; darum hatte Israel nicht auf das zu sehen, was ihm passend erschien, sondern auf das, was Gott über die Seinem Namen zugefügte Schmach dachte. Die Zeit hatte nicht das Geringste geändert, weder an der Sünde Moabs und Ammons, noch an der Verpflichtung, sich von ihnen abzusondern. Was die Kinder der Fremde betraf und das Volk des Landes, d. h. also alle diejenigen, welche Kanaan bei der Eroberung bewohnten, so hatte das 5. Buch Mose befohlen, sie gänzlich auszurotten, kein Bündnis mit ihnen zu machen, ihnen keine Gnade zu erweisen und auch nicht sich durch Heirat mit ihnen zu verbinden, damit sie das Volk nicht zum Götzendienste verleiteten. (5. Mose 7, 1—4.) Doch in Bezug auf Ammon und Moab lag der Fall

ganz anders; und was die unheiligen Heiraten betraf, so hatte das Volk sie schon in Esra 10 verurteilt und sich von ihnen gereinigt. Hinsichtlich dieser beiden Völker handelte es sich vielmehr darum, sie nicht als einen Teil der Gemeinde Jehovas zu betrachten.

Sobald denn das Volk die Worte über Ammon und Moab hörte, sonderte es das ganze Mischvolk aus seiner Mitte ab. Doch vor diesem hatte Eljaschib, der Hohepriester, selbst ihm das Beispiel der Untreue gegeben, und seine bevorzugte Stellung wie seine Autorität machten dieses Abweichen vom Gesetz um so gefährlicher. Eljaschib war verbunden mit Tobija, dem Ammoniter, der wiederum in großer Gunst stand bei den Edlen von Juda, die ihm geschworen hatten. Er war bekanntlich ein Schwiegersohn Schekanjass, des Sohnes Arachs; und sein Sohn Jochanan war gar ein Schwiegersohn Meschullams, des Sohnes Berekjass, eines Mannes aus priesterlichem Geschlecht (Kap. 6, 18), vielleicht desselben, der in Esra 10, 15 sich der Rücksendung der fremden Weiber widersetzt hatte. Zudem ersehen wir aus B. 28, daß ein Enkel Eljaschibs ein Schwiegersohn Sanballats, des Horoniters, eines Moabiter, war. So hatte der geistliche Führer des Volkes nach beiden Seiten hin das Gebot Moses übertreten, einerseits durch sein politisches Bündnis mit Ammon (denn es wird uns nicht gesagt, daß er mit Tobija durch Heirat verbunden gewesen wäre), andererseits durch ein Ehebündnis mit Moab.

Die Verbindung mit Tobija hatte Eljaschib dahin gebracht, jenem nicht nur einen Platz in der Gemeinde Israels, sondern sogar eine Wohnung im Hause Gottes

einzuräumen! Er hatte ihm die Zelle für die Zehnten eingerichtet, „wohin man vordem die Speisopfer legte, den Weihrauch und die Geräte und den Zehnten vom Getreide, Most und Öl, das für die Leviten und die Sänger und die Thorhüter Gebotene, und die Heboffer der Priester“. (B. 5.)

Hatte Eljaschib anfangs, wie das Volk, in Unwissenheit gehandelt, was für einen Hohenpriester schon nicht zu entschuldigen war, so hätte er doch dem Beispiel der Gemeinde folgen sollen, als diese beim Hören des Gesetzes sofort das Mischvolk von Israel absonderte. Aber er tat nichts dergleichen. Welch eine Schande für das geistliche Haupt des Volkes! Ganz allein hatte er sich über das Gesetz Gottes gestellt, über das geschriebene Wort, indem er fortfuhr, das Beispiel für solch ein Ärgernis zu geben, und das Volk hatte ihn gewähren lassen!

Die Rückkehr Nehemias war nötig, um diesem schändlichen Mißbrauch ein Ende zu machen. Während diese Dinge sich zutrugen, war er bei dem König in Susa gewesen, da sein Urlaub abgelaufen war. (B. 6; vergl. Kap. 2, 6; 5, 14.) Bei seiner Rückkehr konnte ihm ein solcher Zustand selbstverständlich nicht verborgen bleiben. Wenn auch alle ihn duldeten, durfte er doch nicht von Nehemia geduldet werden. Dieser treue Gottesmann ließ keine Entschuldigung für das Böse zu. Er rechnete nicht mit der Stellung dessen, der es begangen hatte, und schonte ihn nicht. Ohne Zögern reinigte er das Haus Gottes, die durch die Anwesenheit jenes Ammoniters verunreinigten Zellen, und gab sie ihrer ersten Bestimmung zurück, nachdem er vorher alle Hausgeräte Tobijas hatte hinauswerfen lassen.

Doch welche Folgen hatte die Sünde eines anscheinend einzelnen Mannes hervorgerufen in allem, was das Heiligtum anging! Die Zahlung der Zehnten war vernachlässigt worden, seitdem es keinen Ort mehr gab, wo man sie aufbewahren konnte; und da es den Leviten und den Sängern an dem zu ihrem Unterhalt Nötigen fehlte, waren sie „ein jeder auf sein Feld“ entflohen. Infolge des Mangels an Leviten hatte wiederum der Dienst des Hauses Gottes gelitten. So hatte die eine Sünde unberechenbare Folgen nach sich gezogen für das, was gerade den Mittelpunkt des religiösen Lebens des Volkes bildete.

Beim Anblick dieser Unordnung gab es für Nehemia ebenso wenig ein Zögern, wie vorher bezüglich der Zelle des Tobija. Das Haus Gottes war verlassen! Hier war kein Abwarten am Platz. Die erste Handlung der Energie mußte eine zweite hervorrufen. Nehemia versammelte die Vorsteher und stellte sie an ihre Stelle. (N. 11.) Er vertraute die Verteilung der Zehnten Männern an, die er aus den Priestern, Schriftgelehrten und Leviten auswählte, das heißt aus denen, welche durch ihre Amtsverrichtungen in unmittelbarer Beziehung zum Hause Gottes standen; und ihnen zur Seite stellte er „treu geachtete“ Männer.

Noch andere Dinge waren die Folge der an hoher Stelle begangenen Untreue; wenigstens können wir annehmen, daß die in N. 15—18 erzählte Tatsache notwendigerweise aus der Erschlaffung bezüglich des Gottesdienstes hervorgehen mußte. Der Sabbath wurde nicht mehr beobachtet. Wenn das Volk bezüglich der Leviten sehr schnell das aufgegeben hatte, was es in glück-

licheren Tagen, getrieben durch die erste Liebe, für sie getan (Kap. 12, 47), so hatte es, und das war noch ernster, betreffs des Sabbath's das vergessen, wozu es sich bei der Erneuerung des Bundes (Kap. 10, 31) feierlich verpflichtet hatte!

Der Sabbath war gleichsam die Grund-Verordnung des Gesetzes. Es war das einzige Gebot unter den zehn Worten, das nicht eine sittliche Frage zum Ausgangspunkt hatte. Es war einfach der Ausdruck des Willens Gottes und Seines Wortes; durch sie war dieses Gebot eingesetzt worden. Der Sabbath diente zum „Zeichen zwischen Gott und den Kindern Israel auf immerdar“. Ihn beobachten war eine Frage des einfachen Gehorsams, ohne daß man sich dafür auf Gründe, die auf dem Gewissen fußten, berufen konnte, und gerade darin bestand seine besondere Wichtigkeit.

Aber was sah Nehemia? „In jenen Tagen sah ich einige in Juda, welche am Sabbath die Keltern traten, und Garben einbrachten und auf Esel luden, und auch Wein, Trauben und Feigen und allerlei Last, und es am Sabbathtage nach Jerusalem hereinbrachten; und ich zeugte wider sie an dem Tage, da sie die Lebensmittel verkauften. Auch Tyrer wohnten darin, welche Fische und allerlei Ware hereinbrachten und sie am Sabbath den Kindern Juda und in Jerusalem verkauften.“ (N. 15. 16.)

Die Sorge um ihre persönlichen Geschäfte, das Trachten nach Gewinn hatte die Juden von diesem großen Gebot abgewandt, und infolge dessen duldeten sie, daß Fremde, die Tyrer, dasselbe taten. Ihr

Wohlergehen, verbunden mit den Bequemlichkeiten des Lebens, hatte sie zu diesen Übertretungen gebracht. Sie waren dahin gekommen, sowohl selbst den Sabbath zu entheiligen, als auch ihn zu ihrem Nutzen von den Tyrern entheiligen zu lassen.

Nehemia wendet sich dieserhalb an die Vorsteher und handelt in Bezug auf sie, wie er zuerst gegen das Haupt des Priestertums gehandelt hatte. „Da zankte ich“, sagt er, „mit den Edlen von Juda und sprach zu ihnen: Was ist das für eine böse Sache, die ihr tut, daß ihr den Sabbathtag entheiligt? Haben nicht eure Väter ebenso getan, so daß unser Gott all dieses Unglück über uns und über diese Stadt brachte? Und ihr mehret die Zornlut über Israel, indem ihr den Sabbath entheiligt!“ (B. 17. 18.) Doch er beschränkt sich nicht auf diesen Tadel; er schließt auch die Tore Jerusalems vor Anbruch des Sabbaths. (B. 19.) Wozu dienten denn die Tore, auf deren Wiederaufbau er so viel Ausdauer verwandt hatte, wenn sie dem Bösen und der Übertretung offen blieben? Er behandelt das Böse ganz schonungslos, gerade so wie die Autorität Gottes verfährt, wenn wir uns durch sie leiten lassen. Sie ergreift keine halben Maßregeln, wenn es sich darum handelt, Seinem Worte Achtung zu verschaffen.

In den Versen 23—28 begegnen wir einem neuen Ergebnis der Untreue Eljaschibs. Während die Mehrzahl des Volkes sich gereinigt hatte, war eine gewisse Anzahl von ihnen widerspenstig geblieben. Die Augen des eifrigen Dieners, denen nichts entging, entdeckten sie bald. Kein Ammoniter und kein Moabiter wurde mehr in der Versammlung Gottes geduldet, aber

einzelne Personen, ermuntert durch die Vorkommnisse in der Familie Eljaschibs (B. 28), hatten die ehelichen Verbindungen mit Ammon und Moab nicht abgebrochen. Sie hatten Kinder, und zwar schon große, welche die jüdische Sprache nicht kannten und assoditisch sprachen — denn zu jenen beiden Nationen war noch eine andere hinzugekommen, die Philister in dem Gebiet, das zu Asdod gehörte. So waren die drei beständigen Feinde des Volkes Gottes (ohne von Edom zu reden) in die Familien aufgenommen worden und brachten da Söhne in ihrem Bilde hervor; denn das Bündnis mit der Welt ist niemals zum Nutzen des Volkes Gottes. Man hört hier nicht, daß die Kinder der Asdoditerinnen die jüdische Sprache erlernt hätten.

Nehemia erweist diesen Männern, die gleich nach einem feierlichen Bunde so handeln konnten, keinerlei Mitleid. „Ich zankte mit ihnen und fluchte ihnen, und schlug einige Männer von ihnen und raufte sie. Und ich beschwor sie bei Gott: Wenn ihr eure Töchter ihren Söhnen geben werdet, und wenn ihr von ihren Töchtern für eure Söhne und für euch nehmen werdet!“ (B. 25.) Er zeigt ihnen, wohin diese Verbindungen Salomo, den größten von Israels Königen, gebracht hatten. Gerade bei den Moabitern und Ammonitern hatte er zuerst Frauen gesucht und hatte sich dann deren Göttern zugewandt. (1. Könige 11, 1—8.)

Was gab es noch ferner zu tun? Den Sohn Sojadas, den Enkel Eljaschibs, von sich wegzujagen! „Gedenke es ihnen, mein Gott“, sagt Nehemia, „wegen der Verunreinigungen des Priestertums und des Bundes des Priestertums und der Leviten!“ (B. 29.)

So war in diesem Augenblick das Volk „von allem Fremden gereinigt“. (B. 30.)

Diese Treue, das wußte Nehemia, würde ihre Belohnung haben. Allein er tat diese Dinge nicht um der Belohnung willen; nur war es ihm bekannt, daß Jehova treu war und Seines Dieners gedenken würde. Sicher hatte er kein Recht auf irgend etwas von seiten Jehovas, aber er wußte, daß Gott mit der Treue der Seinen rechnet, und daß es Seine Freude ist, wenn der Augenblick der Abrechnung kommt, zu ihnen zu sagen: „Wohl, du guter und treuer Knecht! über weniges warst du treu, über vieles werde ich dich setzen“. In demselben Geiste konnte Paulus sagen: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben bewahrt; fortan liegt mir bereit die Krone der Gerechtigkeit, welche der Herr, der gerechte Richter, mir zur Vergeltung geben wird an jenem Tage“.

Möchten auch wir am Ende unserer Laufbahn gleich dem treuen Nehemia sagen können: „Gedenke es mir, mein Gott!“ (B. 14. 22. 31.)

Wenn wir zum Schluß fragen: Hat der in diesem Kapitel mitgeteilte Zustand der Reinigung lange gewährt? so lautet die demütigende Antwort: Nein, er war nur von kurzer Dauer. Maleachi, der ohne Zweifel nach den im Buche Nehemia berichteten Ereignissen (aber nicht sehr lange nachher) geweissagt hat, zeigt uns, daß zu der Gleichgültigkeit des Priestertums Gott gegenüber eine weitgehende Verachtung der von Gott eingesetzten Ehe hinzugekommen war, eine Verachtung, die schon den gerechten Unwillen Nehemias erregte. Das alles enthält eine ernste Unterweisung für uns: Die

größte Gefahr, welche der Versammlung Gottes drohen kann, ist gerade die Duldsamkeit gegenüber dem „Mischvolke“; tatsächlich ist sie die Hauptursache des Verfalls der Kirche. Es ist verhältnismäßig leicht, sich von den „Söhnen der Fremde“, der Welt im eigentlichen Sinne des Wortes, zu trennen. Die Gefahr, ihr zu folgen, ist weniger groß, als die, mit solchen zu wandeln, die ein gleiches Bekenntnis und anscheinend eine gleiche Herkunft haben, ohne den Glauben zu besitzen. Solche nehmen das Recht in Anspruch, an dem Werke Gottes mitzuarbeiten, und unter dem Deckmantel des christlichen Bekenntnisses verführen sie die wahren Gläubigen durch scheinbar sehr nützliche Verbindungen.

Der Herr wolle uns vor diesem Geiste bewahren und uns von solchen Verbindungen frei machen! Sie haben stets eine geistliche Schwächung zur Folge, welche den Familienkreis, wo sie eingedrungen sind, bald weit überschreitet und sich notwendigerweise auf das Leben der Versammlung ausdehnt und so der Verherrlichung Gottes und der Reinheit Seines Hauses in dieser Welt Abbruch tut.

Das Buch Nehemia zeigt uns, was der Gläubige in diesen schweren Tagen sein soll, wo der Niedergang unheilbar ist, und wo es sich darum handelt, Gott zu verherrlichen in einer Umgebung, die infolge des Verfalls dem, was im Anfang da war, nicht mehr gleicht, wo aber trotzdem, und das ist ein charakteristischer Zug, die Autorität des Wortes Gottes anerkannt und verkündigt wird. Seit der Ankunft des Schriftgelehrten Esra in Jerusalem sehen wir tatsächlich das Wort Gottes bei jeder Gelegenheit eine große Rolle spielen; es wird

gehört und geschätzt. Zu ihm nimmt das Volk seine Zuflucht, ihm unterwirft es sich. In beiden Büchern nimmt das: „Wie im Gesetz geschrieben steht“, einen Hauptplatz ein. Der Wunsch, Verständnis zu erlangen in den Worten des Gesetzes, treibt die Führer an, auf das Gesetz zu hören. Das Volk selbst verlangt, daß es vorgelesen werde, und leiht ihm das Ohr. Esra und die Leviten lesen es laut und deutlich vor allen. Esra, der Vertreter des geschriebenen Wortes, führt bei der Einweihung der Mauer den ersten Chor an, und in dem eben betrachteten Kapitel lernt das Volk seine Pflicht durch das Buch des Gesetzes.

Die „geöffneten Schriften“ bilden also einen der Haupt-Charakterzüge des Buches Nehemia und kommen diesem Manne Gottes bei seiner ganzen Tätigkeit zu Hilfe, obwohl diese Tätigkeit nicht gerade darin besteht, zu lehren; dieses Gebiet gehört mehr zum Dienst Esras. Letzteren könnte man den Mann der Demut nennen, einer Demut indes, die keineswegs den festen Vorsatz ausschließt, das Volk dahin zu bringen, sich vom Bösen abzusondern. Esra ist außerdem der Mann, durch welchen Gottes Wort wieder zu Ehren gebracht wird, und der Platz, den die Schriften hier einnehmen, sei es durch seine Vermittlung, sei es durch die Annahme des Wortes seitens des Volkes ohne äußere Einwirkung, bleibt in dem ganzen Buche Nehemia derselbe.

Was Nehemia betrifft, so kennzeichnet ihn von Anfang an eine nie rastende Tätigkeit für die Wiederherstellung und Verteidigung seines armen Volkes. Die ungeheure Arbeit des Wiederaufbauens der Mauer hängt ganz von seinem Antrieb ab. Aber sein Eifer ist ebenso

brennend gegen das Böse wie für das Gute. Er zankt mit den Edlen und Vorstehern, die ihre Brüder bedrücken, und gibt persönlich das Beispiel der Entsaugung, denn Eifer ohne Selbstverleugnung hat wenig Wert. Er steht an der Spitze derer, die den Bund unterzeichnen, und unterwirft sich ihm treu. Bei der Einweihung nimmt er den letzten Platz, um Esra den ersten zu geben. Schließlich zeigt er eine Energie, die kein Unterhandeln, keinen Vergleich kennt, wenn er das Böse unter dem Schutz des Hohenpriesters selbst sich in die Gemeinde einschleichen sieht. Ohne Zögern und ohne Rücksicht auf Eljaschib wirft er alles hinaus, was Tobija gehört. Er zankt mit den Vorstehern über die Behandlung der Leviten, wie er es einst getan hatte bezüglich der Art, wie sie ihre Brüder behandelten. Er erhebt Einspruch bezüglich des Sabbath's und zankt mit den Edlen von Juda; er verwarnt die Kaufleute, welche an diesem Tage ihre Waren nach Jerusalem brachten. Er zankt, verflucht und schlägt sogar diejenigen, die trotz ihres Schwures die fremden Weiber nicht fortschickten. Man kann von Nehemia sagen, was von einem Größeren als er gesagt ist, dessen Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig war: „Der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt“. Auch er weiß, wie sein göttlicher Meister, eine Geißel von Stricken zu machen, um die Verkäufer und die, welche das Priestertum entweiht hatten, aus dem Tempel hinauszujagen.

Ein solcher Eifer ist notwendig in den Zeiten, in welchen wir leben. Wie oft hört man sagen: Laßt uns das Böse ertragen, laßt uns warten, bis Gott es richtet! Was würde aus der Gemeinde Israel geworden

sein, wenn Nehemia sich solche Grundsätze angeeignet hätte? Laßt uns ihn zum Beispiel nehmen, aber laßt uns vor allem den Fußspuren Christi folgen! Die Energie des Geistes ist genau so notwendig wie die Liebe und die Gnade. Die eine kann nicht der anderen den Platz überlassen; alle beide sind gleich nützlich für das Gedeihen des Volkes Gottes. Diese Eigenschaften sind in den Büchern Esra und Nehemia getrennt, weil die Männer Gottes durchgehends den einen oder den anderen dieser Charakterzüge in besonderer Weise hervortreten lassen. Siehe z. B. die Energie eines Petrus und die Sanftmut eines Johannes, oder in neuerer Zeit, als weit geringere Beispiele, den Mut eines Luther und die Mäßigung eines Melancthon.

In Christo allein waren alle Eigenschaften eines Dieners Gottes unzertrennlich und in vollkommenem Gleichgewicht vereinigt. Seine Seele war, wie jemand gesagt hat, eine Harfe, bei welcher jede Saite im rechten Augenblick in einer Weise ertönte, daß unter den Händen des obersten Meisters, der wunderbare und göttliche Akkorde erklingen ließ, eine vollkommene Harmonie hervorkam.

Bitte.

Herr, das Böse willig zu erleiden,
 Aber selbst mit allem Ernst zu meiden,
 Dazu mache Du mich stets bereit!
 Daß im Streit mich niemals widerstreiten,
 Ob ich leide, niemals Leid bereiten,
 So mich schicken in die böse Zeit!

Spitta.

Nicht unter Gesetz, sondern unter Gnade.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wir sind also durch den Leib des Christus dem Gesetz getötet worden (R. 4), wir sind dem Gesetz gestorben. Zu welchem Zweck? Um fortan ungesetzlich oder gar gesetzlos zu sein, um unserem eigenen Willen, den Trieben unserer alten Natur zu folgen? Ach, das wäre viel schrecklicher, als unter Gesetz zu stehen. Nein, wir sind dem Gesetz getötet worden, „um eines Anderen zu werden“. Das Weib in dem Gleichnis des Apostels wird eines anderen Mannes. So sind auch wir eines anderen Mannes geworden. Das Gesetz war sozusagen der erste Mann, dessen Herrschaft nur Seufzer und Klagen hervorrufen konnte; das arme Weib vermochte trotz aller Anstrengungen seinen Forderungen nicht zu entsprechen. Wer ist denn nun der zweite Mann, dessen sie geworden ist? „Der aus den Toten Auf-erweckte.“

Wiederum erhebt sich die Frage: Zu welchem Zweck ist sie des Anderen geworden? Um nunmehr mit Seiner mächtigen Hilfe das Gesetz zu erfüllen? Nein; mit dem Gesetz haben wir für immer abgeschlossen, wir sind ihm getötet worden, . . . „auf daß wir Gott Frucht brächten“; oder, um mit den Worten des Apostels im 6. Kapitel zu reden, damit wir uns fortan Gott darstellen als Lebende aus den Toten, als Menschen, die berufen und fähig gemacht sind, ihre Glieder zu Werkzeugen der Gerechtigkeit zu gebrauchen. (Röm. 6, 13.) Wir sind eines Anderen geworden, um jetzt in Seinem Leben, lebendig gemacht mit Ihm, gestärkt

und gehalten durch Seine Gnade, Gott Frucht zu bringen. Das war vorher unmöglich. Denn wenn wirklich ein Mensch das Gesetz zu halten vermocht hätte (es war ja unmöglich), so würde das Ergebnis doch nur eine menschliche Gerechtigkeit gewesen sein, die vor Gott keinen Wert hat.

Aber nicht nur das. Wir lesen weiter: „Denn als wir im Fleische waren, wirkten die Leidenschaften der Sünden, die durch das Gesetz sind, in unseren Gliedern, um dem Tode Frucht zu bringen“. Das war unser früherer Zustand: wir waren im Fleische, und, anstatt die Forderungen des Gesetzes zu erfüllen, brachten wir dem Tode Frucht.

An dieser Stelle möchte ich beiläufig an die bekannte Tatsache erinnern, daß zwischen dem Worte „im Fleische sein“ und dem „das Fleisch noch in sich haben“ ein großer Unterschied besteht. Der Gläubige hat wohl noch das Fleisch in sich, aber er ist nicht mehr „im Fleische“, d. h. er steht nicht mehr in seinem natürlichen Leben, in der Stellung des ersten Adam, vor Gott. Im Gegenteil, im 8. Kapitel wird den Gläubigen gesagt: „Ihr seid nicht im Fleische, sondern im Geiste“. (V. 9.) Gottes Geist wohnt und wirkt in ihnen. Sie stehen in einer ganz neuen Stellung, in einem ganz neuen Leben vor Gott, obwohl das Fleisch, wie gesagt, noch in ihnen ist, wider den Geist gelüftet (Gal. 5, 17) und so der steten Verurteilung bedarf.

Früher wirkten also die Leidenschaften der Sünden in uns, und diese Leidenschaften waren, wie der Apostel es ausdrückt, „durch das Gesetz“. Ein bemerkenswertes Wort! Sind denn die Leidenschaften der Sünden wirklich

durch das Gesetz in uns hervorgebracht worden? Nein, sie waren da, aber sie befanden sich gewissermaßen in einem Schlummerzustande. Beobachten wir ein Kind. Sobald ihm ein Gebot gegeben und sein Wille durch eine Verfügung des Vaters oder der Mutter eingeschränkt wird, regt sich das Verlangen in ihm, gerade jetzt das Verbotene zu tun. Das Beispiel von der verdeckten Schüssel ist bekannt. Ein Häuflein Kinder spielt vergnügt in einem Zimmer. Auf dem Tische in der Mitte steht eine verdeckte Schüssel. Die Kinder kümmern sich nicht darum. Da tritt die Mutter herein und sagt: „Kinder, daß mir keines von euch den Deckel von der Schüssel hier abhebt!“ Kaum hat sie das Zimmer verlassen, so steht die ganze Schar um den Tisch her und wirft begehrlische Blicke auf die Schüssel.

Ein anderes Beispiel: Da steht neben der Straße ein Pfahl mit der Inschrift: „Verbotener Weg“. Vielleicht würde es niemand in den Sinn kommen, über das betreffende Feld zu gehen; jetzt aber, wo das Verbot dasteht, bleibt mancher stehen, besieht sich den Pfahl und überlegt, ob er nicht gerade den verbotenen Weg gehen sollte. So ist der Mensch. Frau Torheit spricht: „G e s t o h l e n e Wasser sind süß, und heimliches Brot ist lieblich“. (Spr. 9, 17.) Ein jeder von uns weiß aus Erfahrung, wie sich, wenn ein Gebot oder Verbot an uns herantritt, sogleich die Lust in uns regt, demselben entgegen zu handeln.

So wirkten denn einst die Leidenschaften der Sünden, die durch das Gesetz sind, in uns. Sie wurden durch das Gesetz hervorgehoben, ans Licht gebracht, und was war das Ergebnis? „Wir brachten dem

Tode Frucht.“ Wir übertraten das Gesetz, und das Gesetz verurteilte uns. „Jetzt aber sind wir von dem Gesetz losgemacht, da wir dem gestorben sind, in welchem wir festgehalten wurden, so daß wir dienen in dem Neuen des Geistes und nicht in dem Alten des Buchstabens.“ (R. 6.) Standen wir früher unter der Sklaverei des Gesetzes, so befinden wir uns jetzt auf dem Boden der Gnade, in dem Neuen des Geistes.

„Was sollen wir nun sagen?“ Mit dieser Frage leitet der Apostel seine Schlußfolgerungen ein. Wenn durch das Gesetz die Leidenschaften in mir ans Licht gezogen, hervorgehoben wurden, dann könnte man ja zu der Meinung kommen, das Gesetz sei Sünde. „Das sei ferne!“ antwortet der Apostel. Das Gesetz ist nicht Sünde, aber es läßt mich die Sünde erkennen, bringt sie mir zum Bewußtsein. „Denn auch von der Lust hätte ich nichts gewußt, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte: Laß dich nicht gelüsten!“ Ohne das Gesetz hätte ich nicht gewußt, daß die Lust Sünde ist. Heute noch denken die meisten Menschen, was sich da tief in ihrem Innern rege, die Neigungen und Wünsche ihres natürlichen Herzens, seien doch nicht Sünde! Aber sie irren sich. Die Lust, in welcher Form sie sich auch offenbaren mag, ist Sünde! — „Laß dich nicht gelüsten!“ sagt das Gesetz. Im Jakobusbriefe heißt es freilich: „Die Lust, wenn sie empfangen hat, gebiert die Sünde“, indem so scheinbar nicht die Lust, sondern nur die Tathünde als böse hingestellt wird. Aber es handelt sich im Jakobusbriefe nicht um den Zustand des Menschen vor Gott, so wie Gott den Menschen sieht und beurteilt, sondern um sein Erscheinen,

sein Dastehen vor den Augen der Menschen. Ein Mensch kann mir nicht ins Herz sehen, er sieht nur meine Taten und Wege; Gott aber sieht das Herz an. Er schaut hinein in die verborgensten Winkel des Herzens und erkennt dort all die bösen Reime der Sünde. — Darum: „Laß dich nicht gelüsten!“

Dann hat also doch das Gesetz die Sünde in mir bewirkt, „denn von der Lust hätte ich nichts gewußt, wenn nicht das Gesetz u. s. w.“ Ach nein! Hören wir nur, was der Apostel weiter sagt: „Die Sünde aber, durch das Gebot Anlaß nehmend, bewirkte jede Lust in mir, denn ohne Gesetz ist die Sünde tot“. (R. 8.) Die Sünde, d. i. das unreine Element in mir, der böse Grundsatz, der meine ganze Natur beherrscht, war da, ehe das Gesetz kam, aber er trat erst insolge des Gesetzes in seiner ganzen Häßlichkeit ans Licht. Derselbe Gedanke also, den wir schon wiederholt aussprachen, und den der Apostel, noch genauer und bestimmter als bisher, in die Worte kleidet: „Ich aber lebte einst ohne Gesetz, als aber das Gebot kam, lebte die Sünde auf“! (R. 9.)

Aus diesem Verse geht, beiläufig bemerkt, unzweideutig hervor, daß der Apostel in seiner ganzen Beweisführung nicht an sich denkt, als schildere er einen Zustand, in welchem er sich selbst befunden habe, oder als sei das, was er beschreibt, der regelrechte Zustand eines Christen. Wie könnte er, der doch der strengen Sekte der Pharisäer angehört hatte, sagen: „Ich lebte einst ohne Gesetz“? Nein, er spricht ganz allgemein von dem Menschen, der einst ohne Gesetz war und bei welchem sich, als das Gebot kam, die Sünde in ihrer

ganzen verabscheuungswürdigen Gestalt zeigte. Sie wachte mit aller Kraft auf, die Folge war der Tod: „**Ich starb**“. — „Denn das Gebot, das zum Leben gegeben war, das erwies sich mir zum Tode.“ Das Gebot, obwohl „heilig, gerecht und gut“ und nur zum Leben gegeben, erwies sich mir zum Tode. Wieder erhebt sich die Frage: „Dann hat also das Gute mir zum Tode gereicht?“ (B. 13.) Nein, die Sünde, die in mir wohnende Kraft des Bösen, mein Zustand von Natur, hat mir durch das Gute den Tod gebracht. „Die Sünde, durch das Gebot Anlaß nehmend, täuschte mich und tötete mich durch dasselbe.“ (B. 11.) Sie sollte in ihrem durch und durch häßlichen Charakter, als Auflehnung gegen Gott und Sein Wort, in ihrer ganzen Unverbesserlichkeit und Unheilbarkeit, als **Sünde**, erscheinen; sie sollte, indem sie gar durch das Gute mir den Tod bewirkte, überaus sündig werden durch das Gebot. (B. 13.)

„Denn wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist.“ (B. 14.) Mit diesen Worten beginnt der Apostel einen ganz neuen Gedankengang. Bisher hat er von dem Menschen in seinem natürlichen Zustande als Nachkomme des ersten Adam gesprochen. Jetzt beginnt er die Erfahrungen zu schildern, welche der erneuerte Mensch unter dem Gesetz macht. „Wir (d. h. wir Christen) wissen, daß das Gesetz geistlich ist“; wir erkennen seine Forderungen als durchaus richtig und Gott gemäß an. — Aber neben dieser christlichen Erkenntnis, die wir erlangt haben, lernen wir durch das Gesetz noch etwas anderes. Das Gesetz zeigt uns unsere ganze Ohnmacht, selbst wenn wir das Gute tun wollen. Der wiedergeborene,

aber noch unbefreite Mensch lernt, daß er „fleischlich ist, unter die Sünde verkauft“. Beachten wir indes den Wechsel der Person in dieser Stelle. Es heißt nicht: „wir sind fleischlich“, wie vorher: „wir wissen“, sondern: „ich bin fleischlich“. Das ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Der Apostel gibt in dem zweiten Teile des Satzes nicht einer Wahrheit von allgemeiner Anwendung Ausdruck, sondern beschreibt das Ergebnis einer persönlichen Erfahrung, die den armen Gläubigen ganz in Verlegenheit und Verwirrung bringt. Er erkennt gar nicht mehr, was er vollbringt: „denn nicht was ich will, das tue ich, sondern was ich hasse, das übe ich aus“. (R. 15.)

Es ist in der Tat etwas ganz Unerwartetes und überaus Schmerzliches für einen Menschen, der Annahme bei Gott gefunden hat, Gottes Gebote liebt und meint, es bleibe jetzt nur noch Freude und Glück für ihn übrig, die Entdeckung zu machen, daß es in ihm eine unausgesetzte wirkende Macht des Bösen gibt, die ihn gefangen hält und, je mehr er sich anstrengt, ihre Fesseln zu sprengen, ihm umsomehr beweist, daß er ihr ohnmächtiger Sklave, daß er „unter die Sünde verkauft“ ist. Das ist eine furchtbare Entdeckung. Aber Gott sei Dank! er lernt auch noch etwas anderes. Während er einerseits dem Gesetze beistimmt, daß es recht ist, d. h. daß es ihn rechtmäßig verurteilt — denn er tut ja gerade das was er als böse erkannt hat und was er infolge dessen haßt —, kommt er andererseits zu der Erkenntnis, daß nicht er das Böse tut, sondern die in ihm wohnende Sünde.

Der Weg zu dieser Erkenntnis ist allerdings hart und dornenreich. Der Gläubige hat „Wohlgefallen an

dem Gesetz Gottes nach dem innern Menschen“ (B. 22), aber indem er sich bemüht, das Gute zu tun und das Böse zu lassen, findet er, daß er beides nicht fertig bringt. Er macht gute Vorsätze, faßt neue Entschlüsse, er schreit zu Gott, er fängt immer wieder von vorne an, aber alles bleibt beim Alten, ja, es wird von Tag zu Tage schlimmer, unerträglicher. Je mehr er sich bemüht, je heißer er ringt und kämpft, desto mehr muß er erfahren, daß nichts Gutes in ihm wohnt, daß er fleischlich, unter die Sünde verkauft ist. Er stimmt dem Gesetz bei: er sollte Gott über alles lieben und keine böse Lust mehr im Herzen haben, aber er findet bei sich das Gegenteil. Meint er zuweilen, Fortschritte gemacht zu haben, so belehrt ihn ein Fall, tiefer als je, daß er sich einer Täuschung hingegeben hat.

(Schluß folgt.)

Gottes liebende Sorge um die Seinigen.

Wenn irgend etwas das Herz des Christen auf seiner Reise durch die Wüste, inmitten all der Gefahren und Schwierigkeiten, die ihn umgeben, zu beruhigen vermag, so ist es das Bewußtsein der nie ermüdenden, liebenden Sorge Gottes um die Seinigen. Gott kann uns nicht versäumen, nicht allein lassen. Dabei sind nicht so sehr unsere Bedürfnisse und deren Abhilfe der Beweggrund Seiner Bemühung um uns, als vielmehr die Liebe und das Mitgefühl Seines Herzens. Seine Liebe findet ihre Befriedigung und Freude darin, sich um uns zu bemühen.

Die mancherlei Kümmernisse und Versuchungen dieses Lebens haben den Zweck, uns zu erziehen und zuzubereiten, aber gerade deshalb bieten sie unserem Gott und Vater immer wieder neue Gelegenheiten, uns zu zeigen, wie innig Er uns liebt und mit uns fühlt. Wie ist dieses Bewußtsein dazu angetan, unser Herz in allen Umständen ruhig zu erhalten, ja, mit Lob und Dank zu erfüllen! Zugleich bewahrt es uns vor aller Selbsthilfe, die Ihn ja nur verhindert, sich an uns zu verherrlichen, und läßt uns auf Seine Güte harren.

Wenn wir die Geschichte des Volkes Gottes oder auch der einzelnen Gläubigen in der Schrift verfolgen, so begegnen wir auf ihrer Seite oft einem Mangel an Vertrauen und gläubigem Warten auf Gott; eins aber finden wir nie, und das ist das Fehlen oder Nachlassen der Treue und Güte Gottes. Überall begegnen wir den Spuren Seiner Liebe. Sein Auge wacht, Sein Ohr ist geöffnet, Sein Arm ist ausgestreckt, Sein Mund zum Trösten bereit und Sein Herz von zärtlichem Mitgefühl bewegt. Und wie wir Ihn in Seinem Worte kennen lernen, so erweist Er sich in Seinem Tun auch heute noch. Seine Sorge um die Seinen ist so unveränderlich wie Seine Liebe und Treue.

Wie schon angedeutet, hat diese Sorge nicht zunächst unsere Bewahrung und Durchhilfe in den Umständen des täglichen Lebens im Auge, obwohl sie sicherlich auch daran denkt; vielmehr ist sie darauf bedacht, daß unsere innere Erziehung, unser Wachstum in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi gefördert werde. Sie möchte uns mehr und mehr in Sein Bild verwandeln und uns Gottes eigener Heiligkeit teilhaftig

machen. (Hebr. 12, 10.) Unsere Gedanken und Erwartungen mögen oft mehr auf das erste gerichtet sein; aber ein treuer, gewissenhafter Vater ist vor allem um die Erziehung seiner Kinder besorgt, und sollte der „Vater der Geister“ hinter „unseren Vätern nach dem Fleische“ zurückstehen? Im Worte Gottes, Alten und Neuen Testaments, finden wir zahlreiche Beispiele von dieser erzieherischen Tätigkeit Gottes, und Er hat sich nicht verändert.

Blicke nur in dein eigenes Leben, geliebter Leser, und du wirst mit mir bekennen müssen: Gott hat es weder an Gelegenheiten noch an Mitteln fehlen lassen, um mich zu unterweisen und zu einem würdigen Wandel anzuleiten. Aber wie haben wir uns demgegenüber verhalten? Das ist die ernste Frage. Wie hast du die nie endende und nie ermüdende Mühe Gottes um dich gewürdigt und beantwortet? Was hast du auf dem Wege gelernt? Sagst du mit dem Psalmisten: „Es ist gut für mich, daß ich gedemütigt ward, damit ich deine Satzungen lernte?“ (Ps. 119, 71.) — Du besitzt das Wort Gottes, die Offenbarung Seiner Gedanken und Seines Willens, das Licht für deinen Pfad. Forschest du heute eifriger darin als früher? Hast du mehr gelernt, dich in dem Lichte Seiner alles durchforschenden Wahrheit zu richten und deine Gedanken und Herzensgefühle darin beurteilen zu lassen?

Mehr noch. Ich setze voraus, daß du das köstliche Vorrecht genießest, dich mit anderen Gläubigen zum Brotbrechen, zum Gebet, zur gegenseitigen Erbauung, Ermahnung und Belehrung zu versammeln. Ist dir dieses Vorrecht mit der Zeit immer lieber ge-

worden? Oder hast du angefangen, „das Zusammenkommen zu veräußen“? Erkennst du in diesen Zusammenkünften mit herzlichster Dankbarkeit die treue Sorge deines himmlischen Vaters um das Wohl deiner Seele? Oder gehst du mehr hin aus Gewohnheit und um eine Pflicht zu erfüllen? Nimmst du aus den Stunden, in welchen du mit den Kindern Gottes versammelt bist, etwas mit für dein Haus, deine Familie, dein Geschäft, dein tägliches Leben? Dienen sie dazu, dich immer mehr mit der Erkenntnis Seines Willens zu erfüllen und zu einem treueren und würdigeren Wandel anzuspornen?

Aber mehr noch. Gott hat in Seiner Sorge um dich dir nicht nur Sein Wort in die Hand gegeben, sondern Er reicht dir auch Schriften dar, die dir zur Belehrung und Ermahnung dienlich sind. Was für einen Gebrauch machst du von solchen Schriften? Hat dein Interesse dafür zugenommen? Erkennst du auch in dieser Gabe ein Geschenk Seiner Hand und einen Beweis Seiner väterlichen Fürsorge? Liesest du diese Schriften mit wachsendem Eifer und steigendem Nutzen für deine Seele? Oder sind sie eine schale Speise für dich geworden, und greiffst du gern nach anderem Lese- stoff, der das Herz leer läßt und den Geist mit wertlosen Dingen erfüllt?

Schließlich erweist Gott Seine Fürsorge auch in besonderen brüderlichen Ermahnungen, die dir zu teil werden. Was für einen Wert hat diese Segnung für dich? Sind dir solche Ermahnungen willkommen? Betrachtetest du sie als die treue Bemühung Gottes um dich? Oder sind sie dir lästig, und kritisierst du nur

die Art und Weise der Ermahnung und nennst die Ermahner gar zudringlich und anmaßend?

Gott schenke dir und mir Augen, um zu sehen, und ein Herz, um zu verstehen!

„Sehet zu, wie ihr höret.“

(Luk. 8, 15—18.)

Es handelt sich in dieser Stelle nicht so sehr um die Errettung der Seele, als vielmehr um die praktischen, in dieser Welt sichtbar werdenden Ergebnisse des ausgestreuten Wortes und um dessen Wachstum in der Seele, welches nicht verborgen bleiben kann. „Ihr seid das Licht der Welt.“ Diejenigen, in welchen das Wort in Wahrheit wirkt, sind wie ein Licht auf dem Leuchter. Als Christus auf Erden war, war Er das Licht der Welt. Jetzt haben wir, die wir „Licht im Herrn“ geworden sind, diese Aufgabe empfangen, und ein jeder ist verantwortlich für das, was er gehört hat.

Wenn wir das Wort hören und keine Frucht bringen, so wird es seiner Zeit gewißlich offenbar werden, daß wir es gehört und verloren haben, und mit ihm die geistliche Kraft, die es besitzt. Ja, es wird selbst bei Gläubigen also sein, wenn sie hören, ohne Frucht zu bringen oder Kraft aus dem Gehörten zu ziehen. „Denn es ist nichts verborgen, was nicht offenbar werden, noch geheim, was nicht kundwerden wird und ans Licht komme. Sehet nun zu, wie ihr höret.“ Christus sucht die Ergebnisse, welche Sein Säen gehabt hat. Es muß nicht nur ein Hören da

sein, sondern ein Ergreifen und Besitzen des Wortes und das Bewußtsein, daß wir dafür verantwortlich sind; und wenn wir das Wort bewahren, das wir gehört haben, so wird uns mehr gegeben werden. Das Wort wird nur dann zur Nahrung und Kraft für meine Seele, nur dann habe ich es, wenn ich es beim Hören nicht bloß mit Freuden aufnehme, sondern es bewahre als mein eigen; und das verleiht dann auch die Fähigkeit, mehr zu empfangen. Wenn wir z. B. die Wahrheit von der Wiederkunft des Herrn verstehen lernen sowie unsere Berufung als Seine Braut, wir ergreifen sie aber nicht praktischweise und haben Gemeinschaft mit Gott darüber (denn also haben wir das Wort), so werden wir auch bald aufhören, Sein Kommen zu erwarten, werden vergessen, wie das uns eine von der Welt getrennte Stellung gibt, und nach und nach wird uns diese Wahrheit wieder entschwinden, weil wir sie in unseren Seelen nicht vor Gott festhielten; wir werden abgestumpft und gleichgültig. Lebt aber jemand wirklich in der Erwartung des Herrn vom Himmel, so kann er keine Pläne für die Zukunft machen, noch um den morgenden Tag besorgt sein. Er wird mehr und mehr von dem kennen lernen, was mit dieser Wahrheit in Verbindung steht und aus ihr hervorsießt, und wird im Wandel in der Wahrheit bewahrt bleiben.

Was nützt es, die Lehre zu haben, daß der Herr schon morgen kommen könnte, wenn wir dabei leben, wie wenn Er noch hundert Jahre nicht käme? Wie kann die Wahrheit Seines Kommens meiner Seele Trost und Segen geben, wenn ich in meinem Herzen

sage: „Mein Herr verzieht zu kommen“? Wenn ich auch das ewige Leben nicht verlieren kann, so doch die Wahrheit und das Licht, das ich einmal hatte; teils mit Christo und teils mit der Welt gehe ich dann dahin, wie ich gerade getrieben werde, und alle Kraft des Lebens Christi fehlt in mir.

Wird dagegen die Wahrheit in Gemeinschaft mit Gott festgehalten, so sondert sie uns ab für Ihn. Wahrheit soll die Seele aufbauen und Frucht hervorbringen, ja, wir besitzen in Wirklichkeit eine Wahrheit nicht, wenn sie nicht Frucht in uns trägt. Das liegt schon in den Worten des Herrn: „Heilige sie durch die Wahrheit: dein Wort ist Wahrheit“. (Joh. 17, 17.) Christus soll uns kostbar werden in und durch die Wahrheit, welche wir hören. Hat sie nicht diese Wirkung, so wird sie wieder von uns „genommen werden“. Wenn wir Christum nicht aus Liebe um Seiner selbst willen erwarten, so wird die bloße Wahrheit Seines Kommens bald aufgegeben werden.

Gedanke.

Man hört Gläubige so oft fragen, ob sie dies oder jenes tun oder nicht tun dürfen. Wenn wir aber ein rechtes Bewußtsein davon erlangen, was es ist, eins zu sein mit dem Christus, der zur Rechten Gottes sitzt, so ist unser Weg sehr einfach und leicht erkennbar, denn wir haben hienieden „so zu wandeln, wie Er gewandelt hat“. Die Welt zwar möchte uns überall daran hindern, aber die Macht Christi hat alles aus dem Wege geräumt, und für den Glauben ist jede Schwierigkeit beseitigt durch den Tod und die Auferstehung Jesu Christi. Wenn wir erkannt haben, daß wir eins sind mit Ihm, so lernen wir auch einsehen, daß die Gedanken und Wünsche des Hauptes droben den Charakter und Wandel der Glieder auf Erden bestimmen sollen.

Betrachtungen über das Buch Esther.

Einleitung.

Die Ereignisse, über welche das Buch Esther berichtet, liegen zwischen dem 6. und 7. Kapitel von Esra, d. h. zwischen der Regierung des Darius, des Sohnes Hystaspes', und derjenigen des Artaxerxes, mit dem Beinamen „Langhand“. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Regierungen wird durch die Herrschaft des Xhasveros (sonst Xerxes genannt, 485—465 vor Chr.), Sohn des Darius und Vater des Artaxerxes, ausgefüllt. Die im Buche Esther berichteten Tatsachen ereigneten sich also unter Xhasveros (Xerxes).

Jeder Schüler kennt die Macht und den Reichtum des Xerxes, sowie die Rolle, die er in seinem Kampfe mit Griechenland gespielt hat, wie er im 6. Jahre seiner Regierung, bei Salamis durch die Flotte seiner Gegner besiegt, floh und in sein Land zurückkehrte. Doch es ist gut, sich daran zu erinnern, daß zum Verständnis des Wortes auch diese elementaren Kenntnisse nicht notwendig sind; eine Stelle in Daniel (Kap. 10, 20—11, 2) genügt, um uns über das, was wir davon wissen müssen, zu unterrichten. Es ist im Gegenteil wichtig, daran zu denken, daß die geräuschvollsten Ereignisse der Weltgeschichte in dem inspirierten Buche oft kaum mitzählen. Gott erwähnt sie nur,

insoweit sie auf die eine oder andere Weise die Geschichte Seines Volkes berühren, oder prophetische Ereignisse vorbilden, Streitigkeiten zwischen Völkern, deren Gegenstand Israel sein wird. (Dan. 11.) Es kommt sogar vor, daß das Wort uns den mächtigen Zusammenstoß von Nationen nur erzählt, um uns die Rettung eines einzigen Seiner Geliebten vor Augen zu führen. (1. Mose 14.)

Diese Wahrheit ist von großer Wichtigkeit. Die Streitigkeiten zwischen den Völkern in unseren Tagen beschäftigen uns oft in einem Maße, daß unsere Seelen die Gemeinschaft mit dem Herrn dadurch verlieren. Laßt uns das Wort nehmen, um ihren Wert festzustellen, laßt uns die Dinge auf der Wage des Heiligtums wiegen; wie klein werden sie uns vorkommen angesichts der ewigen Ratschlüsse unseres Gottes! Die größten Umwälzungen der mächtigsten Reiche, welche die Welt in ihren Grundlagen zu erschüttern scheinen, wiegen nicht mehr als ein Strohhalme auf der Wage Gottes, vorausgesetzt daß nicht Sein Volk die Ursache derselben ist, sei es, daß es sich um Gericht über dasselbe oder um Rache über seine Gegner handle. (Vergl. 5. Mose 32, 8.) Man sieht auch ein Beispiel davon im Neuen Testament: Die ungeheure Aufgabe der Zählung der ganzen bewohnten Erde durch den größten römischen Kaiser hat kein anderes Ergebnis, als die Geburt eines Kindleins in Bethlehem einzuführen; und am Ende der Zeiten verschwinden die gewaltigen Kämpfe der größten Heerführer und ihrer zahllosen Heere wie ein Hauch bei der Erscheinung eines einzigen Menschen. Im Alten Testament haben

die Umgestaltung der Welt durch den Assyrer und alle seine Siege nur insoweit Wichtigkeit, als sie die Rute Gottes für das untreue Israel bilden; der Sieg Babels über Assyrien ist nur insoweit bedeutungsvoll, als er dieselben Absichten Gottes gegen Juda zur Ausführung bringt.

Das Buch Esther bestätigt das soeben Gesagte. Die sogenannten Perserkriege, welche die damalige Welt so viele Jahre lang erschütterten, werden hier einfach übergangen. Das Buch redet weder von dem Siege der Griechen (Javan), noch von der Niederlage der Perser. Derartige Ereignisse mögen den Untergang Persiens, des zweiten Weltreiches, von ferne vorbereitet haben, (da dieses Reich das ihm von Gott Anvertraute nicht besser verwaltet hat, als Babel, das erste Reich, es getan), aber sie berühren nicht das Volk Gottes.

Ein ganz besonderer Zug des Buches Esther wird keinem Leser entgangen sein. Der Name Gottes kommt nicht ein einziges Mal darin vor. Die Ursache davon ist den Juden unverständlich, denn „Verstockung ist Israel zum Teil widerfahren“, und sie verstehen die Gedanken Gottes in ihren eigenen Schriften nicht. Wir werden sehen, daß die Weglassung dieses Namens mit der völligen Verurteilung des Volkes gleichbedeutend ist; aber das ist es gerade, was Israel nicht erkennen will. Wiewohl das Buch Esther für die Juden heute noch große Wichtigkeit unter den heiligen Büchern hat und gelegentlich des Purimfestes immer wieder feierlich gelesen wird, offenbaren sich doch die Gefühle der Zuhörer bei diesem Vorlesen keineswegs in der

einen oder anderen Form eines Selbstgerichts, sondern nur in Verwünschungen gegen Haman, sein Weib und seine Söhne. Sie verstehen die Weglassung des Namens Gottes so wenig, daß die griechische Übersetzung der Siebenzig (Septuaginta), die einige Jahrhunderte vor Christo durch alexandrinische Juden gemacht worden ist, den Zweck gehabt zu haben scheint, das was diese für eine Lücke gehalten haben, zu verbessern, indem sie zahlreiche unechte Einschiebungen machten, in denen der Name Gottes sehr häufig erwähnt wird.

Um diese bemerkenswerte Weglassung zu erklären, laßt uns zunächst einen Blick auf die Umstände werfen, in welchen die Juden im Buche Esther sich befanden.

Nach dem Erlaß des Cyrus, am Ende der Gefangenschaft, zog eine beträchtliche Anzahl Juden, die in diesem Erlaß die Erfüllung des Wortes Gottes sah, unter der Führung Serubbabels wieder in ihr Land. Diese Rückwanderung umfaßte 42 360 Personen. Esra führte später andere zurück. Ohne Zweifel sind mehrere Male einzelne Personen von Babel oder anderen Orten des Reiches nach Jerusalem hinaufgezogen, um anzubeten oder um Geschenke zu bringen (siehe z. B. Sach. 6, 9. 10); doch im allgemeinen, sei es aus Gleichgültigkeit gegen Jerusalem und den Tempel, sei es aus Hang zur Bequemlichkeit, aus persönlichen Interessen oder aus irgend einem anderen Grunde, blieb ein großer Teil von Juda und Benjamin in den persischen Provinzen zurück, wo sie sich niedergelassen hatten. Die nach Jerusalem zurückkehrten, entsprachen den Gedanken Gottes. Die anderen scheinen das Demütigende ihrer knechtischen Stellung nicht gefühlt zu haben und

blieben, wo sie waren. Selbstverständlich nehmen wir von dieser zweiten Klasse solche Personen aus, die, wie Daniel, Esra, Nehemia oder Mordekai, durch ihre amtlichen Stellungen und Pflichten in der unmittelbaren Abhängigkeit von dem persischen Herrscher gehalten wurden. Die nach Jerusalem hinaufgezogen waren, ohne jedoch von Gott als Nation anerkannt zu werden (denn der Urteilspruch, der sie in Hos. 1, 9 als Lo-Ammi bezeichnet hatte, war nicht widerrufen), standen in persönlichen und selbst gemeinsamen Beziehungen zu Jehova, trotz der gänzlichen Abwesenheit eines nationalen Verhältnisses zu Ihm, und es gefiel dem Herrn, diese Beziehungen mit ihnen zu unterhalten, indem Er ihnen, zur Stärkung ihres Glaubens und zur Belebung ihres Mutes, durch Führer, Lehrer und Propheten Seine Gedanken kundtat. Die Absicht Gottes war, sie für den Empfang ihres Messias vorzubereiten und, falls sie Ihn aufnehmen würden, sie als Nation wiederherzustellen und aufs neue „mein Volk“ zu nennen. Wir wissen, daß alle diese Gnadenabsichten gegen Israel durch die Verwerfung Christi unterbrochen worden sind, und daß, infolge dieser Verwerfung, die Kirche durch den Heiligen Geist gebildet und endlich die Wiederherstellung Israels bis auf zukünftige, von den Propheten beschriebene Zeiten hinausgeschoben wurde. Trotz allem waren die Anfänge der Wiederherstellung Judas und Benjamins in besonderer Weise gesegnet, wie dies Esra und Nehemia sowie die Propheten Haggai, Sacharja und Maleachi bezeugen.

Demgegenüber war der Zustand des Teiles des Volkes, der vorgezogen hatte, im Lande seiner Gefangen-

schaft zu bleiben, so traurig wie möglich. Wenn er sich auch eines äußeren Wohlergehens erfreute, so trug er doch nicht nur den Namen Do-Ammi wie seine in Palästina wiederhergestellten Brüder, sondern er war auch jeder Verbindung mit Gott, welcher Art sie sein mochte, beraubt. Gott war ihm verborgen. Er hatte Sein Angesicht abgewandt. Ein einförmiger Schleier von Trauer und Verlassensein lag auf diesem Volke. Man fand bei ihm weder Glaubensenergie (da sie sich bei dem Erlaß des Cyrus nicht gezeigt hatte), noch selbst einen Genuß der persönlichen Beziehungen zu Gott. Israels Sonne war untergegangen. Da war nicht einmal eine Lampe mehr, um in der sie umgebenden Nacht ihre Schritte zu leiten. Während andere zum Licht wiederaufgestiegen waren oder vielmehr sich ihm wieder genähert hatten, indem sie nach Jerusalem zurückkehrten, waren sie in der Finsternis des Todeschattens sitzen geblieben. Nicht ein Strahl von Gottes Angesicht durchdrang ihn in diesem Augenblick. Das erklärt, warum in gottesdienstlicher Hinsicht im Buche Esther alles in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist. Das tägliche Leben wird fortgesetzt, aber die Spannkraft dieses Lebens ist erschlafft, mehr noch, sie ist zerstört.

Außerdem fehlen die Schriften, welche in den Büchern Esras und Nehemias eine so große Rolle spielen, hier völlig. Keines der Feste, die durch das Gesetz Moses angeordnet waren, und die der nach Jerusalem hinaufgezogene Überrest gewohnheitsmäßig feierte, ist da; wir hören von keinem, es sei denn von den Purim, einer ganz neuen Feier, die erst nach der

Rettung des Volkes eingeführt wurde. Die Opfer, das Priestertum, der Dienst, alles ist verschwunden, oder wird wenigstens mit keinem Wort erwähnt, trotzdem, wie wir wissen, eine große Zahl von Priestern und Leviten bei dem Erlaß des Cyrus und bei anderen Gelegenheiten nicht nach Jerusalem zurückgekehrt war. Und wie die Verbindungen Gottes mit dem Volke fehlen, ebenso wenig sind die des Volkes mit Gott vorhanden. Nicht ein einziges Mal wird das Gebet erwähnt. Als die Not aufs höchste gestiegen war, nahmen sie Zuflucht zu Sack und Asche, ein Fasten wird angeordnet, aber von Gebet oder Flehen hört man nichts. Ich sage nicht, daß solches bei den Treuen nicht vorhanden gewesen sein mag, aber es ist nie die Rede davon. Alles, was man bei ihnen sieht, ist die Sorge um das Volk und, beim Herannahen des letzten Schlages, äußerste Angst und Not mit einem schwachen, durch den Glauben hervorgerufenen Gedanken, daß Hilfe „von einem andern Orte her“ erstehen werde.

Die Lage der Zurückgebliebenen war also die folgende: der Himmel ist verschlossen; sie haben keine völkische oder persönliche Verbindung mit Gott, unterscheiden sich hierin also sehr von dem Volke unter Esra oder Nehemia. Sie sind der Verlassenheit der Knechtschaft übergeben, gebeugt unter das drückende Joch der Heiden, äußerlich ohne Gott und ohne etwas anderes als eine schwache Hoffnung. Sie kommen und gehen, sie leben und handeln verachtet, von der größten Mehrzahl gehaßt, sich duckend, um der Aufmerksamkeit der Feinde zu entgehen; unglücklich, aber an das Joch gewöhnt, in ihrer tiefen Erniedrigung das Andenken

an ihre vergangene Größe bewahrend, aber nicht gestützt, wie die nach Jerusalem Zurückgekehrten, durch ihre Liebe zum Altar, zum Tempel und zu den Mauern Jerusalems; obwohl sie eine Anzahl Priester unter sich haben, ist doch keine Möglichkeit vorhanden, das Priestertum auszuüben. Ihr Unglück wird nicht einmal dadurch erleichtert, daß sie es nach außen hin zum Ausdruck bringen können, es sei denn wenn ihr schreckliches Los entschieden ist. Wenn ich ein Wort hätte, um diesen Zustand auszudrücken, so möchte ich ihn „die Gleichgültigkeit der Unglücklichen“ nennen. Betrachtet sie: ohne Vaterland, ohne Hauptstadt, als Stadt nur Susa, die Hauptstadt der Heiden, besitzend, ohne Fürst, ohne Priester mit Ephod, Urim und Thummim, durch welche man Jehova hätte befragen können (der Überrest in Palästina hatte wenigstens die Hoffnung darauf, Esra 2, 63), aber auch ohne Götzen und Teraphim, (Hos. 3, 4) — so stehen sie da! Ist das nicht in sittlichem Sinne die Wüste? Ich rede von dem Eindruck, den dieses Buch hervorbringen will, denn das zweite Buch der Psalmen, welches uns prophetisch in dieselben Umstände versetzt, zeigt uns, daß in Ermangelung Jehovas der Glaube sich an Gott wendet.

Dieses völlige Fehlen von Verbindungen mit Gott bringt über diesen Überrest der Gefangenschaft die Verachtung der Nationen, denen er unterworfen ist. Das kennzeichnende Wort des zweiten Buches der Psalmen, wo wir den Überrest Judas aus Jerusalem vertrieben und unter den Nationen lebend sehen, das Wort: „Wo ist dein Gott?“ ist in ganz besonderer Weise auf die Umstände des Buches Esther an-

wendbar. „Man sagt den ganzen Tag zu mir: Wo ist dein Gott?“ — „Wie eine Zermalmung in meinen Gebeinen höhnen mich meine Bedränger, indem sie den ganzen Tag zu mir sagen: Wo ist dein Gott?“ (Ps. 42.) So heißt es auch im Propheten Joel: „Sie sind den Nationen zur Spottrede. Warum soll man unter den Völkern sagen: Wo ist ihr Gott?“ (Joel 2, 17.) Doch gerade dieses Verlassensein, diese Leere um sie her, verbunden mit der Todesgefahr, die sie von Minute zu Minute bedroht, läßt sie zu diesem Gott schreien, der Sein Angesicht vor ihnen verbirgt: „Viele sagen: Wer wird uns Gutes schauen lassen? Erhebe, Jehova, über uns das Licht deines Angesichts!“ (Ps. 4, 6.)*

So ist Gott verborgen, und wenn das der Fall ist, dann ist auch alles übrige verborgen. Das Licht der Welt ist verschwunden; die Nacht ist gekommen, in welcher niemand wirken kann. Dieses Licht kann inmitten der Trümmer Jerusalems gleichsam lärglich leuchten,

*) Diese Tatsache zeigt uns schon, (aber wir werden darauf zurückkommen,) daß das Buch Esther ein typisches Buch ist, ein Buch von bildlicher Bedeutung. Wir werden bei der Untersuchung des Charakters der darin gezeichneten Persönlichkeiten: Mhasveros, Basti, Esther, Haman, Mordokai, immer mehr hiervon überzeugt werden. Das ist um so bemerkenswerter, weil die Bücher Esra und Nehemia, wiewohl sie voll Unterweisungen für die Gegenwart und für alle Zeiten sind, diesen typischen Charakter nicht tragen. Darum hätte auch das Buch Esther nicht mit dem Buche Esra verbunden werden können, in welches es geschichtlich eingeschaltet werden müßte; ohne von der Tatsache zu reden, daß es, weil es von der Zerstreung der Juden unter die Nationen handelt, den Überrest auf einen ganz anderen Boden stellt.

aber es leuchtet doch da, wo das Gewissen wieder aufgewacht ist, wo Seelen, wie diejenige Esras, die Schuld des Volkes bekennen, indem sie Buße tun und sich demüthigen. Hier aber ist nichts dergleichen. Die Welt mag in ihrem ganzen irdischen Glanze erstrahlen, aber Israel sitzt in tiefer Finsternis. Das große Licht, von welchem der Prophet spricht, wird erst bei dem Erscheinen des Kindleins von Betlehem aufgehen.

In den Tagen Esthers verbirgt sich das geknechtete Volk. Mordokai, der Diener des allmächtigen Königs, offenbart sein Geschlecht erst, als er gezwungen wird, sein Verhalten Haman gegenüber zu erklären. Esther verbirgt ihre Abstammung auf den Befehl Mordokais und wagt nicht sie zu enthüllen, weil das ihr Untergang gewesen wäre. Sie gleicht ein wenig den 7000 Mann, die zur Zeit des Abfalls Israels und des schändlichen Baalsdienstes unbekannt waren. Nur ist in dem Buche Esther das Volk nicht einem triumphierenden Götzendienste gegenüber verborgen. Die persischen Herrscher verabscheuten die falschen Götter und übten die Religion Zoroasters aus, welche die Gözenbilder durchaus verwarf. Es war allerdings eine falsche Religion, aber doch ohne den groben Götzendienst der Chaldäer. Die Lehre Zoroasters erkennt einen höchsten Gott an, Ormuzd, den Gott des Guten, mit seinen guten Geistern, und einen zweiten Gott, den Gott des Bösen, Ahriman, der, gleich jenem von ewigem Bestande und mit derselben Macht bekleidet, mit ihm im Kampfe liegt und mit seinen bösen Geistern unaufhörlich die Menschen zu verführen sucht, dessen Macht aber ein Ende haben und dem Gott des Guten den Sieg lassen wird. Dieser

Ahriman ist der Teufel, dem es gelungen ist, „die Menschen zu verführen, indem er sie dahin brachte, Früchte zu essen“, und sie dadurch der Vorzüge, die sie genossen, beraubte. Man sieht in allem, abgesehen von den groben Irrtümern bezüglich der Natur Gottes, einen gefälschten Widerhall der anfänglichen mündlichen Überlieferungen, deren ursprüngliche Wirklichkeit uns Gott in Seinem Worte gegeben hat. Ahasveros hatte fast nur diesen einen gemeinsamen Zug — seine Religion — mit Cyrus, seinem Vater Darius und seinem Sohn Artaxerges. (Fortsetzung folgt.)

Nicht unter Gesetz, sondern unter Gnade.

(Schluß.)

Das sind also die Erfahrungen einer Seele, die unter dem Gesetz sich abmüht, das Gute zu tun, sich selbst zu bessern. Wohin kommt sie endlich? Sie entdeckt zu ihrem tiefen Schmerz, daß in ihr, d. i. in ihrem Fleische, nichts Gutes wohnt. Zweitens lernt sie unterscheiden zwischen dem erneuerten Ich, das das Gute will, und der in ihr wohnenden Sünde, die das Böse liebt: „Nun aber vollbringe nicht mehr ich dasselbe, sondern die in mir wohnende Sünde“. (R. 17.) Mit anderen Worten: Wenn ich das Gute tun will und doch das Böse ausübe, so lerne ich dadurch, daß in mir zwei Mächte wirken, daß es zwei Naturen in mir gibt. Vergewärtigen wir uns immer wieder, daß wir es hier mit einem Menschen zu tun haben, der Leben aus Gott besitzt, der nach seinem inneren Menschen Wohlgefallen hat am Gesetz Gottes, aber

noch nicht das volle Heil in Christo kennt. Der natürliche Mensch hat kein Wohlgefallen an dem Gesetz Gottes, ist ihm auch nicht untertan. „Die Gesinnung des Fleisches ist Feindschaft gegen Gott.“

Ich wiederhole also, die wiedergeborene, aber noch nicht befreite Seele kommt zu der Erkenntnis, daß zwei Mächte in ihr wirksam sind. Nicht sie vollbringt das Böse, sondern die in ihr wohnende Sünde. „Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt; denn das Wollen ist bei mir vorhanden, aber das Vollbringen dessen, was recht ist, finde ich nicht. Denn das Gute, das ich will, übe ich nicht aus, sondern das Böse, das ich nicht will, dieses tue ich. Wenn ich aber dieses, was ich nicht will, ausübe, so vollbringe nicht mehr ich dasselbe, sondern die in mir wohnende Sünde.“ (R. 18—20.)

Beachten wir, daß in dem 17. und 20. Verse das Wörtchen „ich“ gesperrt gedruckt ist. Es ist im Griechischen hervorgehoben, und das nicht ohne Absicht. Es will in ganz besonderer Weise das erneuerte Ich, den inneren oder neuen Menschen bezeichnen, der, nach Gott geschaffen in wahrhaftiger Gerechtigkeit und Heiligkeit (Eph. 4, 24), das Gute liebt und das Böse haßt.

Als Drittes lernt die Seele, daß die Sünde mächtiger ist, als sie es je geahnt hat, daß alle ihre Bemühungen, die Sünde zu bekämpfen und zu besiegen, (so ernst und aufrichtig sie gemeint sein mögen,) erfolglos sind. Sie, die das Rechte ausüben will, findet das Gesetz (den ernstesten, unabänderlichen Grundsatz) für sich, daß das Böse bei ihr vorhanden ist. „Denn ich habe Wohlgefallen an dem Gesetz Gottes

nach dem inneren Menschen; aber ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetz meines Sinnes widerstreitet und mich in Gefangenschaft bringt unter das Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern ist.“ (B. 21—23.) Wie niederschmetternd ist diese Entdeckung! Der innere Mensch in mir hat Wohlgefallen an dem Gesetz Gottes und möchte ihm in allen Punkten gehorchen; aber in meinen Gliedern ist ein anderes Gesetz, das mich überwältigt und in Gefangenschaft bringt. Es erweist sich stärker, als mein erneuerter Wille, und mit blutendem Herzen oder mit knirschenden Zähnen (je nach Gemütsart) muß ich mich in das Unabänderliche ergeben. Ich bin nicht imstande, das Böse in meinem Fleische zu überwinden oder auch nur im Schach zu halten, noch weniger, es aus mir zu verbannen. Jahrelanges Bemühen, ein ernstes, verzweifelttes Ringen, der im Herzen gefühlten und anerkannten Verantwortlichkeit zu entsprechen, hat kein anderes Ergebnis als: die Sünde ist da, bleibt da und erweist sich stärker als mein Wille, mächtiger als das Gesetz meines erneuerten Sinnes.

Endlich, endlich, wenn alle Kraft erschöpft und die letzte Hoffnung aufgegeben ist, entringt sich der gequälten Seele der Schrei: „**Ich elender Mensch! Wer wird mich retten von diesem Leibe des Todes?**“ (B. 24.)

Beachte, mein Leser, den Unterschied in der Rede-weise. Vom 13. bis zum 23. Verse einschließlich heißt es immer: ich, ich, mir, mich. Fast vierzigmal, in der einen oder anderen Form, redet die Seele in den wenigen Sätzen von sich und ihrem Tun. Von Christo

ist keine Rede, von der Gnade in Christo oder von dem Heiligen Geiste hören wir kein Wort; nur von den Erfahrungen und dem Ringen einer erneuerten Seele unter Gesetz, von ihren Kämpfen und Bemühungen und deren Fehlschlägen wird gesprochen. Ist es da ein Wunder, wenn der Mensch, von seinem Jammer und Elend überführt, sich endlich nach Hilfe und Rettung umschaut? Wohl redet er auch jetzt noch von sich, aber nur, um seiner ganzen Hilflosigkeit Ausdruck zu geben: „Ich elender Mensch!“ und einen Retter herbeizurufen: „Wer wird mich retten?“ Am Ende alles Wollens und Könnens, aller guten Vorsätze und Entschlüsse angelangt, wendet sich das Auge nunmehr von der eigenen Person ab und schaut aus nach Hilfe von außen. Und siehe da, mit der Frage kommt auch schon die Antwort. Sie war längst bereit, von Gott gegeben, kann aber erst verstanden werden, wenn der Mensch jene ernststen Erfahrungen gemacht hat und mit sich zu Ende gekommen ist. Und wie lautet die Antwort? „**Ich danke Gott durch Jesum Christum, unseren Herrn.**“ (B. 25.)

Herrliche, sieghafte Antwort! O ich Thor, der ich gemeint habe, über die Sünde in meinen Gliedern herrschen zu können, die doch nur im Tode Christi am Kreuze zu ihrem Ende kommen konnte — „denn was Er gestorben ist, ist Er ein für allemal der Sünde gestorben,“ und: „Das dem Gesetz Unmögliche . . . tat Gott, indem Er, Seinen eigenen Sohn in Gleichgestalt des Fleisches der Sünde und für die Sünde sendend, die Sünde im Fleische verurteilte.“ (Kap. 6, 10; 8, 3.) Ich Thor, der ich gar nicht daran

gedacht habe, daß ich dort nach meinem alten Zustande gerichtet worden bin, und daß Gott mich nicht mehr in diesem Zustande vor sich sieht, sondern in Christo, dem Auserstandenen! Ja, Gott sei gepriesen! ich bin jetzt ein Mensch in Christo, für den es keine Verdammnis mehr gibt, dessen Sünden nicht nur vergeben sind, sondern der auch freigemacht ist von dem Gesetz der Sünde und des Todes, und der sich nun, anstatt mit sich selbst, mit Christo beschäftigen und aus Seiner Fülle Gnade um Gnade, Kraft um Kraft nehmen kann. Die Rettung ist nicht etwa zukünftig, nein, sie ist gegenwärtig; nicht erst droben, in einer fernen Zukunft, wenn ich einmal diesen sündigen Leib abgelegt haben werde, nein, heute, während ich noch hienieden walle, ist diese Befreiung mein Teil. **Ich danke Gott** — nicht dafür, daß Er mich retten wird, sondern daß Er mich gerettet hat, — durch Jesum Christum, unseren Herrn. In dem Tode Christi bin ich der alten Natur, die mich so unglücklich und elend gemacht hatte, gestorben, ich bin mit mir selbst völlig und für immer zu Ende gekommen. Die Befreiung ist vollkommen und endgültig.

Wie aber gestaltet sich nun der Weg des Gläubigen? Kann er fortan untätig und sorglos seine Straße ziehen, ohne Kampf, ohne Beschwerde? O nein. Der Kampf dauert fort, so lange der Gläubige in diesem Leibe wallt. Die beiden Naturen bleiben in ihrem Gegensatz zueinander in ihm bestehen, aber die durch Gott bewirkte Befreiung von der Macht und Herrschaft der Sünde bleibt als eine dem Glauben bekannte Tatsache ebenfalls bestehen. Das 8. Kapitel unseres Briefes be-

schreibt sie noch näher und zeigt, wie sie von dem Gläubigen in fortschreitender Erkenntnis und wachsender Kraft erfaßt und verwirklicht wird. An dieser Stelle schließt der Apostel seine Belehrung mit den Worten:

„Also nun diene ich selbst mit dem Sinne Gottes Gesetz, mit dem Fleische aber der Sünde Gesetz.“ (R. 25.) Das Fleisch bleibt Fleisch und kann nicht anders, als der Sünde dienen. Es ist zu nichts Gutem tauglich. Ihm gebührt allein das Todesurteil, und in demselben Maße wie ich es im Tode halte, bezw. wie ich mich der Sünde für gestorben halte, werde ich mit meinem erneuerten Sinne Gottes Gesetz dienen — nicht dem Gesetz vom Sinai, den „zehn Worten“, sondern dem ganzen Willen Gottes, so wie ich ihn jetzt in Christo kenne. Ich bin nunmehr fähig, als ein Befreiter des Herrn Gottes Willen zu tun, indem ich meine Kraft in Ihm suche und finde, der mich befreit hat. Früher völlig kraftlos, ohnmächtig, unter die Sünde verkauft, vermag ich jetzt alles „in Dem, der mich kräftigt“. Die Erkenntnis des Mangels jeglicher Kraft in mir hat mich zu der Quelle aller Kraft in einem Anderen, in Christo, geführt, und hier darf ich täglich, stündlich nehmen was ich bedarf. Statt ernste Vorsätze und gute Entschlüsse zu fassen, die doch nie zur Ausführung kamen, klammere ich mich jetzt an Ihn, und Seine Kraft wird in meiner Schwachheit vollbracht.

Aus dem Gesagten geht ganz von selbst hervor, daß der Weg eines siegreichen Gläubigen nicht der eines gleichgültigen, sorglosen Menschen ist. Im Gegenteil, es ist der Weg eines Menschen, der stets auf

seiner Hut ist, stets wachsam, stets im Gebet, denn er schreitet durch das Reich Satans, durch eine Welt der Sünde, während in ihm selbst die Sünde noch wohnt und stets auf eine Gelegenheit lauert, sein Herz zu betören und seine Füße zu umstricken. In dem Glauben, der die göttliche Wahrheit erfäßt, muß, unter Anwendung allen Fleißes, die Tugend dargereicht werden, jene geistliche Energie, welche die erkannte Wahrheit in die praktische Wirklichkeit umsetzt, sie auslebt. (Vergl. 2. Petr. 1, 5 ff.) Gott sei Dank, daß Seine göttliche Kraft uns alles in betreff des Lebens und der Gottseligkeit gegeben hat, und daß Seine Gnade für alle Erfordernisse genügt! Wie bereits gesagt, der Kampf bleibt, aber er trägt einen anderen Charakter als früher; und während er einst unter Gesetz völlig nutzlos war und nur zu Niederlagen führte, ist er jetzt, unter der Gnade, gesegnet und führt zu Siegen.

Niemand denke, daß der Apostel mit seinen Schlußworten sagen wolle, der regelrechte, gesunde Zustand eines Christen bestehe darin, daß er zu gleicher Zeit mit dem Sinne Gottes Gesetz und mit dem Fleische der Sünde Gesetz diene. Wie wäre das möglich? Das eine schließt ja das andere aus. Ich kann nicht zu gleicher Zeit Gott und der Sünde dienen. Nein, Paulus redet von der Gesinnung der beiden Naturen in uns und von dem unveränderlichen Gegensatz, der zwischen ihnen besteht. Die eine Natur zeigt die Gesinnung und den Herzensvorschlag des erneuerten Menschen: „ich selbst diene mit dem Sinne Gottes Gesetz“; die andere, „mein Fleisch“, offenbart

ebenfalls, was sie ist: „sie dient der Sünde Gesetz“. Das „Ich“ ist jetzt also, wie ein anderer Schreiber so kurz wie schlagend gesagt hat, in der richtigen Stellung; es ist weder unter Gesetz, noch gesetzlos.

Wenn ein Christ sündigt, so tritt er gleichsam aus der Stellung heraus, in welche die Gnade ihn versetzt hat. „Meine Kinder, ich schreibe euch dieses, auf daß ihr nicht sündiget.“ (1. Joh. 2, 1.) Er tut etwas, was seiner neuen Natur und seiner Berufung völlig zuwider ist. Anstatt mit dem erneuerten Sinne Gott zu dienen in der Kraft, die Er darreicht, dient er mit dem Fleische, das noch in ihm ist und dem er aufzuleben erlaubt, der Sünde! Wie ernst und groß ist seine Verantwortlichkeit, nachdem er so viel Gnade empfangen hat!

Gott helfe uns allen, dem lähmenden, zu Boden ziehenden Einfluß des Geistes unserer Tage zu ent-rinnen und, indem wir in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi wachsen, von Kraft zu Kraft zu gehen, von Sieg zu Sieg zu schreiten! Das ist ein herrlicher Weg, auf welchem wir glücklich sind und wo Gott verherrlicht wird, ein Weg aber auch, den Welt-sinn und geistliche Trägheit nimmermehr gehen können.

Ruben und Simeon.

„Alles was zuvor geschrieben ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben.“ (Röm. 15, 4.) Darum reden alle im Worte Gottes beschriebenen Personen, sowohl in ihren Vorzügen als auch in ihren Schwächen und Fehlern, eine eindringliche Sprache zu uns. Wir machen

dieselben Lebenserfahrungen durch wie jene, mögen auch Zeit und Umstände die Art derselben geändert haben. Hier wie dort dasselbe Herz, dieselben Gemütsbewegungen, dieselben oder doch ähnliche Versuchungen. Unser ganzes Leben spiegelt sich in den biblischen Persönlichkeiten wieder, denn „wie im Wasser das Angesicht dem Angesicht entspricht, so das Herz des Menschen dem Menschen“. (Spr. 27, 19.)

So finden wir auch in den zwölf Söhnen Jakobs bzw. in den ihnen entsprossenen Stämmen je eine besondere Eigenart, einen besonderen Charakter und ein bestimmtes Temperament, gerade so wie es bei uns heute der Fall ist.

In Ruben, dem Erstgeborenen, haben wir einen Mann vor uns, der ruhig, überlegend, aber träge und unentschlossen ist, einen Volksstamm, der mit den Überlegungen des Herzens nicht zu Ende kommt und daher nie frisch zur Tat schreitet.

Ganz anders ist Simeon. Er fährt schnell begeistert auf, sucht seine Kraft im Eifer und Ungefüg, seine Macht im feurigen Wort und läßt sich hinreißen zur Leidenschaft und zum Fanatismus.

In beiden finden wir etwas, was den Gläubigen unserer Tage zieren sollte: Besonnenheit und eifriges Wirken; in beiden aber auch Eigenschaften, die nicht löblich sind und auch uns oft zur Untreue verführen, nämlich: Trägheit und fleischlichen Eifer.

Jene Ruhe und Besonnenheit, im Gefühl der Kraft, welche Ruben in erster Linie auszeichnen, gaben ihm in der Welt einen „Vorzug an Hoheit, Vorzug an Macht“, wie es Jakob in seinem Segen auf dem Sterbe-

bett aussprach. (1. Mose 49, 3.) Ruben war auch gutherzig. Er gab seinen Brüdern den Rat, Joseph nicht zu töten, sondern ihn in eine Grube zu werfen, aus welcher er ihn dann erretten und dem alten Vater zurückbringen wollte. (1. Mose 37, 21. 22.) Mit diesen Vorzügen verband sich aber eine große Trägheit, welche ihn — wie sie es so gern tut — zur sinnlichen Lust verführte (1. Mose 35) und seinen Nachkommen den Stempel der Unentschlossenheit aufdrückte. Der Ton der Posaune, welche zur Zeit der Richter das Volk Israel gegen Sisera zusammenrief, drang nicht bis ans Herz des Stammes Ruben. Er beteiligte sich nicht an dem Kampfe für Jehova; von ferne stehend wollte er erst abwarten, wie die Sache auslaufen würde. Diese war ihm zwar nicht gleichgültig, „an den Bächen Rubens waren große Beschlüsse des Herzens und große Beratungen des Herzens“ (Richt. 5, 15. 16), aber dabei ließ er es bewenden. Er kam aus seinen Überlegungen nicht heraus. Er besaß viel Vieh und pflegte in seiner Trägheit lieber der Ruhe zwischen den Hürden, als daß er mit dem Feinde gekämpft hätte; das Blöken der Kinder und die Töne der Hirtenflöte waren seinem Ohr angenehmer, als der Klang der Kriegstrompete. „Warum“, fragt Debora, „bliebest du zwischen den Hürden, das Flöten bei den Herden zu hören?“ (Richt. 5, 16.)

Fragen wir uns, ob nicht auch unser Zeugnis für Christum oft unter einer ähnlichen Charakteranlage leidet. Vielen von uns fehlt es bei allem guten Willen an Entschiedenheit und Fleiß. Wohl sehen wir mit Interesse dem Streite des Volkes Gottes zu, wünschen auch dringend, daß die Sache des Herrn den Sieg da-

vontragen, und daß noch manche Seele für Christum gewonnen werden möge — aber allerlei Überlegungen des Herzens halten uns träge zwischen den Bürden zurück, die unseren irdischen Besitz umschließen, und verhindern uns, in den Reihen treuerer Brüder mitzukämpfen. Anstatt mit Entschiedenheit in selbstlosem, hingebendem Dienst Gott zu verherrlichen, entdecken wir Hindernisse aller Art und finden gern einen bequemeren Weg, auf dem es sich angenehmer wandeln läßt. Das an die Philipper gerichtete Wort, „daß es ihnen in Bezug auf Christum geschenkt worden sei, nicht allein an Ihn zu glauben, sondern auch für Ihn zu leiden“ (Phil. 1, 29), hat wenig Verlockendes für uns, und wir kommen viel leichter dahin, an unsere Bequemlichkeit und an gegenwärtige Vorteile zu denken, als frisch entschlossen auf den Kampfplatz zu eilen. Wir lassen uns gehen und vergessen, daß bei einem solch beschaulichen Christentum alle Tatkraft verkümmert.

Eilen, eilends handeln ist einer der Hauptcharakterzüge des Glaubens.

Als Abraham bei den Terebinthen Mamres von Jehova besucht wurde, da „eilte er ins Zelt zu Sara und sprach: Nimm schnell drei Maß Feinmehl, knete und mache Kuchen! Und Abraham lief zu den Kindern und nahm ein Kalb, zart und gut, und gab es dem Knaben; und der beeilte sich, es zuzubereiten.“ (1. Mose 18, 6. 7.)

„Die Hirten kamen eilends und fanden sowohl Maria als Joseph, und das Kind in der Krippe liegend.“ (Luk. 2, 16.)

„Und Zachäus stieg eilends hernieder und nahm Jesus auf mit Freuden.“ (Luk. 19, 6.)

„Martha rief ihre Schwester Maria heimlich und sagte: Der Lehrer ist da und ruft dich. Als jene es hörte, steht sie schnell auf und geht zu Ihm.“ (Joh. 11, 28. 29.)

„Der Engel sprach zu den Weibern: Gehet eilends hin und saget den Jüngern, daß Jesus von den Toten auferstanden ist.“ (Matth. 28, 7.)

„Die Zeit ist gedrängt“ (1. Kor. 7, 29), gedrängt für die Heiligen, um zu wirken, gedrängt für den Sünder, um errettet zu werden. Machen wir uns deshalb auf! Schütteln wir unsere Trägheit ab! Es ist wirklich nicht an der Zeit, müßig zu stehen. Mit stillem, stetem Schritt kommt die Ewigkeit immer näher. Der Herr ist nahe! Die Zeit unseres Wirkens ist bald vorbei. Rund um uns her gehen Tausende von Seelen dem Verderben entgegen. Darum: „Am Morgen säe deinen Samen, und des Abends ziehe deine Hand nicht ab (d. h. laß nicht ab, fahre unermüdet fort), denn du weißt nicht, welches gedeihen wird: ob dieses oder jenes, oder ob beides zugleich gut gehen wird.“ (Pred. 11, 6.)

Ja, die Zeit ist gedrängt. Daß doch . . . „die Weinenden seien als nicht Weinende, und die sich Freuenden als sich nicht Freuende, und die Kaufenden als nicht Besizende und die der Welt Gebrauchenden als ihrer nicht als Eigentum Gebrauchende“! (1. Kor. 7, 30. 31.) Laßt uns mit frischem Eifer uns gürteln zum Dienste Christi! Noch ist es nicht zu spät für eine wahre Hingabe. Wohl ist Sein Kommen nahe, aber noch ist es Zeit, als wachende und wartende Knechte

dazustehen. Noch können wir die Zeit auslaufen in Bezug auf unsere Gedanken, auf unsere Unterhaltungen und auf unser Wirken.

Wir verschwenden Zeit (abgesehen von anderen üblen Folgen), wenn wir unsere Gedanken nicht im Zaume halten, sie nicht „unter den Gehorsam des Christus gefangen nehmen“ und die eitlen, umherschweifenden nicht aus der Seele bannen. Denn das Bekennen des Herrn Jesu geschieht nicht allein durch Worte und Handlungen, sondern auch durch unseren ganzen Zustand, durch das was zunächst nur Gottes Auge sieht und Sein Ohr hört. Ist unser Gedankenleben durch die Erkenntnis Christi geheiligt, dann legt unser ganzes Leben und Wesen Zeugnis davon ab, daß wir „in Ihm gelehrt worden sind, wie die Wahrheit in dem Jesus ist“. (Eph. 4, 21.)

Zeitverschwendung ist es, wenn unser Wort nicht allezeit in Gnade, mit Salz gewürzt ist (Kol. 4, 6), und so „den Hörenden nicht Gnade dargereicht wird“. (Eph. 4, 29.) Da heißt es besonders wachsam sein, weil wir wissen, daß Satan, wenn Christen zusammenkommen, nur zu gern sich einfindet (vergl. Hiob 1, 6), um sie auf müßige Gespräche zu bringen und zu eitlen Worten zu verleiten, wodurch nur die Zeit totgeschlagen wird.

Und wie mancher Christ kauft seine Zeit nicht aus, wenn es sich um seine Tätigkeit handelt! Er ist beschäftigt von früh bis spät, aber nicht für den Herrn und Seine Sache. Ja, mancher, der die ganze Woche für sich und sein Geschäft lebt, macht nur am Sonntag einen schwachen Versuch, etwas für den Herrn zu tun.

Wahrlich, so sollte es nicht sein! Wir alle sollten mehr Gebrauch machen von der Gnade und Erkenntnis, die Gott uns gegeben hat, und die gedrängte Zeit, in welcher wir getreu und fleißig mit unseren Talenten handeln sollten, nicht nutzlos vertändeln. Es sieht mit unserem Christentum nicht gut aus, wenn es nicht das Gepräge der Eile, der gedrängten Zeit hat.

„An dem Acker eines faulen Mannes kam ich vorüber“, heißt es in Sprüche 24, „und an dem Weinberge eines unverständigen Menschen. Und siehe, er war ganz mit Disteln überwachsen, seine Fläche war mit Brennesseln bedeckt und seine steinerne Mauer eingerissen . . . Ich sah es, empfang Unterweisung: Ein wenig Schlaf, ein wenig Schlummer, ein wenig Händefalten, um auszuruhen — und deine Armut kommt herangeschritten, und deine Not wie ein gewappneter Mann.“

So erscheinen Disteln, dieses Zeichen des Mißfallens Gottes, statt „Sprossen Seiner Pflanzungen zu Seiner Verherrlichung“ (Jes. 60, 21), und Brennesseln statt fruchttragender Sträucher. Die steinerne Mauer der Absonderung, die einst so fest und entschieden dastand, ist abgebröckelt, eingerissen, so daß jede unheilige Verbindung Eingang finden kann. Und geht der Gläubige lange in einem Zustande der Trägheit, des Schlummerns und Händefaltens dahin, so kommt die Armut herangeschritten wie ein gewappneter Mann, und Magerkeit erfüllt seine Seele. Wie viele, nie wiederkehrende Gelegenheiten, von dem Herrn zu zeugen und Ihn zu verherrlichen, läßt auch der Träge unbenutzt vorübergehen! Wie wenig beachtet er die Mahnung des Predi-

gers: „Alles was du zu tun vermagst mit deiner Kraft, das tue!“ (Pred. 9, 10.)

Laßt uns auf diese Mahnung achten und treu die gelegene Zeit auslaufen, damit wir unserer vierfachen Verantwortlichkeit: gegen Gott, gegen Seine Kinder, gegen unsere Mitmenschen und gegen die eigene Seele, entsprechen! Alles aber geschehe in der uns von Gott geschenkten Kraft, nicht im Eigenwillen, auch nicht bloß bei uns passenden Anlässen, sondern bei den von Gott herbeigeführten Gelegenheiten! Es kommt vor, daß man in dem Wunsche, von der Ruben'schen Trägheit befreit zu werden, in den Fehler Simeons fällt.

Während Ruben schwerfällig, langsam, unentschlossen ist und alle Mühseligkeiten gern meidet, ist Simeon ungestüm, eigenwillig, stürmisch. Leidenschaft und ungebrochener Wille beherrschen ihn. Jakob nennt Simeon ein Werkzeug der Gewalttat; er verflucht seinen Zorn, der gewalttätig, seinen Grimm, der grausam war. (1. Mose 49, 7.)

Simeon empfindet tief die Schmach, die seiner Familie in Sichem angetan war. Und nun will er dagegen angehen und vermischt Glauben mit heftigem Zorn. Als seine Schwester Dina den Lohn ihrer Untreue empfangen hat, zieht Simeon sein Schwert, und seine Lust ist: Morden.

Während Ruben mit den Überlegungen seines Herzens nicht zu Ende kommt, liegt Simeons Stärke in seiner schnellen Entschlossenheit, in seinem ungebundenen Eifer, in seiner feurigen, leidenschaftlichen Rede. In den Zeiten der Reformation finden wir

manche Simeons unter den damaligen Christen. Welch gewalttätiger Zorn, Welch grausamer Grimm kam zu jener Zeit hie und da zum Ausbruch — und alles angeblich zur Ehre Gottes! Eine solche Natur muß gefesselt werden, wenn aus dem Dienst für den Herrn etwas herauskommen soll, und so dürfen wir vielleicht ein Vorbild in dem Umstand erblicken, daß „Joseph den Simeon aus ihrer Mitte nahm und ihn band vor ihren Augen“. (1. Mose 42, 24.) Feuereifer ist gut, aber er muß erst zu heiliger Blut geläutert werden. Sobald der Herr uns Gelegenheit gibt, uns auffordert, etwas für Ihn zu tun, so heißt die Losung: Eilet! Seid eifrig! Die Zeit ist gedrängt! Im Blick auf uns selbst aber bedürfen wir stets der Mahnung, besonnen zu sein und von Ihm zu lernen, der sanftmütig und von Herzen demütig, still und gelassen Seinen Weg durch diese Welt ging. „Wer glaubt, wird nicht ängstlich eilen“, (Jes. 28, 16) ist ein Wort, das auch hierher gehört.

Als die Samariter den Herrn Jesum nicht in ihrem Dorfe aufnehmen wollten, „weil Sein Angesicht nach Jerusalem hin gerichtet war“, da erfasste die Jünger ein heftiger Eifer wegen dieses ihrem Herrn zugefügten Unrechts, und sie hätten sie gern mit Feuer vom Himmel vernichtet. Der Herr „aber strafte sie und sprach: Ihr wisset nicht, weß Geistes ihr seid“. (Luk. 9, 55.) Er nahm den Schimpf geduldig auf sich und ging ruhig nach einem andern Dorfe.

Auch Paulus zeigt uns, daß nicht Feuereifer, nicht die Ausübung der Autorität Seelen gewinnen läßt, sondern vielmehr ein heiliges, Christo ähnliches Ausharren. Wenn er die Korinther in 2. Kor. 6 und 12 auf die Zeichen seines Dienstes und Apostelamtes aufmerksam macht, so weist er in erster Linie nicht auf die Ergebnisse seines Dienstes hin, sondern auf den geduldigen Geist, auf das Ausharren, mit welchem er sich bemüht hatte, ihre weltlichen

Herzen zum Fuß des Kreuzes zu bringen. Ferner ermahnt er uns, „in Sanftmut die Widersacher zurechtzuweisen“ (2. Tim. 2, 25), „die Wahrheit in Liebe festzuhalten“. (Eph. 4, 15.) Eigenwillige Tätigkeit, natürlicher Eifer sind nur hinderlich. In solchem Eifer war Paulus einst ein Verfolger der Versammlung (Phil. 3, 6), ein Eiferer für das Gesetz (Apostg. 21, 20) und für die väterlichen Überlieferungen (Gal. 1, 14) gewesen. So kann man auch in unseren Tagen mit Eifer für die Kirche, für den Glauben erfüllt sein, ohne daß Gott irgendwelchen Anteil daran hat. Nicht den Eifer eines Simeon müssen wir zum Dienst mitbringen, sondern den Geist des sanften, andauernden Eifers eines Paulus, der im Blick auf seinen Dienst in Ephesus sagen konnte: „Gedenket, daß ich drei Jahre lang Nacht und Tag nicht aufgehört habe, einen jeden mit Tränen zu ermahnen“. (Apostg. 20, 31.)

Dieses stille Wachen über die Seelen, dieses ruhige Abwarten des Segens unseres Herrn mögen wir uns auch vor Augen stellen, wenn wir der Welt die frohe Botschaft verkünden. Wie sind wir doch so geneigt, nach augenblicklichen, handgreiflichen Erfolgen zu trachten, ein schnelles Zeitmaß in dem Einsammeln der Ernte herbeizuführen, Zahlen und in die Augen fallende Eroberungen zu sehen! Der Glaube an die stillwirkende Macht des Wortes Gottes geht da vielfach verloren, obschon dieses Wort die Verheißung hat, nicht leer zurückzukommen. Durch Feuer der Rede, durch menschliche Zutaten sucht man nachzuhelfen, und vergißt, daß Gott des Menschen, wenn er auch noch so hervorragend rednerisch befähigt ist, gar nicht bedarf, daß Er durch die arme, kleine Sklavin des Syrers Naaman Seine Gnadenabsichten gerade so gut zur Ausführung bringen konnte, wie durch die hervorragendsten Apostel.

Der Herr schenke uns Gnade, daß wir mit Fleiß jede Gelegenheit austausen, den Menschen Buße und

Vergebung zu predigen, daß wir aber als Seine Jünger beachten, was von Ihm selbst geschrieben steht: „Er wird nicht streiten noch schreien, noch wird jemand Seine Stimme auf den Straßen hören; ein geknicktes Rohr wird Er nicht zerbrechen, und einen glimmenden Docht wird Er nicht auslöschten.“ (Matth. 12, 19. 20.) Wir werden dann eifrig, in Geduld säen, werden nicht Früchte vor dem Blühen erwarten, auch nicht denken, daß jede Blüte Frucht bringen werde. Wir werden alles mit Eifer und von Herzen tun und uns doch immer dabei sagen, daß alles hätte besser von uns getan werden können, mit mehr Eifer, mit mehr Demut, mit mehr Selbstverleugnung.

Wir alle werden uns das sagen müssen, gleichviel ob wir von Natur den Charakter Rubens oder Simeons haben. Unser Charakter war ja meist schon gebildet, ehe wir von Gott lebendig gemacht wurden. Die Stunde der Bekehrung fand uns schon in einer bestimmten, mehr oder weniger ausgeprägten Gemütsart, welche wir von Natur, durch Erziehung und durch die Einflüsse unserer Umgebung besaßen; und es ist eine ernste Sache, daß wir sie, nachdem wir aus dem Geiste geboren sind, mit uns tragen bis ans Ende. „Die Kreter sind immer Lügner.“ (Tit. 1, 12.) Vielleicht klebt uns dauernd etwas von dem Charakter der Kreter an, vielleicht ähneln wir dem Ruben oder dem Simeon oder wer es nun sei. Jedenfalls ist es unsere ernste Pflicht, diese natürliche Anlage zu überwachen und, wo es nötig ist, ernst zu verurteilen, damit wir gesund seien im Glauben. (Tit. 1, 13.) Laßt uns auch, welchen Charakter wir nun tragen mögen, den eines Ruben oder den eines Simeon, nicht versäumen, allezeit heilige Hände aufzuheben, ohne Born (eines Simeon) und ohne zweifelnde Überlegung (eines Ruben)!

„Mache dir zwei Trompeten von Silber.“

(4. Mose 10, 1–10.)

Das Volk Israel hatte auf seiner Reise durch die Wüste eine unfehlbare Leitung, einen Führer, der nie versagte. Dieser Führer war die Wolke, die Wohnstätte Jehovas, die am Tage wie eine Decke über ihnen ausgebreitet war und des Nachts die Finsternis erleuchtete. Vom Schilfmeer an für sie tätig, lagerte sie sich, sobald die Stiftshütte vollendet war, auf diese. „An dem Tage, da die Wohnung aufgerichtet wurde, bedeckte die Wolke die Wohnung des Zeltes des Zeugnisses . . . Die Wolke bedeckte sie, und des Nachts war es wie das Ansehen eines Feuers.“ (4. Mose 9, 15. 16.) So war es beständig, und so lange die Wolke über dem Zelte lagerte, blieben die Kinder Israel an dem Ort, wo sie waren; sobald sie sich erhob, brachen sie auf. „Nach dem Befehl Jehovas lagerten sie sich, und nach dem Befehl Jehovas brachen sie auf.“ (B. 20.)

In ähnlicher Weise wird auch heute das Volk Gottes geleitet; allerdings nicht durch einen sichtbaren Führer — alles was bei Israel sichtbar, körperhaft war, ist für uns heute unsichtbar, geistlich — aber deshalb nicht weniger wirklich. Unser Führer ist der Heilige Geist, der uns gegeben ist, damit Er bei uns sei in Ewigkeit, unsere Schritte lenke und uns

sicher ans Ziel führe. Wir sind Kinder, Söhne Gottes, und werden als solche durch Gottes Geist geleitet. (Röm. 8, 14.) Freilich bedarf es eines einfältigen Auges, um die Weisungen des Geistes zu erkennen, und eines willenlosen Gehorsams, um diesen Weisungen zu folgen; aber wo diese beiden Eigenschaften vorhanden sind, wird sich ein Gläubiger nie über Mangel an Leitung zu beklagen haben.

Neben der Wolke, die das Ziehen und Lagern des Volkes bestimmte, gab es aber für Israel noch eine andere göttliche Vorsorge, die ihr Verhalten im Lager oder später im Lande, in Tagen der Ruhe und in Zeiten der Bedrängnis, regelte. Das waren die beiden silbernen Trompeten, die von den Priestern, welche sich stets in der unmittelbaren Nähe Gottes aufhielten, geblasen werden mußten. Naturgemäß bemerkten die Priester die Bewegungen der Wolke zuerst, und sie mußten, sobald diese sich erhob, das Volk durch zweimaliges Lärmblasen zum Aufbruch auffordern. Beim ersten Male mußten die Lager aufbrechen, welche gegen Osten lagerten, beim zweiten Male die, welche gegen Süden lagerten. Der Abbruch der Stiftshütte erfolgte zu gleicher Zeit, und nachher der Aufbruch der übrigen Lager, in der von Gott befohlenen Reihenfolge.

Alles vollzog sich in musterhafter Ordnung, den Geboten Gottes entsprechend. Keiner aus dem Volke hatte für sich zu wählen, keiner irgendwelche Sonderbestimmungen zu treffen, der Ton der Trompeten regelte alles.

Erinnert uns dies nicht mit Macht an die Vorsorge, die Gott heute für uns getroffen hat, an das

Zeugnis, das Er in der Gegenwart aufgerichtet hat, damit es uns leite und das Licht für unsere Füße sei, an Sein teures, untrügliches Wort? An das Wort, das durch die Kraft des Heiligen Geistes auf unsere Herzen und Gewissen wirkt, und das durch Werkzeuge, die Er zubereitet, durch Männer, die Gott nahe und von Ihm dazu begabt sind, uns vermittelt und deutlich gemacht wird?

Wenn das aber so ist, dann gewinnt alles, was mit dem Bilde in Verbindung steht, Wert und Bedeutung. Bemerkenswert ist da zunächst die Zahl, der Stoff und die Arbeit der Trompeten. Es mußten zwei Trompeten sein, denn jedes Zeugnis soll wenigstens aus zweier Mund bestätigt werden. Bei jeder Berufung des Volkes und jedem Zeugnis von allgemeiner Bedeutung mußten beide Trompeten benutzt werden, nur bei der Berufung der Fürsten des Volkes zu Mose eine. — Der Stoff war Silber, das bekannte Bild der Sühnung, des Lösegeldes. Jeder männliche Israelit, der zu den Gemusterten übergang, mußte als „Sühne seiner Seele“ einen halben Sichel Silber geben, und das so gesammelte Sühngeld mußte für die Arbeit des Zeltes der Zusammenkunft verwandt werden. (2. Mose 30, 11—16; vergl. Kap. 38, 25 ff.) Wie anders hätte Israel das göttliche Zeugnis vernehmen und befolgen können, als auf Grund der geschehenen Sühnung? — Was schließlich die Arbeit betrifft, so wurde zu Mose gesagt: „in getriebener Arbeit sollst du sie machen“, in einer Weise also, die Bestand, Sicherheit vor Verletzungen und Unveränderlichkeit des Tones verbürgte.

Weiter mußten die Trompeten verschiedenartig gehandhabt werden: zu gewissen Zeiten sollten die Priester nur in sie stoßen, bei anderen Gelegenheiten mußten sie Lärm blasen. Die Zeiten und Gelegenheiten sind eben verschieden, und jenachdem ist ein gelinderes oder ein lautes, durchbringendes Zeugnis nötig. Wenn die Häupter der Tausende Israels sich zu Mose versammeln sollten, wurde, wie bereits bemerkt, nur in eine Trompete gestoßen; sollte aber die ganze Gemeinde zusammengerufen werden, so mußten beide erklingen. „An euren Freudentagen und an euren Festen und an euren Neumonden, da sollt ihr in die Trompeten stoßen bei euren Brandopfern und bei euren Friedensopfern; und sie sollen euch zum Gedächtnis sein vor eurem Gott.“ (B. 10.)

Mit welcher Freude wird der treue Israelit den Ton der Trompeten vernommen haben, der ihn zur Sammlung um Gott rief, sei es um Sein Wort aus dem Munde der Priester zu vernehmen, oder um an den Freudenfesten Ihm die gebotenen Opfer darzubringen! Mit welcher lieblichem Klang werden die Trompetenstöße im Jubeljahre an das Ohr des verarmten Israeliten gedrungen sein, der sich seinem reicheren Bruder hatte verkaufen müssen — denn nun war seine Not vorbei, er kam wieder zu den Seinigen, und alle Knechtschaft hatte ein Ende! (Vergl. 3. Mose 25, 8 ff.) Wie eifrig werden, wenn es gut stand in Israel, alle zusammengeströmt sein, um als ein Volk, das Volk Gottes, vor Seinem Angesicht zu erscheinen!

Sind auch wir in den Tagen der Ruhe und des Friedens, die hinter uns liegen, mit gleicher Freudig-

keit und Willigkeit dem Tone der silbernen Trompeten gefolgt? Hat sich überall die ganze Gemeinde wie ein Mann versammelt, nur das Eine begehrend, auf Gottes Gebot zu lauschen und Ihm die Opfer des Lobes, die „Brandopfer und Friedensopfer“, darzubringen? Ach! hat nicht statt dessen viel Uneinigkeit, Hader und Streit geherrscht? Sah es nicht so aus, als wollten die Trennungen zwischen den verschiedenen Häuflein der Gläubigen nur immer zahlreicher, die Entfernungen und Entfremdungen nur immer größer werden? Hat es nicht außerdem zwischen vielen einzelnen Gläubigen, in Versammlungen und Familien, Uneinigkeiten und Verstimmungen gegeben, die trotz aller Bemühungen brüderlicher Liebe nicht zu entfernen, nicht beizulegen waren? O wie hart und stolz war da oft das Herz, wie fest geschlossen der Mund, wenn es galt, dem Bruder, der Schwester entgegen zu kommen, oder in Demut zu sagen: „Ich habe gefehlt; vergib mir!“

Doch wir sind mit unseren Fragen noch nicht fertig. Haben sich nicht, wie einst bei Israel oder später in Korinth, Ungerechtigkeit und Übervorteilung in mancherlei Formen gezeigt, während andererseits über viel Untreue, Mangel an Gewissenhaftigkeit und treuem Fleiß Klage geführt werden mußte? Sind nicht mit der wachsenden Wohlhabenheit wieder Gepflogenheiten eingezogen, die man für immer hinweggetan gewähnt hatte? „Umhängen von Gold und Anziehen von Kleidern“, wovon der Apostel Petrus die Schwestern so ernstlich warnt, haben wieder Eingang in die Mitte der Gläubigen gefunden. Was unsere alten, heute meist heimgegangenen Geschwister vor Jahrzeh-

ten in Treue und Hingebung abgelegt hatten, ist wieder hervorgesucht worden, zuweilen in einer Weise, daß man sich zu der Frage versucht fühlte: Hast du wirklich ein Kind Gottes, einen Jünger, eine Jüngerin Jesu vor dir? Selbstverleugnung, Fremdlingschaft, himmlische Gesinnung u. s. w. sind bei vielen Worte geworden, die sie nur dem Klange nach kennen, und die uns allen so natürliche Neigung zur Bequemlichkeit, zu Luxus und Wohlleben hat vielfach eine wahrhaft bedrückende Gestalt angenommen. Hier und da, besonders bei jüngeren Geschwistern unter uns, haben sich Zustände herausgebildet, die zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß gaben. Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit in Wort und Wesen waren an der Tagesordnung.

Manche Gläubige haben das seit langer Zeit gefühlt und es vor den Herrn gebracht, haben auch dagegen gezeugt. Aber hatten die Trompeten nicht mehr denselben klaren Ton wie früher? wurde nicht mehr mit der Kraft und Frische hineingestoßen, wie in vergangenen Tagen? Gewiß, die Schuld liegt nicht nur auf einer Seite, sie ist gemeinsam. Unser aller ist „die Beschämung des Angesichts“, und der heilige Gott, der alles gesehen, von allem Kenntnis genommen, der auch das Seufzen und Flehen mancher Seiner Knechte und Mägde gehört hat, ist mit gewaltiger Hand dazwischengefahren und hat uns in eine Bedrängnis gebracht, wie keiner von uns sie je erlebt hat, wie wir sie selbst in unseren ernstesten Befürchtungen kaum für möglich gehalten hätten. Er hat in einer Weise an Herzen und Gewissen gepocht, daß selbst die im untersten Schiffsraum in tiefen Schlaf gesun-

lenen Schläfer (Jona 1, 5) aufgewacht sind, ja, daß durch unser ganzes Volk und Land ein Beben gegangen ist, vor dem die frechsten Spötter verstummt und manche ungläubige Lippe erblässhend flüsterte: „Es gibt doch einen Gott!“

So liegen die Dinge. Was sollen wir tun? Sollen wir verzagend niedersinken? Sollen wir verzweifeln? „Hat Gott vergessen, gnädig zu sein? Hat Er im Zorn verschlossen Seine Erbarmungen?“ (Ps. 77, 9.) Nein, Sein Name sei dafür gepriesen! Seine Güte ist noch nicht zu Ende, die Reichtümer Seiner Barmherzigkeit sind noch nicht erschöpft. Er ist „reich an Vergebung“, und wie Er kein Gefallen hat am Tode des Gesetzlosen, sondern daran, daß er umkehre und lebe, so ist auch Sein Inneres mit Erbarmen bewegt gegenüber Seinem irrenden, aber umkehrenden Volke. Er zieht wohl tiefe Furchen, aber Er pflügt Sein Ackerland nicht den ganzen Tag, Er zermalmt nicht das Korn, noch brischt Er es unaufhörlich. „Er ist wunderbar in Seinem Rat und groß an Verstand.“ (Jes. 28, 23—29.)

Darum wollen wir nicht mutlos werden. Was aber liegt uns ob zu tun? Dasselbe, was in Joel 2, 1 dem Volke Israel zugerufen wird: „Stoßet in die Posaunen auf Zion, und blaset Lärm auf meinem heiligen Berge!“ Schon hat unter der gnädigen Leitung Gottes das Lärmblasen begonnen, entsprechend dem Worte: „Und wenn ihr in eurem Lande in den Streit ziehet wider den Bedränger, der euch bedrängt, so sollt ihr mit den Trompeten Lärm blasen;

und es wird euer gedacht werden vor Jehova, eurem Gott". (4. Mose 10, 9.) An vielen, vielen Orten unseres irdischen Vaterlandes sind die Gläubigen zusammengeströmt, nicht einmal und nicht zweimal, nein viele Male, Abend für Abend, um das Wort zu lesen und im Anschluß daran niederzusenken und in anhaltendem Gebet zu Gott zu rufen. Bekenntnisse über persönliche und gemeinsame Schuld sind laut geworden, und mancher Mund hat sich geöffnet, der früher selten oder nie in der Versammlung der Gläubigen sich aufthat. Die Bänke, die so oft gähnende Lücken aufwiesen, waren allabendlich dicht besetzt, und sicher ist auch das Gebetskammerlein, das für manche ein fremder, unbekannter Ort geworden war, wieder mehr aufgesucht worden. Das Wort hat wieder einen ganz anderen Klang bekommen, es ist, wie wenn ihm mit einemmal eine ganz neue Kraft und Bedeutung eingehaucht worden wäre. Freilich, das Wort hat sich nicht verändert, der Wechsel hat sich in den Ohren und Herzen der Hörenden und Lesenden vollzogen. Aber er ist da und wird empfunden.

Und diese tiefe Bewegung hält an. Der Gott aller Gnade läßt die äußeren Umstände, die Einberufung so vieler Gatten und Väter, so vieler Söhne und Brüder, den Stillstand in Handel und Wandel, den schweren Druck, der auf aller Herzen liegt, die Sorge ums tägliche Brot, um die Zukunft, oder auch um teure Angehörige in Feindesland — Gott läßt alle diese Dinge und so vieles andere mitwirken, um die ernstesten Eindrücke zu vertiefen, die Gewissen aufzuwecken und die Herzen empfänglich zu erhalten für Sein Wort und die Wir-

kungen Seines Geistes. Ja, mehr noch, Er hat viele, viele Seelen in den letzten Tagen und Wochen errettet, besonders viele Söhne gläubiger Eltern, deren Herzen bis dahin unempfänglich geblieben waren, oder die es immer wieder aufgeschoben hatten, ihr Heil zu suchen. O Er hat unser Flehen wunderbar erhört und unser gedacht in unserer Bedrängnis. Er hat gehört, noch ehe wir riefen, noch ehe uns der ganze Ernst der Sachlage zum Bewußtsein gekommen war. Fürwahr, Er ist reich an Barmherzigkeit und zum Vergeben bereit. Dafür wollen wir Ihm danken, anhaltend und innig. Aber wir wollen Ihn auch bitten, daß der Zweck Seiner ernststen Wege mit uns und im weiteren Sinne mit unserem Volke erreicht werde; daß wir wieder mehr Seiner Heiligkeit theilhaftig werden, indem die friedsame Frucht der Gerechtigkeit sich als Ergebnis der Züchtigung bei uns findet, und daß unser Volk zu Gott und Seinem Worte umkehre, und vielen unserer Volksgenossen die schwere Drangsal zum ewigen Heil ausschlage. Ja, wir wollen Ihn bitten, daß auch für die Länder unserer Gegner aus der furchtbaren zeitlichen Heimsuchung, die über sie zu kommen scheint, eine reiche Segensernte für die Ewigkeit hervorgehen möge.

„Und wenn ihr in eurem Lande in den Streit ziehet wider den Bedränger, der euch bedrängt, so sollt ihr mit den Trompeten Lärm blasen; und es wird euer gedacht werden vor Jehova, eurem Gott, und ihr werdet gerettet werden von euren Feinden.“ (4. Mose 10, 9.) Das Wort berichtet uns von einem besonderen

Fall aus der Geschichte Israels, wo diese Anordnung pünktlich vollzogen wurde zum Segen des Königs und zum Heile seines Volkes. Ich bitte den freundlichen Leser, seine Bibel zur Hand zu nehmen und das 13. Kapitel des 2. Buches der Chronika zu lesen. Es berichtet von einem Kriege zwischen Juda und Israel kurz nach der Teilung des Reiches in diese beiden Bruchstücke. Jerobeam, der König von Israel, der Erbauer der beiden goldenen Kälber in Bethel und Dan, der Verächter Jehovas und des Tempels zu Jerusalem, tritt Abija, dem Könige von Juda, mit weit überlegenen Streitkräften entgegen. Abija erinnert Jerobeam daran, daß er sich von Jehova abgewandt habe und den Nicht-Göttern diene, während auf seiner Seite die Priester Jehovas seien und der ganze von Gott geordnete priesterliche Dienst. Er schließt mit den Worten: „Und siehe, Gott ist mit uns an unserer Spitze und seine Priester, und die Lärmtrompeten, um Lärm zu blasen wider euch. Kinder Israels! streitet nicht wider Jehova, den Gott eurer Väter; denn es wird euch nicht gelingen!“ (2. Chron. 12.)

Aber Jerobeam hörte nicht auf diese Vorstellungen, sondern teilte seine Heeresmacht in zwei Haufen und brachte Juda durch eine Umgehung zwischen zwei Feuer. Die Lage Judas war überaus ernst; „sie hatten den Streit von vorn und hinten. Da schriegen sie zu Jehova, und die Priester bliesen mit den Trompeten, und die Männer von Juda erhoben ein Kriegsgeschrei . . . Da schlug Gott Jerobeam und ganz Israel vor Abija und Juda . . . und Gott gab sie in ihre Hand.“ (2. Chron. 13—16.)

Es ist nicht nötig, darauf aufmerksam zu machen, daß Israel das Eigentumsvolk Gottes war und Jehova sein Bundsgott, was heute von keinem Volke der Erde gesagt werden kann. Aber grundsätzlich wird es immer wahr bleiben, daß ein Volk, welches sich auf Gott stützt, und dessen König seine Kniee vor Ihm beugt, das also, um in der Sprache des Vorbildes zu reden, die Lärmtrompeten bläst, auf Gottes Hilfe rechnen darf. Und wie Gott zu helfen vermag, das haben die letzten Wochen wieder einmal gezeigt. Er ist ein Gott, „der Wunder tut, Er allein. Gepriesen sei Sein herrlicher Name in Ewigkeit!“ (Ps. 72, 18. 19.)

Betrachtungen über das Buch Esther.

(Fortsetzung.)

Inmitten dieser Umstände, in diesem kalten Nebel, der die Gefangenen einhüllt, wacht — und das ist der hervortretende Charakterzug des Buches Esther — eine verborgene Vorsehung über sie. Der ganze Bericht ist ein Beweis davon; bei der Behandlung der Einzelheiten werden wir immer wieder Gelegenheit finden, diese Bemerkung zu machen. Das kommt daher, weil Gott treu ist, und weil Er, wenn Er auch gezwungen sein mag, Sein Angesicht zu verbergen, doch nie sich selbst verleugnen kann. Seine Verheißungen sind unbereubar, und mag Er sie zuweilen auch mit ganzlichem Stillschweigen übergehen, so gedenkt Er ihrer doch durchaus.

Wir können die Vorsehung Gottes unter zwei Gesichtspunkten betrachten. Zunächst haben die Men-

sehen täglich die öffentliche Darstellung, die unbestreitbare Offenbarung dieser Vorsehung, vor Augen, wie der Apostel sagt: „Gott hat sich nicht unbezeugt gelassen, indem Er Gutes that und euch vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gab, eure Herzen mit Speise und Fröhlichkeit erfüllend“. (Apostelgesch. 14, 17.) Der zweite Gesichtspunkt ist der einer in ihren Wegen und ihrem Zweck verborgenen Vorsehung, so daß die Menschen sie erst durch das schließliche Ergebnis erkennen können. So wurde auch ein Mose — und solcher Beispiele gibt es viele — durch die Wege der Vorsehung aus dem Wasser gerettet und in derselben Weise an den Hof des Pharao gebracht, um dann der Retter des Volkes zu werden. Diesem zweiten Charakter der Vorsehung werden wir im Buche Esther fortwährend begegnen. Obwohl sie verborgen bleibt, leitet sie doch die Ereignisse; aber nur der Glaube weiß, daß sie am Werk ist, und rechnet auf sie. Darum ist auch Glaube nötig, um dieses Buch zu verstehen. Wir finden in ihm, um es kurz auszudrücken, die geheime Vorsehung, die inmitten der schrecklichsten Gefahren handelt, (welche das Volk unter dem Zorn der Regierung Gottes bestürmen können) um ihm durch die Rache an ihren Feinden Ruhe zu geben und so das Friedensreich einzuführen.

Es gibt noch ein anderes wichtiges Kennzeichen des Buches Esther, das wir hervorheben müssen. Einer der wunderbarsten Züge des Alten Testaments — und wir denken hier nicht nur an die prophetischen Schriften, sondern auch an das Gesetz, die geschichtlichen Bücher und alle übrigen Schriften — besteht darin,

daß es entweder sittliche Grundsätze vorstellt, die zu allen Zeiten gültig sind und über den Zeitabschnitt, in welchem sie aufgestellt wurden, weit hinausgehen, oder aber, daß es kommende Ereignisse und zukünftige Personen vorher zeichnet. Die Sache, von der wir reden, mag, den verschiedenen Schriften entsprechend, nicht immer in gleicher Stärke hervortreten, aber da ist sie beständig. Selbst wenn Gott sich verbirgt, wie im Buche Esther, fühlt man, daß Er die handelnden Personen auswählt, und man erkennt hinter der Szene den Meister, der in geheimnisvoller Weise das Vorbild der kommenden Ereignisse oder Persönlichkeiten zubereitet. Für diejenigen, welche das Wort Gottes mit Gebet zu erforschen suchen, ist die Tatsache, daß wir sogar in einem Buche wie das Buch Esther Vorbilder finden, von großer Wichtigkeit. Die ganze Erzählung macht auf unseren Geist einen vertrauten Eindruck. Dieses Ereignis und jene Person leiten unsere Gedanken auf zukünftige, oft betrachtete Dinge. Die Ereignisse schlingen sich ineinander, die Personen treten auf oder verbinden sich auf charakteristische Weise. Hier ist es eine Anspielung, dort ein dem oberflächlichen Leser gleichgültiger Name, die mit einem Schlage einen unerwarteten Wert gewinnen, wie von einem plötzlichen Licht übergossen erscheinen. Und es gehört nicht zu den kleinsten Schönheiten des göttlichen Buches, uns einen Gedanken entdecken zu lassen, der wie ein unterirdisches Wasser still dahinfließt, der Allgemeinheit unbekannt, die über die Oberfläche hinschreitet, ohne eine Ahnung von seinem Dasein zu haben, bis ihm der Geist Gottes einen Ausfluß gibt und es auf einmal, gleich einem arte-

fischen Brunnen, vor den Augen derer hervorsprudelt, die vorher sein Vorhandensein bestritten.

So ist es auch mit dem Buche Esther. So lange man bei der Oberfläche stehen bleibt, scheint es kaum etwas weniger Erbauliches zu geben, als diese Geschichte. Aus diesem Grunde haben manche Ausleger Gedanken hineingeschoben, die für andere Gelegenheiten sehr nützlich sein mögen, die aber nicht in dem Buche enthalten sind. Andere möchten sich versucht fühlen, ihm die Bücher Esra und Nehemia vorzuziehen, die so voll von erbaulichen, auf unsere jetzigen Umstände anwendbaren Grundsätzen sind, während sie prophetische Vorbilder nicht enthalten, weil diese in den gleichzeitigen Propheten Haggai, Sacharja und Maleachi zu finden sind. Doch ich wiederhole: was für Geheimnisse werden wir entdecken, wenn wir dem Gemurmeln des unterirdischen Wassers lauschen? Die göttliche Macht in einer Person vereinigt; den Erretter zur königlichen Würde erhoben und gekrönt; den geschworenen Feind des Vertreters des Volkes gerichtet und verurteilt; die heidnische Gemahlin verstoßen; die jüdische Gemahlin aus ihrer Gefangenschaft herausgeführt und zum Weib des großen Königs erhoben; den Überrest, durch eine große Trübsal gehend, bis zum Einschreiten des Befreiers; den Frieden und die Freude, die auf diese Befreiung folgen.

Es ist erstaunlich, daß der Widerspruch der Menschen gegen Christum in ganz besonderer Weise dieses Buch angreift, das sich anscheinend den Grundsätzen, welche die Welt regieren, so anpaßt. Der Grund ist folgender: Die, welche es bekämpfen, haben das unbestimmte Gefühl, daß ein Geheimnis in ihm verbor-

gen liegt, welches sie weder sehen noch erkennen können, daß sie aber nichts destoweniger hassen.

Besondere Umstände erklären, warum diese Dinge in einer so geheimnisvollen Weise und mit scheinbar so unvollständigen Vorbildern dargestellt werden; warum diese Vorbilder selbst dem gläubigen Leser, der kein geistliches Verständnis besitzt, unbekannt bleiben. Das Volk besteht, wie wir schon gesagt haben, als solches nicht mehr; jedes Band, wodurch es mit Gott verbunden war, ist abgebrochen: Der Herr der Ernte schläft. Wenn wir hier die große Trübsal, die „Mühsal Jakobs“, an unserem Auge vorübergehen lassen, so entdecken wir, daß der Charakter derer, welche sie durchschreiten, ganz verschieden ist von dem, dem wir gewöhnlich in den Psalmen und Propheten begegnen. Wir finden in dem Buche Esther nicht einen bußfertigen und gottesfürchtigen Überrest, der die Rechtmäßigkeit seiner Züchtigung anerkennt und nun aus der Tiefe zu Gott schreit in dem Bewußtsein, daß er nicht entrinnen kann, wenn Gott auf seine Sünden achtet. Im Gegenteil, hier, wo jede Verbindung mit Gott abgebrochen ist, sieht das nicht mehr „geliebte“ Volk keine Möglichkeit der Rettung mehr. Nur ein einzelner Mann, Mordechai, der das Werkzeug der Befreiung sein soll, weiß, daß sie kommen wird. Die im Buche Esther ausgedrückten Gefühle sind ganz andere als diejenigen des Überrestes, der unter Serubbabel und Esra nach Jerusalem hinaufzog. Dieser ist Lo-Ammi: nicht mein Volk, aber er hat das Bewußtsein seiner Beziehungen zu Jehova. Auch ist im Buche Esther die Angst größer und brennender, obwohl eigentlich der in Jerusalem

wohnende Überrest in den zukünftigen prophetischen Zeiten umkommen oder als Märtyrer leiden wird. Hier ist die Not, wie gesagt, beängstigender, sie bewirkt ein „großes und bitterliches Geschrei“, und doch fällt schließlich in dem fremden Lande nicht ein Haar von dem Haupte der Israeliten. Ihre Lage ist die des von dem Drachen verfolgten Weibes in Offbg. 12, 16, während uns die Lage des in Juda und Jerusalem zurückgebliebenen Überrestes im 17. Verse desselben Kapitels vor Augen gestellt wird. Bei dem letzteren begegnen wir einem tätigen Glauben, einem tiefen Sündengefühl, der Buße, der Hoffnung, die sich in den Psalmen durch die Worte: „Bis wann?“ ausdrückt, und der Erwartung der Erscheinung des Messias. Bei den Erstgenannten wird die schreckliche Angst vor einem anscheinend nahen und unvermeidlichen Untergang noch durch das Bewußtsein vermehrt, daß sie einen Teil von Juda und Benjamin bilden; angesichts ihres drohenden Untergangs haben sie keine Gewißheit, aber doch trotz allem einen Hoffnungsschimmer. „Vielleicht . . .“, „Wer weiß? . . .“ sagt Mordechai. *)

Geschichtlich gehört der im Buche Esther in Persien gebliebene Überrest ebenso gut zu Juda wie der nach Palästina zurückgekehrte Teil. **)

(Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche bezüglich der großen Trübsal Jerem. 30, 4—11; Dan. 12; Matth. 24, 21—22.

**) Ebenso wird es in den prophetischen Zeiten des Endes sein. Die einen werden in Jerusalem bleiben, die anderen unter die Nationen fliehen. (Matth. 24, 15—19)

Levi und Juda.

Lea nannte ihren dritten Sohn Levi, und den vierten Juda. Es waren natürliche Gründe, welche sie gerade diese Namen wählen ließ. Schon lange litt Lea unter den Qualen der Eifersucht, weil Rahel die Zuneigung Jakobs besaß, während sie „gehaßt“ war. Jetzt nun, da sie ihm das dritte Kind geschenkt, glaubte sie, daß ihr Mann sich zu ihr halten werde, und sie nannte den Knaben: **Levi**, d. h. Anschließung, Anhänglichkeit. „Sie sprach: Nun, diesmal wird sich mein Mann an mich anschließen, denn ich habe ihm drei Söhne geboren! Darum gab man ihm den Namen Levi.“ (1. Mos. 29, 34.) Und als Gott ihr noch ein viertes Kind schenkte, da gewann auch der Dank gegen Jehova in ihr Ausdruck, „und sie sprach: Diesmal will ich Jehova preisen! Darum gab sie ihm den Namen **Juda**, d. h. Lobpreis oder Gegenstand des Preises.“ (1. Mose 29, 35.) Wenn nun auch Lea bei der Namensnennung der beiden Kinder nur an sich und an ihre Umstände dachte, so weißsagte sie doch auch zugleich. Sie tat es unbewußt, ähnlich wie der Hohepriester Kajaphas, als er im Synedrium die prophetischen Worte aussprach, daß es nützlich sei, „daß ein Mensch für das Volk sterbe, und nicht die ganze Nation umkomme“. (Joh. 11, 50.)

Symbolisch betrachtet — meint ein anderer Schreiber — hatte ja Israel einen Mann, und dieser Mann war Jehova, der Herr. Das Liebesband wurde zerrissen, nicht durch den Mann, sondern durch die Untreue des Weibes. Israel brach den Frieden. Eine

Ausföhnung mußte gesucht, der Entzweiung ein Ende gemacht werden, (und der, welcher das tun mußte, war Levi, der Stamm des priesterlichen Dienstes,) auf daß Israel wieder seinem Gott nahen, und der Herr wieder Sein Volk besuchen könne.

Während also Levi, der anschließende, anhängliche Diener, der Priesterstamm war, erscheint Juda als der königliche Stamm, als der Gegenstand des Preises, der „die Oberhand unter seinen Brüdern hatte“. (1. Chron. 5, 2.) Von den zwölf Söhnen Jakobs war er der vornehmste, gleichsam der ablige; aus ihm sollte „der Fürst“ kommen, das köstliche „Reis aus dem Stumpf Jsais, der Schößling aus seinen Wurzeln“ (Jes. 11), der Immanuel. Um Ihn, den Messias, dreht sich ja alles in der Geschichte Israels, und als der Geist den sterbenden Jakob ergriff, überging dieser im Suchen nach dem Messias den Ruben, Simeon und Levi und rief, als die Reihe an Juda kam: „Dich, Juda, dich werden deine Brüder preisen . . . Nicht weichen wird das Szepter von Juda, noch der Herrscherstab zwischen seinen Füßen hinweg, bis daß Schilo kommt, und Ihm werden die Völker gehorchen.“ (1. Mose 49, 8. 10.)

Die Kinder Levi waren, im Unterschied von den anderen Stämmen, zu einem ganz besonderen Platz und Dienst berufen. Sie wurden (nach 4. Mose 1) nicht unter den übrigen Stämmen gemustert, sondern „über die Wohnung des Zeugnisses bestellt und über all ihr Gerät, und über alles, was zu ihr gehörte“; sie sollten „die Wohnung und all ihr Gerät tragen und sie bedienen, und sich rings um die Wohnung lagern“. Beim Auf-

bruch hatten sie die Wohnung abzunehmen, und wenn sie sich lagerte, mußten sie sie wieder aufrichten. Jeder, der nicht zu Levi gehörte und herzuzunahen wagte, mußte es mit dem Tode büßen. Und während sich alle übrigen Israeliten, ein jeder in seinem Lager, und ein jeder bei seinem Banner, nach ihren Heeren lagern mußten, wurde den Leviten ihr Platz rings um die Wohnung des Zeugnisses her angewiesen.

Sie bildeten ein abgesondertes Volk, waren Gottes besonderes Eigentum. Sie nahmen den Platz aller Erstgeborenen in Israel ein, den Platz jener, die durch das Blut des Lammes vom Schwerte des Würgengels gerettet worden waren. (4. Mose 3, 45.) So waren sie vorbildlich ein gestorbene, auferstandene und für Gott abgesondertes Volk, das Gott dem Aaron, dem Hohenpriester, als Gabe schenkte, damit es den Dienst an der Wohnung des Zeugnisses verrichte.

Warum wurde aber gerade der Stamm Levi so vor allen ausgezeichnet und für einen so hohen Dienst bestimmt? War Levi besonders fromm und heilig unter den zwölf Söhnen Jakobs? Nein, weder seiner Natur noch seinem Verhalten nach. „Simeon und Levi sind Brüder, Werkzeuge der Gewalttat ihre Waffen. Meine Seele komme nicht in ihren geheimen Rat, meine Ehre vereinige sich nicht mit ihrer Versammlung! Denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erschlagen, und in ihrem Mutwillen den Stier gelähmt. Verflucht sei ihr Zorn, denn er war gewalttätig, und ihr Grimm, denn er war grausam!“ sagt Jakob 1. Mose 49, 5—7.

Also Levi war eigenwillig, gewalttätig und grausam. Das war seine Natur. In den Rat

eines solchen Mannes kann Gott unmöglich kommen. Er kann mit Eigenwillen, Gewalttätigkeit und Grausamkeit nichts zu tun haben. Was war es aber, das Levi in Gottes Rat einführen, das ihn mit Seiner Versammlung vereinigen konnte? was war es, das ihn aus seiner mit den Werkzeugen der Gewalttat angefüllten Wohnung herausnahm und in die Stiftshütte mit ihren heiligen Geräten brachte? Nur die freie, unumschränkte Gnade. Welch ein Abstand zwischen dem in gewalttätiger Luft mordenden Levi in 1. Mose 34 und den zum heiligen Dienst berufenen Familien Levitis in 4. Mose 3 und 4! Welch ein Unterschied zwischen dem eigenwilligen Levi in Sichem und dem begnadigten, willenlosen Levi, der sich im Tore des Lagers zu Mose stellte, als dieser rief: „Her zu mir, wer für Jehova ist!“ (2. Mose 32.) Gnade war es, nichts als Gnade. Dieselbe Gnade, welche auch den eigenwilligen, gewalttätigen und grausamen Verfolger der Versammlung Gottes, Saulus von Tarsus, die Worte aussprechen ließ: „Herr, was willst Du, daß ich tun soll?“

Dieselbe Gnade hat auch uns zu Dienern berufen. An uns konnte Gott ebenso wenig wie an Levi irgend etwas anerkennen. Er mußte an uns dieselbe vollkommene Gnade, die Gnade, welche durch Gerechtigkeit herrscht, erweisen und auch dieselbe Reinigung vornehmen, wie an Levi in 4. Mose 8, 5—7. Wir lesen an dieser Stelle, daß Mose, als der Vertreter der Ansprüche Gottes, die Leviten den göttlichen Ansprüchen gemäß reinigen mußte. Er mußte zunächst Entsündigungswasser auf sie sprengen und sie dadurch

fähig machen, das Schermesser über ihr ganzes Fleisch gehen zu lassen, also über alles, was ein bloßes Erzeugniß der Natur war. Sodann mußten sie ihre Kleider waschen und sich reinigen. In dieser vorbildlichen Weise begegnete Gott allem, was dem natürlichen Zustande Levis und seinen früheren Wegen angehörte, seinem Eigenwillen, seiner Gewalttätigkeit, seiner Grausamkeit. Nicht eher durfte der Levit den Geräten des Heiligtums nahen, nicht eher seinen Dienst antreten.

So auch bei uns. Die Taufe stellt dar, daß unser alter Mensch, unsere gefallene Natur, völlig beseitigt ist, und daß wir in eine neue Stellung versetzt sind. Nutzlos ist jeder Versuch, den Menschen zu verbessern und die Natur in den Dienst Gottes zu stellen. Nur das Wasser und das Schermesser können hier etwas ausrichten. Über die Natur ist das Todesurteil gesprochen, und über alles, was die Natur hervorbringt, muß das Gericht ausgesprochen werden, das Schermesser muß darüber gehen — das ernste Selbstgericht Tag für Tag. Ferner müssen wir unsere Kleider waschen, uns reinigen von all unseren alten Gewohnheiten und Neigungen. Aus Levis Berufung strahlt die göttliche Gnade hervor, in seiner Reinigung zeigt sich Gottes Heiligkeit. So sind auch alle Arbeiter Gottes aus göttlicher Gnade zum Werke berufen und entsprechend den Ansprüchen göttlicher Heiligkeit zum Werke befähigt. Wir sind nur insofern tüchtig zum Werke Gottes, als die Natur unter die Kraft des Kreuzes und unter das scharfe Messer des Selbstgerichts gestellt ist. Unser angeborener Eigenwille ist im Dienste Gottes unbrauchbar.

Dem Herrn angehören — das setzt das Aufhören des eigenen Willens, ja das Aufgeben unser selbst voraus. Levi hat es bewiesen, daß die Gnade bei ihm diese Frucht hervorgebracht hatte, als er das Schwert umgürtete und Brüder, Freunde und Nachbarn tötete. Das Wort des Herrn war gebieterisch. Seine Rechte standen in Frage, als „sie die Herrlichkeit vertauschten gegen das Bild eines Stieres, der Gras frißt“, (Ps. 106, 20) — und durch die Gnade leisteten die Leviten einen völligen, bereitwilligen Gehorsam. „Die Söhne Levis taten nach dem Worte Moses“. (2. Mose 32, 28.)

Das war der Boden, auf dem Levi stand; Maleachi 2, 4–6 bestätigt uns das. Sein Unrecht, in dem Dienst des Herrn verwandt zu werden, bestand darin, daß er „seine Eltern nicht sah, seine Brüder nicht kannte und von seinen Söhnen nichts wußte“, wie es Mose in seinem Segen über Levi in 5. Mose 33, 9 ausspricht. Die Gnade hatte den eigenwilligen Stamm befähigt, die Rechte der Natur vollkommen beiseite zu setzen und die Rechte Jehovas anzuerkennen.

Das ist auch die einzig wahre Grundlage des Charakters eines Dieners unserer Tage. Beachten wir das ernste Wort unseres Herrn: „Wenn jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater und seine Mutter und sein Weib und seine Kinder und seine Brüder und Schwestern, dazu aber auch sein eigenes Leben, so kann er nicht mein Jünger sein“. (Luk. 14, 26.) Niemand möge bei diesen Worten denken, daß er ohne natürliche Liebe sein solle. Das hieße ja, sich in sittlichem Sinne mit dem Abfall der letzten Tage verbinden, wo nach

2. Tim. 3, 3 die Menschen „ohne natürliche Liebe“ sein werden. Wenn wir aber den Ansprüchen einer natürlichen Liebe und Zuneigung erlauben, unserem ungeteilten Dienste Christi in den Weg zu treten, oder wenn wir der Liebe zu unserer Familie einen höheren Platz einräumen, als der Treue gegen Christum, so sind wir zu Seinem Dienst unfähig und des Namens eines Jüngers Jesu unwürdig.

Weil Levi an jenem bösen Tage auf seiten Gottes stand, wurde er mit dem Priestertum beehrt, mit der höchsten Würde, die ihm übertragen werden konnte. Simeon, der seine alte Natur mit ihm gemein hatte, hatte die Gnade nicht kennen gelernt, nicht auf den Ruf Moses gehört, und Mose hat deshalb in dem Segen, womit er die Kinder Israel vor seinem Tode segnete (5. Mose 33), keine Worte für ihn.

Sehr bemerkenswert ist es auch, daß die Arbeit eines jeden Leviten genau bestimmt war. Die Söhne Levis waren Gerson, Rehath und Merari. (1. Mose 46, 11.) Die Abkömmlinge von Gerson und Merari mußten die „Wohnung“ und „die Umhänge des Vorhofs“ samt allem Zubehör tragen, während Rehath berufen war, „die Geräte des Heiligtums“ zu tragen. (4. Mose 4.) Gerson hatte nichts zu tun mit den Brettern und Pfählen, Merari nichts mit den Vorhängen und Decken. Für jeden war der Wirkungskreis bestimmt. Ist es nicht gerade so bei uns? Gott hat auch einem jeden von uns einen Platz gegeben, den wir ausfüllen, ein Werk, das wir tun sollen. Keiner möge die Stellung eines anderen einzunehmen oder das Werk eines anderen zu tun suchen. Nur

durch das kräftige Zusammenwirken aller Glieder, nach dem Maße eines jeden Teiles, wird die Auferbauung des ganzen Leibes gefördert. Möchten wir doch alle demütig mit unserem Gott wandeln, mit Seinem Willen zufrieden sein, und uns begnügen, einen vielleicht geringen Platz auszufüllen, ein vielleicht bescheidenes Werk zu tun! Gerade das Werk zu tun, das Er uns zu tun gibt, und gerade den Platz einzunehmen, den Er uns bestimmt, das ist wahres Glück, wahre Würde. Hätte das der Levit Korah mit seiner Kotte beachtet, er wäre nicht in den Abgrund gestürzt worden. Seine Arbeit als Kehathiter bestand darin, einige der kostbaren Geräte des Heiligtums zu tragen, aber er trachtete nach dem Priestertum, womit Aaron und seine Familie betraut war.

Für den begabten Diener Gottes ist Wachsamkeit besonders nötig. Je höher der Standpunkt, desto tiefer ist der Fall, wenn wir nicht wachsam sind. Ist es dem Feinde gelungen, den Gläubigen „von seiner Höhe zu stoßen“ (Ps. 62, 4), so wird er auch sein Möglichstes tun, ihn drunten zu behalten. Dieselben Kinder Levi, von denen gesagt wurde: „Sie haben dein Wort beobachtet, und deinen Bund bewahrten sie. Sie werden Jakob lehren deine Rechte und Israel dein Gesetz; sie werden Weihrauch legen vor deine Nase und Ganzopfer auf deinen Altar“ (5. Mose 33, 9. 10) — derselbe so hochstehende Stamm Levi mußte später das Schelten Jehovas über sich ergehen lassen: „Ihr aber seid abgewichen von dem Wege, habt viele straukeln gemacht im Gesetz, ihr habt den Bund Levis zerstört, spricht Jehova der Heerscharen“. (Mal. 2, 8.)

Wenn wir das Volk Israel, „die Versammlung in der Wüste“ (Apftgſch. 7, 38), betrachten, ſo bemerken wir, daß es aus drei Theilen, aus Kriegern, Arbeitern und Anbetern beſtand. Es gab da ein Volk von Kriegern, an deren Spitze Juda ſtand, einen Stamm von Arbeitern, den Levi bildete, und eine Familie von Anbetern, die Familie Arons vom Stamme Levi. Gleich der Verſammlung in der Wüſte, iſt auch die Verſammlung Gottes in der Welt ganz auf den lebendigen Gott geworfen. Israel war nicht von der Wüſte, ſondern zog nur durch ſie hindurch; ſo iſt auch die Kirche Gottes nicht von der Welt, ſtrebt aber durch ſie dem himmliſchen Kanaan zu. Doch ein Unterſchied iſt vorhanden. Wir, die wir das Leben des lebendigen Gottes haben, ſind Krieger, Arbeiter und Anbeter zugleich. Als Krieger ſind wir berufen, zu ſtreiten, als Leviten ſind wir verantwortlich, zu dienen und das Gegenbild der Stiftshütte, d. i. Chriſtum, durch den Schauplatz dieſer Wüſte zu tragen, und als Prieſter ſtehen wir täglich vor unſerem Gott und Vater.

So wie Levi der Stellvertreter der Arbeiter und Anbeter war, ſo dürfen wir in Juda das Oberhaupt der Kämpfer und Krieger erblicken. Dieſe Bedeutung Judas zeigt ſich ſchon darin, daß während des langen Aufenthalts Moſes auf dem Berge Sinai die Stellvertretung des Mannes Gottes in den Händen Arons, des Leviten, lag und Hur, eines angeſehenen Mannes aus dem Stamme Juda. (2. Moſe 24, 14.) Dieſe beiden Männer waren es auch, die im Kampfe gegen Amalek die Hände Moſes ſtützten. (2. Moſe 17, 10.)

Juda, dem „Krieger“, waren andere Vorschriften gegeben als Levi, dem „Diener“. Aus dem 4. Buche Mose, dem Buche der Wüstenwanderung, erfahren wir, daß bei der Ausmusterung des ganzen Volkes — mit Ausnahme der Leviten, die, wie wir weiter oben sahen, nicht gemustert wurden — der Stamm Juda die meisten Krieger, 74600 Mann, stellte (Kap. 1, 27), und daß sein Panier unmittelbar dem Zelte der Zusammenkunft gegenüber, gegen Osten hin, lagerte. (Kap. 2.) Da nach göttlicher Anordnung jeder Krieger seiner Abstammung gemäß seinen Platz bei dem bestimmten Panier einnehmen mußte, so war es für jeden Israeliten besonders wichtig, sein Geschlechtsregister angeben und so sein Panier erkennen zu können. So ist auch für uns die gesegnete Gewißheit unserer himmlischen Abstammung, unserer geistlichen Geburt, und auch die genaue Kenntnis unseres Paniers für die Wüstenreise nötig. Unsere Abstammung ist himmlisch. Unser Stammbaum wurzelt in dem Boden der neuen Schöpfung. Der Tod kann die Verbindung nicht zerstören, weil die Auferstehung sie gebildet hat. Und das einzige Panier Gottes und jedes Kriegers, der in der Wüste der Welt lagert, um mit den Heeren des Bösen Krieg zu führen, die Schlachten des Herrn zu schlagen, ist Christus.

Inwiefern ist nun Juda für uns ein Vorbild?

„Juda ist ein junger Löwe“ (1. Mose 49, 9), hören wir aus dem Munde des sterbenden Jakob. „Höre, Jehova“, sagt Mose in seinem Segen an das Volk Israel, „die Stimme Judas und bringe ihn zu seinem Volke; seine Hände seien mächtig für ihn und hilf ihm von seinen Bedrängern.“ (5. Mose 33, 7.)

Also Mut und Gottvertrauen, diese beiden wichtigsten Eigenschaften des Kämpfers, sind bei Juda zu finden. Von ihm sagt der Psalmist: „Bekannt ist Gott in Juda“ (Ps. 76, 1); und der Prophet ruft: „Aus den Wassern Judas ist hervorgegangen, der da schwört bei Jehova und des Gottes Israels rühmend gedenkt“. (Jes. 48, 1.) Injoweit ist Juda unser Vorbild. Auch wir sollen Gott loben und mit Mut und Gottvertrauen für Gott und Christum zu kämpfen gewillt sein.

Ja, Juda steht hoch, und doch bringt die Sünde ihn tiefer als Ruben, der träge und unentschlossen in den Hürden blieb, tiefer als den Simeon mit seinem wilden Übereifer, tiefer selbst als den sich überhebenden Levi — denn „Juda hat treulos gehandelt und das Heiligtum Jehovas entweiht“. (Mal. 2, 11.) Ebenso spricht Jeremias von der „treulosen Schwester Juda“ (Jer. 3, 7), und „mit Juda hat Jehova einen Rechtsstreit, weil er noch immer zügellos ist gegen Gott und gegen den Heiligen, der treu ist“. (Hosea 12, 1. 3.)

Der Herr tadelt diese Treulosigkeit, diesen entehrendsten Fehler, in welchen ein Kämpfer fallen kann, und doch läßt Er Juda noch eine Hoffnung, denn „es war in Juda noch etwas Gutes“. (2. Chron. 12, 12.) Welche Gnade!

Wie viele Fehler sehen wir doch bei diesen beiden am meisten begabten Söhnen Jakobs, bei dem heiligen, abgesonderten Levi und bei dem königlichen Juda! Aber auch welchen Reichtum der Gnade!

In dem Gläubigen, der in Christo, dem Sohne des lebendigen Gottes, das Leben besitzt, finden sich die göttlichen Ehrungen dieser beiden Stämme gewissermaßen vereinigt. Wir werden ein heiliges und ein königliches Priestertum genannt, entsprechend den beiden Vereichen, in welchen wir unser Priestertum ausüben. Als heilige Priester bringen wir gemeinsam und einzeln Gott die Lob- und Dankopfer dar, durch welche

wir Seinen Namen preisen, stellen auch unsere Glieder dar als ein lebendiges Schlachtopfer, Ihm wohlgefällig durch Jesum Christum. Aber als ein königliches Priestertum haben wir die Tugenden Dessen zu verkünden, der uns berufen hat aus der Finsternis zu Seinem wunderbaren Licht. (1. Petr. 2, 9.) Unser Herr selbst wird dieses doppelte Priestertum einst in Vollkommenheit ausüben, wenn Er als König und Priester zurückkehren wird. Dann wird Er „auf Seinem Throne sitzen und herrschen, und Er wird Priester sein auf Seinem Throne, und der Rat des Friedens wird zwischen ihnen beiden sein“. (Sach. 6, 13.)

Als solche, die schon jetzt Könige und Priester sind, haben wir die Reichtümer der Herrlichkeit und Gnade, die uns von Gott geschenkt sind, auch anderen mitzuteilen, vor anderen kundwerden zu lassen. Und dazu haben wir jetzt, wo die Schrecken und Nöte eines furchtbaren Krieges uns umgeben, ganz besondere Gelegenheit. Als Könige sind wir ja reich und können viele Wohltaten austreuen. Nicht bloß können wir — der eine mehr, der andere weniger, aber alle etwas — von unseren irdischen Gütern austheilen, denn „an solchen Opfern hat Gott Wohlgefallen“ (Hebr. 13, 16), sondern wir dürfen auch von dem unerschöpflichen Schatz, den wir alle besitzen, von den unendlichen Reichtümern der Gnade, anderen etwas zukommen lassen. In Ausübung unseres königlichen Priestertums haben wir das Vorrecht, all den Armen, Verwundeten, Bekümmerten, mit denen uns Gott zusammenführt, die Tugenden Christi zu verkünden, alles, was in Ihm zu finden ist, der da bittet: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen!“ Wir dürfen kundwerden lassen, was Er für uns ist an Macht, an Gnade, an Liebe, an Trost. Gott gebe, daß wir viel aus Ihm schöpfen, um viel mitteilen zu können!

Betrachtungen über das Buch Esther.

(Fortsetzung.)

Das Wort stellt uns also hier nicht zwei Überreste von Juda vor, sondern den Überrest von Juda in zwei verschiedenen Lagen: die eine entspricht dem Maße des Glaubens und Gehorsams, den das Volk darin gezeigt hatte, daß es in sein Erbteil zurückkehrte und den Tempel wieder aufbaute, die andere seiner Gleichgültigkeit und seinem Unglauben. Nur benützt Gott die Umstände des in Persien gebliebenen Volkes, um uns im Buche Esther eine Vorstellung von der zukünftigen äußersten Not und Angst Israels zu geben. Das wrack gewordene Schiff hat sein Steuerruder, seinen Kompaß, seine Masten und seine Segel verloren; es wird in der Nacht hin- und hergeschleudert und auf die Riffe geworfen, an denen es im nächsten Augenblick zu zerschellen droht. Nirgendwo Hoffnung, nirgendwo Hilfe! Aber während dieser Zeit bereitet eine geheime Hand die Rettung durch ein Ereignis vor, welches die tobenden Wogen zur Ruhe bringt und „das Schiff in den ersehnten Hafen führt“. Und dieser Hafen ist die Gnade, welche das Volk in Frieden in die Freude und Herrlichkeit des Reiches einführen wird. So ist auf den wenigen Seiten des Buches Esther die ganze prophetische Geschichte Israels im Vorbilde zusammen-

gefaßt: die Nation ist verworfen und geknechtet; die jüdische Gemahlin, zuerst eine Sklavin, wird in Gnaden angenommen und wird zur Königin der Nationen; während der großen Trübsal fällt im fremden Lande kein Haar von dem Haupte des Überrestes; die Widersacher trifft das Gericht; die Friedensherrschaft wird eingeführt!

Das Buch Esther ist also die Geschichte der zukünftigen Zerstreuung Israels unter die Nationen, und in einem Sinne könnten wir es auf die Zerstreuung anwenden, welche auf den Tod Christi bis auf unsere Tage folgte; indes geht die Erzählung, wie wir bereits sagten, weit über die gegenwärtige Zeit hinaus; sie erstreckt sich vorbildlich auf die Geschichte des Überrestes Judas, der an einem zukünftigen Tage unter die Nationen zerstreut sein wird, während ein Teil desselben sein Zeugnis in Jerusalem fortsetzen wird. Alle werden in ihrem Gewissen tief berührt werden, aber das Wort erwähnt im Buche Esther diese inneren Übungen nicht, um unsere ganze Aufmerksamkeit hinzulenken auf die unterbrochenen Beziehungen zwischen dem Volke und Gott, auf die Tiefe seiner Not und Angst und auf die Größe der Gnade, die ihre Rettung bewirkt.

Kapitel 1.

Ahasveros und Vasti.

Die Erzählung beginnt mit der Beschreibung der selbst für unsere Zeit beispiellosen Festlichkeiten, die von dem König Ahasveros (Xerxes) in Susa, der Hauptstadt des persischen Reiches, sechs Monate lang gefeiert

nurden. Der Prophet Daniel hatte diese Pracht vorher mit den Worten angekündigt: „Siehe . . . der vierte (König von Persien) wird größeren Reichtum erlangen als alle; und wenn er durch seinen Reichtum stark geworden ist, wird er alles gegen das Königreich Griechenland aufregen“. (Dan. 11, 2.) „Das dritte Jahr seiner Regierung“ stimmt nach der Geschichte mit dem überein, in welchem der furchtbare Kriegszug des Xerxes gegen Griechenland, das schon seinem Vater Darius siegreichen Widerstand geleistet hatte, beschlossen wurde. Wir zweifeln nicht daran, daß die ganze Enttaltung von Pracht und Macht nur den Zweck hatte, diesen Zug vorzubereiten, indem der König die Gelegenheit benutzte, um sich mit den Fürsten, den Edlen und Anführern der hundertsiebenundzwanzig Provinzen dieses ungeheuren Reiches zu verabreden. Eine besondere Bezeichnung, die einige der Männer kennzeichnet, scheint uns diese Absicht anzudeuten. Es ist die Rede von Mächtigen, die in erster Linie nach den Fürsten des Reiches kommen. Dieses Wort „die Mächtigen“ bedeutet eigentlich die bewaffnete Macht, d. h. die Anführer oder Generäle des Heeres. Außer dieser Einzelheit wird nicht die geringste Andeutung über den Zweck dieses prunkvollen Empfanges gemacht. Wie wir schon in der Einleitung gesagt haben, haben alle die ungeheuren Vorbereitungen in dem Worte nur insoweit Interesse, wie sie das Volk Gottes angehen, oder — wie es hier der Fall ist — den Sturz des Reiches der Nationen vorbereiten, nachdem diese letzteren der Absicht Gottes nicht entsprochen haben, der ihnen in Folge der Untreue Seines Volkes die unumschränkte Macht

anvertraut hatte. Wie verkleinert diese Tatsache für den Gläubigen alle politischen Pläne der Menschen! Gott braucht zu dem Meere, welches die Welt wieder zu bedecken droht, nur zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! und seine Kraft erlahmt, wie der Wind, der es entfesselt hat. Und zwar verfährt Gott so, weil Er inmitten dieses nie dagewesenen Brunkes — denn neben seinem fabelhaften Reichthum regierte Ahasveros über 127 Provinzen, während Darius der Meder, so mächtig er auch war, nur 120 unter seinem Szepter vereinigt hatte (Dan. 6, 1) — an ein zerstreutes, zu nichts gemachtes Volk, einen Gegenstand der Verachtung und des Hasses seiner Unterdrücker, gedachte. Dieses Volk werden wir gleich auf dem Schauplatz erscheinen sehen.

Laßt uns vorher noch einige Worte über Ahasveros sagen und sehen, wie das Wort ihn uns schildert. Sein natürlicher Charakter tritt in diesem Buche in höchst treffender Weise ans Licht, und die Ähnlichkeit des biblischen Bildes könnte, wenn das nötig wäre, durch das was die Geschichte über ihn mittheilt bestätigt werden. Ahasveros zeigt eine eigentümliche Mischung von Stolz und Schwäche. Sein Stolz wird durch den bei jeder Gelegenheit von den Großen und Statthaltern betonten Brauch genährt, daß das Gesetz der Meder und Perser unwiderruflich sei. Dieser Brauch erweckte bei dem König die falsche Meinung, daß er selbst eine geheiligte, unveränderliche Persönlichkeit sei, während er zugleich den Großen ein Mittel in die Hand gab, sich der Willkür des Thrones zu entziehen. Darauf hatten sich diese Letzteren einst unter Darius, dem

Neder, berufen, um den Propheten Daniel zu verderben. Binnen 30 Tagen sollte in dem ganzen Reiche nur von Darius etwas erbeten werden, was ihn, als Herrscher, zu göttlichem Rang erhob. Der Stolz des Ahasveros treibt ihn an, den übertriebensten Prunk zu entfalten, um seine Großen und sein Volk zu blenden. Es wird außerdem bestimmt, daß, wenn jemand unangefordert vor ihm erscheine, er getötet werden solle. Niemand kann das Angesicht eines Gottes sehen und am Leben bleiben, es sei denn, daß der König, ein neuer Beweis seines selbstherrlichen Willens, ihm sein goldenes Szepter reiche und ihn in Gnaden empfangen.

Das stolze Bewußtsein von seiner Allmacht ist bei Ahasveros mit einem schrecklichen Jähzorn verbunden, der ausbricht, wenn sich auf seinem Wege ein Hindernis oder ein Widerstand zeigt. Oftmals lesen wir in dieser Erzählung, daß der König ergrimmt und sein Zorn in ihm entbrannte. (Kap. 1, 12; 2, 1; 7, 7 u. 10.) Jähzorn ist nie das Zeichen von Kraft, sondern zeigt im Gegenteil die Schwäche eines Mannes, der unfähig ist sich selbst zu beherrschen. Diese Schwäche offenbart sich weiter in der Tatsache, daß Ahasveros, trotzdem er ein Gott ähnlicher Herrscher zu sein sich anmaßt, der Spielball seiner Günstlinge ist; er erlaubt ihnen, sich seinen Platz zuzueignen, und gibt es auf, sie seine Rache fühlen zu lassen, wenn sie einmal sein Mißfallen erregt haben sollten. Fügen wir noch hinzu, daß, als er bezüglich der Königin Basti eine Entscheidung zu treffen hat, die nur ihn angeht, er sich mit Ratgebern umgibt, die ihn überzeugen, daß die Handlung der Königin sogar die Staatseinrichtungen berühre.

Doch wie Ahasveros schwach und jähzornig ist, so ist er auch gleichgültig gegen das Elend seiner Untertanen; er heißt die grausamsten Handlungen gut, wenn sie ihm nur die Mühe einer Untersuchung ersparen, und liefert Tausende von Köpfen in seinem Reiche einem Bösen, seinem Günstling, aus. In der That, dieser schreckliche Mensch ist ohne Charakter trotz des Anscheins der Allmacht.

Und doch, so seltsam es lautet, finden wir in Ahasveros, der sich göttliche Vorrechte anmaßt, ein Abbild der Macht Gottes; denn zu einer Zeit, wo Gott Sein Angesicht vor Seinem Volke verbirgt, hat Er die Oberherrschaft den Häuptern der Nationen anvertraut. Also, Gott benutzt diesen Herrscher — dessen zügelloser Ehrgeiz nichts anderes sucht, als sich Ihm gleichzustellen, indem er seinen Leidenschaften freien Lauf läßt — um uns zu zeigen, wie die göttliche Autorität und Macht in unumschränkter Weise ausgeübt wird in der Absicht, Seinem Volke Gnade zu erweisen und die ausübende Macht dem Manne Seiner Wahl zu übertragen. So hat auch der Höchste allein das Recht, Gnade zu üben; und diese unter Schatten verborgene Wahrheit brachte diesem unglücklichen und elenden Volke einigen Trost. Wir können dies nicht genug hier betonen. Während Gott sich von Seinem Volke abgewandt hatte, blieb, dem Auge des Glaubens erkennbar, ein Autoritäts-Grundsatz — das Recht zu erhöhen und zu erniedrigen, das Recht Gnade zu erweisen — in der Person des wegen der Untreue des Volkes von Gott bestimmten Hauptes bestehen. So besitzt Ahasveros, der in Wirklichkeit den Platz Gottes

widerrechtlich einnahm, vorbildlicher Weise die göttliche Autorität und stellt sie dar. Er hat die höchste Gewalt; das wird uns bildlich in diesem Buche mitgeteilt, in welchem Gott verborgen ist, in welchem Er uns aber, wo es Ihm gefällt, zeigt, daß Seine Autorität trotz allem besteht. Ahasveros ist, wie wir später sehen werden, auch die bildliche Darstellung der göttlichen Macht gegenüber der Esther und für den Mordekai.

Diese Wahrheit, die denen, welche mit den Vorbildern des Alten Testaments vertraut sind, bekannt ist, führt uns zu anderen Feststellungen. In dem vorliegenden Kapitel sehen wir, daß Basti, die heidnische Gemahlin, sich widerspenstig und ungehorsam gegen den zeigt, dessen Gunst sie auf den Thron erhoben hatte. Stolz auf ihre Stellung und ihre Vorrechte fürchtet sie sich nicht, ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Haupt, von welchem sie abhängig ist, an den Tag zu legen, und weigert sich, ihre Schönheit öffentlich zu zeigen. Diese Empörung hat ihre Verstoßung als Gemahlin zur Folge, und die gefangene jüdische Jungfrau wird berufen, einen Platz einzunehmen, den sie nie gehabt hat, nämlich den der Gemahlin des großen Königs. Nach dem Urteil der Weisen, die Ahasveros umgeben, würde die Empörung Bastis, wenn man sie duldete, dahin führen, daß überall im Reiche die persönliche Unabhängigkeit gutgeheißen wurde. Es war deshalb nötig, daß der Befehl gegeben wurde: die heidnische Gemahlin ist völlig verstoßen. Und das ist es, was mit der aus den Nationen hervorgegangenen Kirche geschehen wird, betrachtet in ihrer Stellung als

verantwortliche Christenheit. Sie wird ihrem Schicksal überlassen werden und für den Höchsten nicht mehr gelten als die geringste der Huren. Sie wird verschwinden und nie mehr erwähnt werden.

Auch vom sittlichen Gesichtspunkt aus hat dieses 1. Kapitel seine Unterweisung. Die grenzenlose Macht des Ahasveros wird durch ein schwaches Weib, das ihm widersteht, in Schach gehalten. Ein Sandkorn macht den ganzen Stolz dieses unermesslichen und so gut eingerichteten Reiches zu Schanden. Basti kann verstoßen werden, aber ihre Tat bleibt bestehen, und der gedemütigte König ist nicht imstande, sie zum Erscheinen zu zwingen. Wenn sie sich gebeugt hätte, was würde die Folge davon gewesen sein? Hier finden wir von Anfang an die verborgene Vorsehung Gottes am Werke. Der Mensch ist voll von großartigen Plänen; ein sieben-tägiges Fest, die Krönung dieser langen Reihe von Festlichkeiten, führt die Auflehnung Bastis gegen die Bestimmung des Königs herbei. Ihre festgesetzte und unwiderrufliche Verstoßung geht erst bei der Rückkehr des Ahasveros in Erfüllung, wenn die durch die Vorsehung bereitete jüdische Gemahlin auf dem Schauplatz erscheinen kann und im gewollten Augenblick an die Stelle der heidnischen Gemahlin gesetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Dan und Naphtali.

Lea hatte dem Jakob bereits vier Söhne geschenkt, während Rahel kinderlos geblieben war. Im Gefühl der Herabsetzung und aus Neid gegen ihre glücklichere Schwester gab nun Rahel ihre vertraute Sklavin Bilha

ihrem Manne zum Weibe. Aus dieser Verbindung gingen zwei Knaben hervor: Dan und Naphtali. Diese empfangen ihren Namen nicht von der Mutter, denn Bilha hatte sie unter Rahels Hut geboren und trat lediglich für Rahel ein. Darum sind auch beide Namen nur Namen äußerlicher Beziehung, ohne charakteristische Bedeutung.

Dan, d. i. „einer, der Recht verschafft“, wurde von Rahel so genannt, weil „Gott ihr Recht verschafft und auch auf ihre Stimme gehört und ihr einen Sohn gegeben habe“. (1. Mose 30, 6.)

„Naphtali, d. i. „mein Kampf“, erhielt seinen Namen, da Rahel sprach: „Kämpfe Gottes habe ich mit meiner Schwester gekämpft, habe auch obgesiegt!“ (1. Mose 30, 8.)

Beide Söhne Jakobs hatten mütterlicherseits die niedere Herkunft und infolgedessen die geringere Stellung in Israel gemein; sie waren nicht wie Levi zum heiligen Dienst, oder wie Juda zum Throne berufen. Auch standen sie in ihrer Beanlagung den älteren Brüdern nach, und ein gewisser Mangel an Charakter prägte sich in ihrem Leben aus.

„Dan wird eine Schlange sein am Wege, eine Hornotter am Pfade, die da beißt in die Fersen des Rosses, und rücklings fällt sein Reiter.“ (1. Mose 49, 17.)

„Naphtali ist eine losgelassene (od. anmutige) Hindin; er, der schöne Worte gibt.“ (1. Mose 49, 21.)

Beiden fehlt der Heldennut, die offene ehrliche Kraft; sie besitzen dagegen Hinterlist und schmeichlerische Gewandtheit. Und doch schmückte göttliche Gnade auch diese unedlen Naturen!

„Dan wird sein Volk richten, wie einer der Stämme Israels.“ (1. Mose 49, 16.) „Er ist ein junger Löwe, der hervorspringt aus Basan.“ (5. Mose 33, 22.) Und von Naphthali wird gesagt: „Er ist gesättigt mit Milch und voll des Segens Jehovas! Westen und Süden nimm in Besitz!“ (5. Mose 33, 23.)

Dans Naturanlage ist also eine sehr niedrige; mit der Gewalttätigkeit des Löwen verbindet sich die Hinterlist der Schlange. Dieselben Eigenschaften, die den Teufel kennzeichnen, geben dem Wesen Dans ihr Gepräge. Der Teufel geht ja „umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge“. (1. Petr. 5, 8.) Auch werden wir aufgefordert, „den Listen“ der „alten Schlange“, welche Teufel und Satan genannt wird, zu widerstehen. (Siehe Eph. 6, 11; Offbg. 12, 9.) In diesen beiden Charakterzügen des Erstgeborenen der Bilha trat von jeher der Teufel dem Volke Gottes gegenüber. Was er durch Balak und Bileam nicht fertig brachte, das gelang ihm durch die Töchter Moab. (4. Mose 24 u. 25.) Was er nicht durch die hohen Mauern von Jericho erreichen konnte, das gelang ihm, in Gibeon, durch listige Ränke. (Josua 9.)

Es ist begreiflich, daß der sterbende Jakob angesichts einer so gefährlichen bösen Charakteranlage seines Sohnes Dan den Segensspruch mit dem Ausruf schloß: „Auf deine Rettung harre ich, Jehova!“ (1. Mose 49, 18.)

Gewalttätigkeit im Verein mit listigen Ränken finden sich in der Geschichte Dans, soweit das Wort uns darüber Auskunft gibt, wieder. Selbst die Art und Weise, wie Simson, der einzige Richter

aus dem Stamme Dan, sein Richteramt versah, hing mit dieser angeborenen Gemütsart zusammen. Welch gewaltige Kraft zeigt sich in dem Helden, der „einen jungen Löwen zerriß, wie man ein Böcklein zerreißt, und er hatte gar nichts in seiner Hand“ (Richt. 14, 6), der „die beiden Mittelsäulen, auf welchen das Haus ruhte“, mit kräftigem Arm umfaßte, daß das ganze Gebäude zusammenstürzte! (Richt. 16, 29.) Und zugleich welch feine berechnende List, durch welche er die Philister Zug um Zug in das Netz lockte und darin fing!

Wie den anderen Stämmen war dem Dan auch durch Josua ein Erbteil im gelobten Lande überwiesen worden. Die Grenzen des ihm durch das Los zugefallenen Gebiets finden wir in Josua 19, 41—46 aufgezeichnet. Seine Aufgabe war es gleichfalls, „seine Fußsohle darauf zu setzen“ (Jos. 1, 3) und es sich kämpfend zu eigen zu machen. Aber der starke Dan zeigt sich so glaubensschwach, daß er sich von den Amoritern ins Gebirge zurückdrängen läßt. (Richt. 1, 34.) Statt nun mit der Hilfe Jehovas den Kampf fortzusetzen, den Feind niederzuringen und vom Erbteil zu vertreiben, suchen sich die Kinder Dan anderweitig Wohnsitze. Sie kundschafte ein Land aus am äußersten Ende Kanaans, fern von dem Auge und den Zeugen Jehovas, und ihr Blick fällt, gerade wie vormals das Auge Lots, auf „einen Ort, wo es an nichts mangelte von allem was auf Erden ist“. (Richt. 18, 10.)

Dort lag eine Stadt, Beschem, auch Laiz genannt, und die Kundschafter „sahen das Volk, das darin war, in Sicherheit wohnen, nach Art der Sidonier, ruhig

und sicher; und niemand, der die Herrschaft besessen hätte im Lande, tat ihnen irgend etwas zuleide; und sie waren fern von den Sidoniern und hatten mit Menschen nichts zu schaffen.“ (Richt. 18, 7.)

Ja, das war etwas für den feigen, hinterlistigen Dan, für die Schlange am Wege, die da beißt in die Fersen des Rosses, und rücklings fällt sein Reiter! Sie überfielen hinterlistig die nichtsahnende Stadt „Lais, ein ruhiges und sicheres Volk, und schlugen es mit der Schärfe des Schwertes; und die Stadt verbrannten sie mit Feuer. Und kein Erretter war da; denn die Stadt war fern von Sidon, und sie hatten nichts mit Menschen zu schaffen.“ (Richt. 18, 27—28.) Zu dieser Tat war Dan willig, aber vor den Amoritern, den Feinden seines Landes, zog er sich furchtsam zurück. Und wo war Dan zu finden, als Barak gegen Jabin und dessen Heerobersten Sisera den Kampf Jehovas stritt? Debora fragt in ihrem Lobgesang, „und Dan, warum weilte er auf Schiffen?“ (Richt. 5, 17.) Ihm lag der Handel näher, als die Sache Jehovas. Ebenso hatte er auch sein Erbteil gering geschätzt und einen sicheren behaglichen Platz in der Welt dafür eingetauscht. Der „schweren Hand des Hauses Joseph“ überließ er es, sich die Amoriter fronpflichtig zu machen. (Vergl. Richt. 1, 35.) Ob nicht gerade in dieser Tatsache die Erklärung dafür zu suchen ist, weshalb Dan in der Aufstellung der zwölf Stämme in Dffbg. 7. fehlt und durch Manasse, den Sohn Josephs, ersetzt ist?

Nachdem sie nun die Stadt Lais verbrannt hatten, „bauten sie die Stadt wieder auf und wohnten darin; und sie gaben der Stadt den Namen Dan nach dem

Namen. Danz, ihres Vaters . . . Und sie stellten sich das geschnitzte Bild Michas auf, das er gemacht hatte, alle die Tage, da das Haus Gottes in Silo war.“ (Richt. 18, 28. 29. 31.) — Bemerken wir das stufenweise Fortschreiten der Sünde Danz. Sie begann mit dem Mangel an Wertschätzung des ihnen von Jehova geschenkten Erbteils und dem Mangel an Glauben, dasselbe zu erkämpfen, dann richteten sie mit dem Auge Lots ihre begehrliehen Blicke dahin, „wo es an nichts mangelte von allem was auf Erden ist“, und nannten die eroberte Stadt nach ihrem Vater Dan, dessen Name für sie mehr Wichtigkeit hatte als der Name Jehovas. Und endlich kam das Schlimmste: das Errichten des Bildes an der Stätte der Anbetung. Sie verfielen in eine falsche, verbotene Form des Gottesdienstes, in den Bilderdienst. Und später war es gerade diese Stadt, in der Jerobeam I. die Sünde Danz wiederholte und dem Kälberdienst ein Heiligtum eröffnete.

Bilder- oder Kälberdienst ist (ebenso wie der Höhendienst) noch kein Götzendienst, wenn er auch in den schlimmen Zeiten eines Ahab und eines Manasse mit demselben zusammenfiel. Ein solcher Gottesdienst war dem Gott Israels gewidmet, er war also noch nicht eine Anbetung toter Götzen aus Gold, Silber oder Stein. Beides war aber nach dem Gesetz vom Sinai nicht erlaubt. Das erste Gebot: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir“, verbot den Götzendienst; das zweite Gebot: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, noch irgend ein Gleichnis dessen, was oben im Himmel, und was unten auf

der Erde, und was in den Wassern unter der Erde ist. Du sollst dich nicht vor ihnen niederbeugen und ihnen nicht dienen“ — dieses zweite Gebot verbot den Bilderdienst, die falschen Formen der Anbetung.

Es gab damals zwei Formen des Bilderdienstes. Die eine rührte aus Ägypten her, und die andere, die sich mehr im Verborgenen hielt, aus Chaldäa, der Heimat Israels.

In Ägypten wurden die Götter nicht bloß in Tierbildern, sondern auch in lebendigen Tieren verehrt, so der Gott Osiris zu Memphis in dem heiligen Stier Apis und der Sonnengott zu Heliopolis in dem Stiere Mnevis. Wir haben das Seitenstück dazu in dem goldenen Kalbe, das Aaron auf Verlangen des Volkes als eine Vergewärtigung Jehovas machte. (2. Mose 32.) Dieses Bild sollte den Gott bedeuten, der Israel aus dem Lande Ägypten heraufgeführt hatte (B. 1), also Jehova selbst, wie Aaron im 5. Verse sagt. Dieser traurige Vorgang wurde später von Jerobeam, der vor seiner Thronbesteigung als politischer Flüchtling in Ägypten gelebt hatte, wieder aufgenommen. In Dan und Bethel — dem nördlichsten und südlichsten Punkt seines Reiches — wurden zwei Tempel erbaut und in ihnen goldene Kälber, als Bilder von Jehova, aufgestellt; als Priester wurden dabei angestellt, wer immer aus den 10 Stämmen sich meldete. (1. Kön. 12.) Diese Sünde, womit Jerobeam Israel sündigen machte, wird im Worte stets bestimmt vom Baals- und Götzendienste unterschieden.

Die andere aus Chaldäa stammende Form des Bilderdienstes war der Dienst der Teraphim.

(1. Mose 31, 19. 34.) Das waren, wie wir aus 1. Sam. 19, 13—16 wissen, menschenähnlich geformte Bilder von Hausgöttern, die auch als glückbringend verehrt wurden, und denen man die Kraft der Wahrsagung zuschrieb. In der Zeit der Richter wurden diese Hausgötter mit dem hohenpriesterlichen Ephod in Verbindung gebracht, und zwar durch den Ephraimiten Micha. (Richt. 17.) Dieser Mann machte sich ein Gotteshaus und stellte ein Bild Jehovas hinein, um den Gott Israels so recht zu seinem Hausgebrauch zu haben. Dazu schaffte er sich ein dem hohenpriesterlichen nachgebildetes Ephod an, mit Theraphim, (vielleicht an Stelle der Urim und Thummim), und schließlich nahm er einen Leviten (einen Enkel Moses) in Dienst, als Priester bei seinem Gottesdienst.

Und diese ganze Einrichtung des Bilderdienstes — „das geschnitzte Bild und das Ephod und die Theraphim und das gegossene Bild, mitsamt dem Priester“ — raubten die Kinder Dan und stellten alles in der neuerbauten Stadt Dan auf. (Richt. 18.)

So weit war es mit Dan gekommen, daß er ein Heiligtum mit einem Bilde, das von Menschenhand zur Verehrung Jehovas gemacht war, dem Platz der Anbetung vorzog, wo der Herr selbst wohnte in der Wolke über der Lade des Bundes, wo der Hohepriester war, der „im Licht und Recht“ (Urim und Thummim) Gottes untrügliche Stimme an das Volk richtete. Was hilft aber alle Pracht, alle Herrlichkeit, wo die Gegenwart des Herrn fehlt? Was nützen Heiligtümer ohne Gott, in denen nur Bilder zur Erinnerung an die göttliche Gegenwart zu finden sind?

So ist auch heute noch der Teufel bereit, den Menschen alles Mögliche anbeten zu lassen, die Bibel, das Kreuz und was sonst noch, wenn es nur nicht Gott selbst ist. Er sieht ruhig zu, wenn man sich vor Bildern beugt, statt vor dem gegenwärtigen Herrn. Und welch ein bunter Bilderdienst hat sich durch die List des Teufels schon in die verfallene Kirche eingeschlichen! Sogar in den Händen und Schriften wahrer Gläubiger erblickt man oft Bilder und Darstellungen von unserem teuren Herrn und tut damit den ersten Schritt zum Bilderdienst. Man denkt nicht daran, daß im Evangelium die äußere Erscheinung Jesu in keiner Weise beschrieben ist, und daß überhaupt jede menschliche Darstellung den teuren Herrn, der, hochgelobt in Ewigkeit, höher geworden ist als alle Himmel, nur erniedrigen kann.

Die böse Danks-Natur ist es, die die Christenheit bis zum Bilderdienst gebracht und sie in Aberglauben versenkt hat, und möchten wir, im Gedenken daran, auch mit Jakob seufzen: „Auf Deine Rettung harre ich, Jehova!“

Satan tritt dem Menschen nicht nur als „ein brüllender Löwe“ oder als „eine zischende Schlange“ gegenüber, sondern nimmt jenachdem auch die Gestalt eines „Engels des Lichts“ an. (2. Kor. 11, 14.) In dieser Verkleidung wirkt er besonders verführerisch auf solche, welche die Natur und Anlage eines Naphthali haben. Naphthali war schön, anmutig wie eine Hindin, seine Stimme fesselte durch ihren Liebreiz. Der Sinn und die Gabe für das Schöne

lag in ihm, und daher war er besonders empfänglich für all die Reize einer Welt, deren Fürst und Gott Satan ist. Leicht windet sich der Strick des Weltsinns um die Füße eines mit so vielen äußeren Vorzügen begnadeten Menschen. Wie oft wurde schon Schönheit zu einem Fallstrick! Selbst von Satan, der „das Bild der Vollendung war, voll von Weisheit und vollkommen an Schönheit“, sagt der Prophet: „Dein Herz hat sich erhoben ob deiner Schönheit“. (Hes. 28, 12. 17.)

Manche Menschen können sich dieser Schönheit, die nur Wert bei Menschen hat, rühmen. Zum Beispiel Saul „war jung und schön, und kein Mann von den Kindern Israel war schöner als er“. (1. Sam. 9, 2.) Von Absalom sagt das Wort: „In ganz Israel war kein Mann wegen seiner Schönheit so sehr zu preisen, wie Absalom; von seiner Fußsohle bis zu seinem Scheitel war kein Fehl an ihm“. (2. Sam. 14, 25.) Er hatte auch eine Tochter, ihr Name war Tamar; „sie war ein Weib, schön von Ansehen“.

Es gibt aber eine andere Art von Schönheit, die bei den Gläubigen wohl mit äußerer Schönheit gepaart sein kann, die aber vor Gott Wert hat, weil sie der Widerschein Seines Charakters ist. Denken wir nur an die außen und innen hervorstrahlende Schönheit eines Joseph, eines Daniel, oder an die Davids, „des Lieblichen in Gefängen Israels“. Aber was ist dieser Männer innere Schönheit, verbunden mit der äußeren, angesichts der Schönheit Jesu Christi? Er hatte kein äußeres Ansehen, Sein Aussehen war entstellt, aber der volle Glanz Seiner Herrlichkeit

strahlte aus Seinem Angesicht. „Du bist schöner als die Menschenöhne, Goldseligkeit ist ausgegossen über Deine Lippen.“ (Psalm 45, 2.)

Und gerade auf Naphhtalis Erbteil erhob sich der Bergabhang, auf dessen Höhe in der Bergpredigt die Goldseligkeit von diesen Lippen ausströmte; und in Naphhtalis Stamm lag Kapernaum, lagen alle die Flecken und Dörfchen im „Westen und Süden“ des Sees Genesareth, welche durch die Fußstapfen des „Schönsten unter den Menschenöhnen“ verewigt worden sind.

Naphhtali ist eine anmutige Hindin; er, der schöne Worte gibt. Naphhtali, gesättigt mit Guld und voll des Segens Jehovas!

Ja, Naphhtali war sehr gesegnet mit äußeren Vorzügen. Der Sinn und die Gabe für das Schöne erfüllte ihn, darum war er auch berufen, mit an dem Tempel des Herrn zu bauen. Als Salomo an den Teil des Baues kam, dessen Ausführung Kunst- und Schönheitsinn erforderte, da ließ er Hiram von Tyrus holen, den Sohn einer Witwe aus dem Stamme Naphhtali, (1. Kön. 7, 13. 14) „einen kunstverständigen, einsichtsvollen Mann, der zu arbeiten wußte in Gold und in Silber, in Erz, in Eisen, in Steinen und in Holz, in rotem Purpur, in blauem Purpur und in Byffus und in Karmesin, und allerlei Schnitzarbeit zu machen, und allerlei Kunstwerk zu ersinnen“. (2. Chron. 2, 13. 14.) Die ehernen Säulen mit ihren geschmückten Kapitälern, das eiserne Meer, die ehernen Rinder, kurz, alles, was Kunstinn verlangte, wurden von dem Künstler aus Naphhtalis Stamm angefertigt.

Eine große Gefahr bedroht nun gerade den für das künstlerisch Schöne empfänglichen Sinn: die Liebe zur Welt mit ihrem schönen Schein, der Weltförmigkeit, die Weltförmigkeit. Hiram's Mutter hatte die Grenze der Absonderung bereits überschritten und sich mit einem Heiden aus dem schönen heidnischen Tyrus verheiratet. (1. Kön. 7, 14.) Sobald Jünger des Herrn dem Sinn für das Schöne nachgeben und dem Satan in der Lichtgestalt eines Engels ihr Ohr leihen, verläßt sie ihre innere Kraft; sie haben dann wohl schöne Worte wie Naphthali in der Beurteilung göttlicher Dinge, haben zwar eine Form der Gottseligkeit, aber verleugnen deren Kraft.

Dasselbe Volk, welches, wie Debora sang, seine Seele dem Tode preisgeben konnte im Kampfe für Jehova (Richt. 5, 18), war zu schwachen und kraftlosen Charakters, um die Bewohner von Beth-Semes und Beth-Anath aus seinem Erbteil auszutreiben, und „wohnte inmitten der Kanaaniter“. (Richt. 1, 33.)

Dieselbe Charakterchwäche sehen wir auch in Barak, der ja aus Naphthali stammte. Er weigerte sich gegen Sisera zu kämpfen, wenn nicht das Weib Debora ihm helfend zur Seite stehen würde. (Richt. 4, 8.)

Wir lernen aus der Geschichte Dan's und Naphthali's, wie Satan stets an unsere natürlichen Anlagen anknüpft und die entsprechenden Fallstricke gebraucht, um uns die Welt in irgend einer Form wieder nahe zu bringen, diese Welt, deren Fürst und Gott er

ist, die nichts anderes anbieten kann, als die Lust des Fleisches, die Lust der Augen und den Hochmut des Lebens. Es ist daher gut, daß wir seine Kampfweise kennen, daß wir wachsam sind, ganz gleich, ob er in der Gestalt eines Löwen, einer Schlange oder eines Engels des Lichts komme. Seine Kraft brauchen wir nicht zu fürchten, wenn wir uns nur nahe bei dem Herrn halten, der ihn bereits überwunden hat. Es wird uns auch nicht gesagt, daß wir seiner Macht, wohl aber, daß wir seinen Listern widerstehen sollen; sobald wir seine Schlingen sehen, können wir sie vermeiden. Bedenken wir aber, daß nicht das Erkennen Satans uns befähigt, seine Anschläge zu vereiteln, sondern allein unser Bleiben in der Gegenwart Gottes. Bevor wir durch Jakobus ermahnt werden, dem Teufel zu widerstehen, wird uns gesagt: „Untertwerfet euch nun Gott!“ (Jak. 4, 7.) Unsere Natur — mag sie die Danks oder die Naph-talis sein — ist ja die Natur des eigenen Willens; sie steht in völligem Gegensatz zu Ihm, der da sagte: „Ich komme, um Deinen Willen, o Gott, zu tun“ (Hebr. 10, 7), und der durch diese Unterwerfung und durch Gehorsam gegen Sein Wort dem Teufel widerstand und ihn durch alle Versuchungen hindurch besiegte.

Also Gott unterworfen sein und die ganze Waffenrüstung Gottes ergreifen (Eph. 6, 13), das ist die notwendige Vorbedingung zu einem siegreichen Kampfe mit dem Erzfeind unserer Seelen.

Wie steht es da mit uns? Wie erscheinen wir manchmal bei einem Aufruf unseres Heerführers? Wie tief kann Weltförmigkeit den Gläubigen erniedrigen!

Der Gürtel der Wahrheit umschließt uns vielleicht locker, der Brustharnisch der Gerechtigkeit sitzt lose, weil „wir uns nicht geübt haben, allezeit ein Gewissen ohne Anstoß zu haben vor Gott und den Menschen“. (Vergl. Apstgsh. 24, 16.) Am linken Arm hängt der Schild herunter, und die Rechte hat das Schwert fallen lassen. Über allem weiß man nicht recht, wie der Helm sitzt und ob man ihn noch hat, da ab und zu Zweifel aufsteigen, ob man wirklich das Heil besitzt und errettet ist. Und nicht allein der Kopf ist unbedeckt, auch die Füße sind unbeschuht, der wahre stille Frieden ist verloren gegangen. Sollte man beim Anblick eines solchen Zustandes nicht auch mit Jakob aufseufzen: Auf Deine Rettung harre ich, Jehova?

Der Aufforderung des Jakobus: „Widerstehet dem Teufel, und er wird von euch fliehen!“ folgen die Worte: „Nahet euch Gott, und Er wird sich euch nahen, säubert die Hände, ihr Sünder, und reiniget die Herzen, ihr Wankelmütigen“. (Jak. 4, 8.)

Welch glücklicher Wechsel! Satan in Flucht, Gott sich nahend. Wohl hat sich Gott genahet, um uns zu retten; hier handelt es sich aber um die Verwirklichung dieser Nähe, um die Innigkeit Seiner Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft zu genießen ist das Vorrecht aller Seiner Kinder. Aber wir müssen von den tausend bösen Dingen und Gedanken, die sich in unser Herz einschleichen, befreit sein, müssen unsere Hände, die wir, wie Dan, verunreinigt haben, säubern und unsere wankelmütigen Naphthali-Hezen erst reinigen, um mit gutem Gewissen Gott nahen zu können.

Als Gott den Jakob aufforderte, nach Bethel zu ziehen und daselbst einen Altar zu machen, da verstand Jakob gleich, was Jehova zunächst von ihm forderte, und „sprach zu seinem Hause und zu allen, die bei ihm waren: Tut die fremden Götter hinweg, die in eurer Mitte sind, und reiniget euch, und wechselt eure Kleider; und wir wollen uns aufmachen und nach Bethel hinaufziehen, und ich werde daselbst einen Altar machen dem Gott, der mir geantwortet hat am Tage meiner Drangsal und mit mir gewesen ist auf dem Wege, den ich gewandelt bin“. (1. Mos. 35, 2. 3.)

So wollen auch wir, wenn unser bisheriger Gottesdienst nur etwas von der Sünde, von dem Bilderdienst Danks besleckt war, oder wenn unsere Naphhtali-Natur uns die Welt hat lieb gewinnen lassen, die fremden Götter aus unserer Mitte hinwegtun, uns reinigen von den Neigungen dieser Welt, unsere in der Wüste beschmutzten Kleider wechseln, und dann von neuem uns Gott nahen. Tun wir das, so wird es uns ebenso gehen, wie dem Jakob in Bethel. (1. Mos. 35, 9—12.) Gott wird uns Seinen Namen offenbaren, wird uns Seine Gemeinschaft geben und von neuem kundtun, was Er uns alles in Christo geschenkt hat.

Wo sollen wir unser Licht leuchten lassen?

„Man zündet nicht eine Lampe an und stellt sie unter den Scheffel, sondern auf das Lampengestell, und sie leuchtet allen, die im Hause sind.“ (Matth. 5, 15.)

Wo sollen wir unser Licht leuchten lassen? Vor den Menschen, und zwar zuerst vor unserer nächsten Umgebung, im Familienkreise. Das ist ein so alter, bekannter Satz, daß man meint, es sei überflüssig, ihn zu wiederholen. Und doch wissen wir aus schmerzlicher Erfahrung, daß wir nichts so leicht vergessen wie gerade ihn. Wir bemühen uns, freundlich, geduldig, nachgiebig u. s. w. zu sein, wenn wir uns außerhalb unseres Hauses bewegen, aber daheim meinen wir, mit dem bequemen Hausrock auch die Erlaubnis zu einem gewissen Sichgehenlassen anziehen zu dürfen. Ja, mancher ist, während er draußen ein verbindliches Lächeln auf den Lippen trägt, zu Hause mürrisch und unzufrieden. Frau, Kinder, Dienstboten — niemand vermag es ihm recht zu machen.

Wie würde der Herr so etwas nennen, auch wenn es noch nicht gerade diese ausgeprägte Form angenommen hätte? — **Heuchelei!**

Ein scharfes Wort! Und doch wie wahr! Gott gebe uns Gnade zu einer ernstesten Selbstprüfung in dieser Beziehung! Zur „Aufweckung unserer lauterer Gesinnung“ sei hier an eine kleine Geschichte erinnert, die manchem von uns schon bekannt sein dürfte; aber wir haben uns ja bereits gesagt, daß wir der „Erinnerung“ bedürfen. (Bergl. 2. Petr. 3, 1.) Ein Christ erzählt:

Ich war einmal der Gast eines als sehr fromm bekannten Mannes. Er begann den Tag mit einem langen Gebet, in welchem er den Herrn bat, ihn vor Sünde zu bewahren und ihm die Gesinnung Jesu zu geben. Es war ein treffliches Gebet, und unwill-

kürlich dachte ich: Dieser Mann muß ein vortrefflicher Christ sein. Eine Stunde später, als ich über den Hof ging, hörte ich ihn schelten und schimpfen. Bei meiner Rückkehr ins Haus wurde es noch schlimmer. Nichts war ihm recht. Er war aufgeregt und voll Ungeduld. Nach dem Abendessen konnte ich mich nicht enthalten ihn zu fragen: „Sie haben heute wohl eine große Enttäuschung erlebt?“

„Wieso? Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich meinte heute morgen, daß Sie ein großes Geschenk erwarteten. Es ist aber anscheinend nicht eingetroffen.“

„Ich ein Geschenk?“ fragte er ganz erstaunt.

„Ja wohl, ich habe Sie davon reden hören.“

„Mich von einem Geschenk reden hören? Da müssen Sie wohl geträumt haben, denn ich habe gar kein Geschenk erwartet.“

„Vielleicht nicht“, entgegnete ich ruhig; „aber gesprochen haben Sie davon, und ich habe erwartet, daß Sie es erhalten würden.“

Als er mich ganz verständnislos ansah, erklärte ich ihm den Sinn meiner Worte und sagte: „Sie erinnern sich doch, daß Sie heute früh in Ihrem Gebet Gott dringend gebeten haben, Sie vor Sünde zu bewahren, Ihnen Christi Sinn zu geben und Ihr Herz in Seiner Liebe zu erhalten?“

„Ach, das meinen Sie!“ erwiderte mein Gastgeber in einem Tone, der mir zeigte, daß er unangenehm berührt war, und in fast schroffer Weise gab er dem Gespräch eine andere Wendung.

„Der Herr ist nahe.“

(Aus einem alten Briefe.)

Geliebte Brüder und Schwestern im Herrn!

Der Tag des Abfalls nähert sich mit schnellen Schritten, und damit auch der Augenblick, wo der Herr die Seinigen zu sich entrücken wird. Wer ein geöffnetes Auge für die Zeichen der letzten Zeit hat, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß der Tag der Gnade bald zu Ende sein wird. Wenn je, so ist es in dieser ernstesten Stunde wichtig, daß wir uns offen fragen, wie es mit uns steht, und wie unser Verhalten als Jünger und Jüngerinnen Christi ist. Ich hoffe deswegen, ihr werdet das Wort der Ermahnung ertragen, das ich mich gedrungen fühle an euch zu richten.

Wenn ihr durch die Gnade, die umso heller erstrahlt, je mehr ihre Zeit zu Ende geht, errettet worden seid von der Gottlosigkeit und dem Unglauben, welche die Christenheit völlig zu durchdringen drohen, so handelt es sich jetzt für euch darum, ob ihre eure Verantwortlichkeit fühlt und die gesegnete Stellung, die ihr eingenommen habt, wertschätzt, so daß ihr darin wandelt als solche, die göttlich erleuchtet worden sind. Glaubt mir, der gegenwärtige Augenblick hat in der ganzen Geschichte der Welt nicht seines gleichen gehabt, und unter euch besonders sucht Satan sein verderbliches Werk zur Vollendung zu bringen, das umso gefährlicher ist, weil er es listiger als je anfängt. Seine Absicht ist immer, euch praktisch von Christo zu entfernen, selbst während ihr vielleicht auf dem Boden der Wahrheit steht und daher nichts befürchten zu müssen meint. Er kann sich selbst der Wahrheit bedienen, um euch zu schaden. So befindet ihr euch z. B. wohl auf sicherem Boden, so lange ihr in Gemeinschaft mit Gott bleibt und Christus euch alles ist. Sobald aber irgend etwas zwischen Ihn und die Seele tritt, verwandelt sich der philadelphische Charakter in denjenigen von

Laodicäa. Eure richtige Stellung hilft euch dann nichts mehr, eure Kraft schwindet, und ihr seid so schwach und unfähig zum Widerstand, wie irgend ein anderer Mensch.

Viele von euch sind jung, sind erst kürzlich belehrt worden und kennen nicht die Tiefen Satans. Wie sehr wünsche ich, solche ernstlich zu warnen. Der Feind, ich wiederhole es, hat es besonders auf euch abgesehen und sucht auf die eine oder andere Weise die Welt zwischen euch und Christum zu bringen. Die Mittel, deren er sich bedient, erscheinen oft gar unbedeutend. Es ist erstaunlich, welch geringfügige Dinge er braucht, um seinen Zweck zu erreichen. Er greift nicht gleich zu groben Fallstricken (später zwar weiß er auch die zu benutzen, wenn ihr ihm nachgibt), sondern er bedient sich im Anfang ganz gewöhnlicher, anscheinend unschuldiger Dinge, welche an und für sich niemand verurteilen könnte, die aber nichtsdestoweniger das langsam wirkende Gift enthalten, das euch vom Herrn entfernen und euer Zeugnis vernichten soll. Und wenn ihr fragt, was ich damit meine, so zeigt das allein schon die einschläfernde Wirkung dieser Tätigkeit des Feindes.

Hütet euch, ihr lieben Brüder und Schwestern, vor dem Geist dieses Zeitlaufs! Eure Reden, eure Kleidung, euer Benehmen, euer Mangel an geistlicher Gesinnung verraten deutlich genug, daß ihr euch von ihm habt anstecken lassen. Lastet es nicht als Folge davon oft wie ein Alp auf uns, macht sich nicht vielfach ein trauriger Mangel an Kraft fühlbar? Die Form der Gottseligkeit ist vorhanden, aber wo ist ihre Kraft? Wenn man sich der Welt gleichstellt, so gleitet man notgedrungen bald auf den gleichen Boden mit ihr hinab, und die bevorzugte Stellung, die wir einnehmen, gereicht uns dann, statt zum Segen, nur zum Gericht. Entweder Christus oder die Welt. Ihr könnt, ihr dürft nicht Christus und die Welt haben. Gott, der euch in Seiner Gnade von der Welt befreit

hat, kann nicht zugeben, daß ihr diese Gnade mißbraucht und nicht den geraden Weg wandelt; denn ihr seid nicht mehr von der Welt.

Die Stellung, welche Kinder Gottes in dieser letzten Zeit einzunehmen berufen sind, ist kostbar. Seit mehr als 1800 Jahren, diese ganze lange Nacht hindurch, hat es Christen gegeben, welche für ihren Herrn im Kampfe dastanden und wachen mußten, während ihr euch jetzt dem Augenblick nähert, wo die Posaune erschallen wird und ihr befreit und durch den Herrn Jesum selbst eingeführt werdet in das Haus des Vaters. Deshalb erwacht aus eurer Schläfrigkeit, schlummert nicht länger, und der Christus wird euch leuchten. Werft eure Götzen weg, reinigt eure Kleider und demütigt euch vor Gott in ernstem Selbstgericht. Wenn ihr Ihm also naht, werdet ihr in Ihm ungeahnte Schätze der reichsten Güte finden. O möchte doch die Schmach Ägyptens wirklich von euch abgewälzt werden! Möchten eure Gespräche den Herrn und Seine Interessen zum Gegenstand haben, anstatt, wie es so oft der Fall ist, eher alles andere als Ihn! Möchte man nicht beständig euer Fehlen unter denen zu beklagen haben, die sich regelmäßig zum Gebet versammeln! Ach, nie war es nötiger zu beten als jetzt. Vernachlässigt auch nicht die Gelegenheiten, euch zur Betrachtung des Wortes zu versammeln; schöpft täglich Licht und Kraft aus demselben, denn durch dieses Wort allein werdet ihr bewahrt vor den Pfaden des Verderbers. Trachtet danach, daß euer Leben eine Darstellung der Belehrung sei, welche ihr aus diesem Wort empfangt, und von der Wahrheit, wie sie in dem Jesus ist.

O Geliebte, ihr gehört Christo an, und Christus ist euer. Verleugnet nicht in eurem Wandel diese heilige Verbindung! Wofür solltet ihr euch verführen und abwendig machen lassen von der Treue und Einfalt gegen Christum? Für leere Träger und bittere

Früchte, zu deren Erwerb ihr die kurze Zeit hienieden gebrauchen müßtet, die ihr für den Herrn verwenden solltet, und die also euch selbst reichen Segen bringen würde? Denn alles was ihr hier tut in der Kraft des Geistes wird euch am Tage Christi zum Ruhm gereichen; und ihr werdet das Wohlgefallen dessen ernten, dem ihr als Eigentum angehört. Wolltet ihr Ihm diese Freude verderben? Ist das eure Antwort auf die Mühsal Seiner Seele? O denkt an Seine Hingabe, in welcher Er sich ans Kreuz schlagen ließ, mitten zwischen zwei Übeltätern, ein Schauspiel für Menschen und Engel, und alles dies für euch! Er hätte die Welt in Besitz nehmen können, ohne durch den Tod zu gehen. Aber dann hätte Er euch eurem Schicksal überlassen müssen, und das wollte Er nicht. Und ihr, die ihr durch Seine Armut, durch Seine bitteren Leiden und Seinen Tod reich geworden seid, ihr wolltet euch der Welt gleichstellen oder euch wenigstens durch sie leiten und beeinflussen lassen und Jesum Christum tatsächlich beiseite setzen? Wahrlich nicht. Gewiß braucht eure lautere Gesinnung nur aufgeweckt zu werden in Bezug auf diese Dinge.

Wir haben viel Schwäche, viel Mangel an Entschiedenheit und Hingabe miteinander zu beklagen, was uns sicher ernst machen sollte. Aber laßt uns Mut fassen und auf's neue uns aufraffen, um dem Herrn nachzuwandeln, der in Seiner Treue und Barmherzigkeit uns stets wieder aufwecken und aus einem Zustand der Erschlaffung herausbringen will. Mögen unsere Herzen auf diese Bemühungen unseres Herrn antworten, und möge nichts uns hindern zu rufen: Komm! Dann werden wir nicht beschämt werden vor Ihm bei Seiner Ankunft.

Betrachtungen über das Buch Esther.

(Fortsetzung.)

Kapitel 2.

Esther als Gemahlin und Königin.

Das 1. Kapitel war eine Einleitung, die besonders dazu bestimmt ist, uns die Verstoßung der heidnischen Gemahlin vor Augen zu führen, weil sie sich geweigert hatte, ihre Schönheit den Nationen zu zeigen. Das zweite Kapitel bringt die beiden Hauptpersonen des Buches auf den Schauplatz und läßt uns sehen, wie die Vorsehung im Geheimen die Wege bereitet, welche die jüdische Gemahlin öffentlich zum Königtum über die Nationen erheben sollen. Die erste dieser beiden Personen ist Mordokai.

Mordokai war der Urenkel Kis'; er war ein Mann aus dem Stamme Benjamin, der unter Jojakim (Jekonja) gefangen von Jerusalem*) nach Babel weggeführt worden war. Dieser Kis war, wie sein Name anzeigt, ohne Zweifel aus dem Geschlecht Sauls, denn in 1. Chron. 9, 36 begegnen wir schon einem Kis, dem Oheim Kis', des Vaters Sauls. Allerdings wird dieser Name auch als Gliedern der levitischen Familie**) gehörend erwähnt, welche aber wahrscheinlich in dem

*) Jerusalem war das gemeinsame Besitztum von Juda und Benjamin. (1. Chron. 8, 28. 32.)

***) 1. Chron. 15, 17; 6, 44; 23, 21. 22; 24, 28. 29; 2. Chron. 29, 12.

Gebiet Benjamins wohnten. Wie dem auch sei, der Name Sis war berühmt durch seine Verbindung mit dem Königtum, welches einst von Gott in Israel errichtet, aber wegen seiner Untreue von Ihm verworfen worden war, und wir können annehmen, daß der Urgroßvater Mordokais diesem entthronten königlichen Geschlecht angehört hat. Während bei dem Erlaß des Cyrus der letzte Vertreter der Familie Davids, Serubbabel, mit dem treuen Teile Judas wieder nach Jerusalem gezogen war, war ein Vertreter der Familie Sauls bei dem verderbten und verworfenen Volke geblieben, wie es einst sein untreuer König getan hatte.

Mordokai war selbst in Knechtschaft. Er hatte nicht Gebrauch gemacht von dem Erlaß des Cyrus, um wieder nach Jerusalem hinaufzuziehen,*) nicht etwa aus Gleichgültigkeit, sondern weil er, wie Daniel und Nehemia, am Hofe ein Amt bekleidete und sich nicht ohne besondere Erlaubnis entfernen konnte, und weil ihm wahrscheinlich seine Stellung untersagte, um diese Erlaubnis zu bitten. „Er saß im Tore des Königs.“ (Kap. 2, 19, 21; 6, 12.) Man sieht, daß auch Daniel diesen Platz einnahm (Dan. 2, 49) in dem Augenblick, da er großgemacht und als Herrscher über die Landschaft Babel und zum Obervorsteher über alle Weisen von Babel eingesetzt worden war. Es war zweifellos eine Stellung, welche Unterordnung erforderte, aber es war auch ein Vertrauensamt, das, wie man im Verlauf unserer Geschichte sieht, eine besondere Überwachung der Person des Herrschers in sich

*) Der Mordokai von Esra 2, 2 und Nehemia 7, 7 kann nicht dieselbe Person sein.

schloß. So stand es mit diesem Mann und seiner Amtsverrichtung; wir werden später seinen Charakter kennen lernen.

Mordokai erzog bei sich als seine Tochter Esther, *) die Tochter seines Oheims, eine vater- und mutterlose Waise. Zwischen diesen beiden Personen, dem Adoptiv-Vater und der Adoptiv-Tochter, bestand eine sehr enge Herzensverbindung. Esther wurde vor allem durch ihren Gehorsam gegenüber den Anordnungen Mordokais gekennzeichnet, ob sie deren Tragweite begriff oder nicht. Er hatte ihr verboten, ihr Volk und ihre Abstammung kundzutun. Esther gehorcht, denn „sie tat was Mordokai sagte, wie zur Zeit da sie bei ihm erzogen wurde“. (B. 20.) Die Zeit, ihre Herkunft zu offenbaren, war noch nicht gekommen.

Nachdem Ahasveros von seinem Kriegszuge zurückgekehrt war, (denn seit den im ersten Kapitel erzählten Ereignissen waren einige Jahre vergangen, siehe Kap. 1, 3 u. 2, 16), gedenkt er an das, was Bastsi getan hatte. Mit anderen Sorgen und dringenderen Sachen beschäftigt, hatte er seinem Bohn Zeit gelassen sich zu legen. Jetzt hat er Muße, an sein Haus und an die bürgerliche Einrichtung seines Reiches zu denken. Auf den Vorschlag seiner Ratgeber werden aus allen Gegenden seines Reiches junge Mädchen, Jungfrauen und schön von Ansehen, nach Susa zusammengebracht, damit die Wahl des Königs auf eine von ihnen zum Er-

*) Der Name Esthers war Hadassa, was Myrte bedeutet. Im Alten Testament sind die Namen so oft symbolisch, daß ich nicht zögere, in diesem das Unterpfand der Wiederherstellung des Volkes zu sehen.

sah für Bastsi falle. Esther erfüllte mit vielen anderen diese Bedingungen. Hatte sie Vorzüge, die sie von allen ihren Gefährtinnen unterschieden? Sicher würde ihre Abstammung sie von vornherein ausgeschieden haben; und Mordekai, der sich der Erniedrigung seines Volkes bewußt war, wußte dies sehr gut. Esther ist also gleichsam nur eine verborgene Gemahlin, aber ihre Anmut und Schönheit erwerben ihr die Zuneigung und Liebe aller. Sie gefällt Hegai, dem Hüter der Frauen, und erlangt Gunst vor ihm und vor allen, die sie sehen. Sie gefällt dem König, „mehr als alle Weiber“, und wird in ihrem noch geheimen Charakter zur Würde als Königin der Nationen an Bastsis Statt erhoben.

In diesem allem sehen wir eine Vorsehung, die nach ihrem Willen die Gedanken und Herzen der Menschen, die Gedanken und das Herz des Königs lenkt, um ihre Gnadenabsichten in Bezug auf das Volk auszuführen. Die einzige Gemahlin, welche an die Stelle der heidnischen treten kann, ist die jüdische Gemahlin, die einem verstoßenen Volke angehört; und der Herr wird das offenbar machen, wenn die Zeiten vollendet sein werden. Doch während nun diese Wege der göttlichen Vorsehung Israel gegenüber im Verborgenen die zukünftige Herrschaft dieses Volkes über die Nationen vorbereiten, welche eine Erniedrigung sehen wir da gleichzeitig in seiner tatsächlichen Lage! Das jüdische Weib ist zwangsweise dem König der Heiden unterworfen, wie eine Sklavin, über die man, ohne sie zu fragen, verfügt! Ihr Wille gilt nichts in diesem Ehe-Bündnis; sie wird dazu gezwungen. Eine solche Stellung konnte

für alle Jungfrauen des Reiches im höchsten Grade begehrenswert sein; für Esther war sie es nicht. Was ein jüdisches Weib kennzeichnete, das war die freiwillige Unterwerfung und Abhängigkeit einer Rebekka, als sie sagte: „Ich will gehen“; das war die ehrerbietige Zuneigung der Sara, des heiligen Weibes, die aus sich selbst Abraham „ihren Herrn“ nannte; das war die begeisterte Liebe der Abigail, die sich David zu Füßen warf und, um ihm zu dienen, begehrte eine Dienerin seiner Knechte zu werden; das war die Tochter in Psalm 45, die „ihr Ohr neigt und ihres Volkes und ihres Vaters Hauses vergißt“, die schön ist in einer Schönheit der Entsagung, welche sie dem König begehrenswert macht, sobald sie, Ihm huldigend, Seine allmächtige Oberherrlichkeit anerkannt hat! Dieser letztere Charakter wird in der Zukunft derjenige Israels sein, wenn es bei dem Herrn der Herrlichkeit, dem zukünftigen König Israels, wieder Gnade erlangt hat. Aber welch einen Gegensatz haben wir hier! Die unfreiwillige, gezwungene Unterwerfung unter ein Joch, welches die Folge der Sünde des Volkes ist. Das Gesetz verbot diese Ehen (5. Mose 7, 3); es schrieb dem Israeliten vor, seine Tochter keinem Heiden zu geben. Aber hier ist alles verändert: Die Könige der Nationen herrschen über die untreuen Juden; Gott hat sich zurückgezogen, und Nehemia muß sagen: „Siehe, wir sind heute Knechte . . ., und die Könige, die du um unserer Sünden willen über uns gesetzt hast, schalten über unsere Leiber nach ihrem Wohlgefallen“. (Neh. 9, 36. 37.) Es wird uns also in diesem unpassenden Verhältnis zweierlei gezeigt: auf der einen Seite fin-

den wir diese Tochter Israels in Knechtschaft, was sie in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Abstammung zu verbergen, auf der anderen Seite haben wir ihre Erhöhung zur königlichen Würde. Ist das nicht das Bild der zukünftigen Gemahlin, die zuerst vor aller Augen verborgen ist, dann aber öffentlich anerkannt wird von dem Herrn, dem großen König der Nationen, dessen Wege alle gerecht und wahrhaftig sind? (Offbg. 15, 3.) Esther zeigt sich den Anweisungen ihres Ratgebers unterwürfig. Sie zeigt Furcht gegenüber Ahasveros, aber gegen Mordokai Unterwerfung und Abhängigkeit, — „sie tat was Mordokai sagte, wie zur Zeit da sie bei ihm erzogen wurde“, — und zwar verbunden mit der Weisheit, die in allen Dingen das unterscheidet, was sich geziemt; mit der Klugheit, die weder ihren Adoptiv-Vater noch ihr Volk bloßstellt; mit der Geduld, welche den gegebenen Augenblick abzuwarten weiß; mit der Entschiedenheit, welche die Gelegenheit ergreift; mit dem Vertrauen, das sich in jedem Punkt auf die Unterweisungen Mordokais verläßt, dessen Wort für Esther wie das Wort Gottes ist. Im Blick hierauf ist es (worau wir schon hingewiesen haben) sehr merkwürdig, daß zu einer Zeit, in welcher die Schriften unter den Juden gekannt waren und gelehrt wurden, dieses Buch ihrer nicht ein einziges Mal Erwähnung tut. Indessen besteht bei Esther der Glaube an das Wort, an das durch einen Menschen verkündigte Wort, der freilich nur entfernte Ansprüche darauf gehabt hätte, sich Gehör zu verschaffen, der aber für das Herz Esthers die göttliche Autorität darstellt. Wie kennzeichnet das alles so treff-

lich dieses Buch, in welchem sogar weder Gebet noch Flehen erwähnt werden; denn diese konnten nicht an einen Gott gerichtet werden, der sich von dem Volke, das Ihn verunehrte, abgewandt hatte. Doch bestand trotz allem das Band; es war aber nur für Gott allein sichtbar.

Unter dieser ganzen Oberfläche von Wüste in sittlichem Sinn und fremder Knechtschaft finden wir den verborgenen Strom wieder, den das Auge des Adlers nicht sieht, wohl aber das Auge des Glaubens, welches ihm in seinen geheimen Windungen folgen kann und nur auf den Augenblick harret, wo er an dem großen Tage, bei der Wiederherstellung Israels, hervorsprudeln wird. Überall begegnen wir diesem Geheimnis wieder. Die Welt setzt ihren Lauf vor aller Augen fort, die Großen fassen ihre Entschlüsse, der König billigt sie — und doch wird alles das in geheimnisvoller Weise von dem entschieden, der nach Seiner Einsicht den Geist, die Pläne, die Entscheidungen der Menschen leitet und nichts davon zuläßt, es sei denn um Seine Absichten auszuführen und schließlich die öffentliche Darstellung derselben zu bewirken. Mordokai selbst wacht im Geheimen über Esther mit rührender Sorgfalt (B. 11), was ihn jedoch nicht verhindert, auch über den König zu wachen, welchen Gott wegen der Sünde des Volkes ihm zum Herrn gegeben hat. Alles das ist sehr schön und bekundet bei Mordokai ein großes Verständnis für die Gedanken Gottes, eine seltene Unterwerfung unter Seinen Willen. Als die Verschwörung der beiden Kämmerer zu seiner Kenntnis kommt, während er „im Tore des Königs sitzt“, zögert

er keinen Augenblick, sie durch Esther zu enthüllen und so das Leben des Mhasveros zu beschützen.

In diesem Kapitel beginnt der schöne Charakter dieses Mannes Gottes sich zu zeigen. Er nimmt die Stelle der Eltern ein, die Esther verloren hatte, und nimmt sie bei sich auf. Das ist in einem Sinn eine göttliche Rolle: „Hätten mein Vater und meine Mutter mich verlassen, so nähme doch Jehova mich auf“. (Ps. 27, 10.) Er erzieht sie sorgfältig und wacht über sie mit mütterlicher Fürsorge; dann wacht er in seinen Beziehungen zum Hofe offen über den König, indem er im Tore sitzt, um jede Gefahr von seiner Person abzuwenden. Da das Schicksal Esthers mit dem Leben des Mhasveros verbunden ist, wird Mordokai der Retter dieses letzteren. Dann tritt er in die Stille zurück, indem er nichts für sich selbst begehrt und sich der Leitung der Vorsehung überläßt, dem Einzigen, was seiner unterdrückten Nation noch bleibt. Diese Vorsehung hatte die Türhüter dahin geleitet, ihre Pläne in Gegenwart Mordokais zu enthüllen, sie hatte Esthers Ohr bereitet, um diese Mitteilung zu empfangen, und sie hatte dafür gesorgt, daß diese Dinge in des Königs Gegenwart in das Buch der Chroniken eingeschrieben wurden. Immer weiter verfolgt der verborgene Strom seinen unterirdischen Lauf, bis er uns schließlich zu der endgültigen Befreiung unter einer Herrschaft des Friedens und der Gerechtigkeit führt.

Esther, die Jüdin, ist die Gemahlin dessen geworden, der die höchste Gewalt ausübt, und wird von dem König öffentlich anerkannt, der die Krone auf ihr Haupt setzt und ihr zu Ehren ein großes Gastmahl, „das

Gastmahl Esthers“, veranstaltet. Doch wenn sie auch als Königin anerkannt wird, so ist doch noch nicht geoffenbart, was sie in Wirklichkeit ist. Mordekai, der tatsächlich jede Autorität über sie besaß, hatte ihr geboten, ihre Abstammung nicht kundzutun. Am Ende der Zeiten wird es ebenso sein. Noch bevor der Herr die Herkunft Seiner jüdischen Gemahlin, des Gegenstandes der Verheißungen und der Ratschlüsse Gottes, nach denen sie das Königtum über die Nationen haben soll, öffentlich anerkennt, wird Er diese Gemahlin besitzen, aber noch nicht öffentlich kundgemacht als solche, sondern unter der Gestalt eines verachteten und verfolgten Überrestes, der nichtsdestoweniger bei manchen Gnade finden wird; aber ihre Schönheit wird von ihrem Gemahl gekannt sein, bevor Er sie der Welt darstellen kann. Dann wird die jüdische Gemahlin nicht ungehorsam sein, wie es die heidnische Gemahlin war; sie wird auf der Erde der reine Abglanz der Herrlichkeit ihres Gemahls sein, wie die wahre, verherrlichte Kirche es im Himmel sein wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gad und Aser.

Jakob war bereits Vater über sechs Söhne, als ihm von der Silpa, einer vertrauten Magd der Lea, Gad und Aser geboren wurden.

Es ist bezeichnend, daß diese, sowie die zwei anderen von einer Sklavin abstammenden Söhne, einen ausgesprochen weltlichen Charakter tragen. An den hinterlistigen Dan und den schmeichlerischen Naphthali schließt sich der auf seinen starken Arm vertrau-

ende Gad und der genußliebende Ufer an. Die Namen der letzteren haben fast die gleiche Bedeutung. Gad heißt „Glück“ und Ufer „glücklich“. Die von den Menschen am höchsten geschätzten und sein Glück ausmachenden Güter: Kraft und Gesundheit, Wohlleben und Reichthum, finden sich in Gad und Ufer verkörpert.

Gad, der siebente Sohn Jakobs, selbst Vater von sieben Söhnen (1. Mose 46, 16) — schon durch die Zahl sieben gewissermaßen als Glückssohn bezeichnet — besaß hervorragende Kraft und starkes Selbstbewußtsein. Aus seinem Stamm „sonderten sich ab zu David, nach der Bergfeste in die Wüste, tapfere Helden, Männer des Heeres zum Kriege, mit Schild und Lanze gerüstet, deren Angesichter wie Löwen-Angesichter, und die den Gazellen auf den Bergen gleich waren an Schnelle“. (1. Chron. 12, 8.) Von ihm sagt Mose: „Gesegnet sei, der Gad Raum schafft! Wie eine Löwin lagert er und zerreißt Arm und Scheitel“ (5. Mose 33, 20); und von den Lippen des sterbenden Jakob hören wir: „Gad, Scharen werden ihn drängen, und er, er wird ihnen nachdrängen auf der Ferse“. (1. Mose 49, 19.)

Ganz im Gegensatz zu Gad tritt in den Segenssprüchen für Ufer insbesondere der Hinweis auf Wohlleben und Reichthum hervor. „Von Ufer kommt Fettes, sein Brot; und er, königliche Leckerbissen wird er geben.“ (1. Mose 49, 20.) „Gesegnet an Söhnen sei Ufer; er sei wohlgefällig seinen Brüdern, und er tauche in Öl seinen Fuß! Eisen und Erz seien deine Niegel, und wie deine Tage, so deine Kraft!“ (oder, wie

andere übersehen: „dein Leben lang dauere deine Ruhe“). (5. Mose 33, 24. 25.) Alles deutet hin auf Reichtum, Genuß, sicheres Wohnen und ungestörte Ruhe. Aser aß sein Brot nicht trocken, sondern fett; er hatte Überfluß an Öl und konnte ein sorgloses, behagliches Leben führen.

Das Erbteil, das den beiden Stämmen zufiel, entsprach ihrer Charakteranlage. Gad erkor sich das fruchtbare Hirtenland Gilead, ein Land, welches für feindliche Angriffe von Osten und Süden offen lag und dazu von den fast unbezwingbaren Amoritern bewohnt war.

Das Stammgebiet Aser lag hingegen an den geschützten Abhängen des Libanon, von der Sonne erwärmt und von den kühlen Seewinden erfrischt. Das blühende Phönizien war sein Nachbar; Tyrus und Sidon tauschten für Gold „die königlichen Beckerbissen“ ein, welche das fruchtbare Land hervorbrachte; und durch den zunehmenden Reichtum kam Wohlhabenheit und Überfluß, Pracht und Üppigkeit in die lieblichen Gefilde Asera hinein.

Gad sowohl wie Aser waren nach menschlichen Begriffen „glücklich“ zu nennen und führten ihren Namen nicht mit Unrecht. Kraft und Gesundheit waren bei dem Einen, Reichtum und Wohlleben bei dem Anderen zu finden. Und doch fehlte ihnen das wahre Glück, weil sie der Selbstsucht und der Liebe zur Welt nachgaben. Das machte sie geteilten Herzens, untreu und unentschieden gegen Jehova, ihren Gott. Debora mußte bei Gelegenheit des Kampfes mit Sisera klagen: „Gilead ruhte jenseit des Jordan . . . Aser blieb

am Gestade des Meeres, und an seinen Buchten ruhte er". (Richt. 5, 17.)

Wir dürfen uns freuen und Gottes Güte preisen, wenn wir in der Kraft eines Gads dastehen, oder wenn uns der Reichtum eines Aser zufällt.

Es ist durchaus nicht nach Gottes Willen, wenn wir unsere körperliche Kraft mißachten, vernachlässigen, oder Speise und Trank, diese guten Gaben Gottes, ausschlagen und verurteilen. Die Natur hat ihre Rechte, und diese werden in der Schrift anerkannt. „Lehrt euch nicht selbst die Natur?“ fragt Paulus in 1. Kor. 11, 14; und auch unser Herr liebte den reichen Jüngling von Markus 10, obschon wenig mehr als Natur bei ihm war. Es besteht ein großer Unterschied zwischen Natur und Fleisch. Natur wird im Worte anerkannt, das Fleisch verurteilt. Wir sind der Sünde, nicht aber der Natur gestorben. So ist es denn durchaus keine Sünde, für die Ausbildung der Körperkraft Sorge zu tragen, zu turnen u. s. w., oder sich an Speise und Trank zu erquicken. Die Natur selbst stellt dabei die Grenzen fest und unterwirft sie unserer Überwachung. Sobald wir aber unseren natürlichen Neigungen erlauben, diese Grenzen zu überschreiten, sobald das Genießen Selbstzweck wird, und wir dabei den Genuß der himmlischen Dinge — der geistlichen Kraft und der Seelenspeise — mißachten, tritt die Sünde ein. Ich erinnere nur an die Zeit, als die Kinder Israel die Wüste durchzogen. Jehova gab ihrem Wunsche nach Brot und Fleisch nach. Er ließ zu ihrer Sättigung Wachteln

heraufkommen und das ganze Lager bedecken, und ließ Brot vom Himmel regnen. An Levem, an dem himmlischen Man und dem irdischen Fleisch, durften sie sich dankbaren Herzens erfreuen. (2. Mose 16.) Später aber, als sie zum zweiten Male nach Fleisch begehrten, weil sie des himmlischen Mans überdrüssig geworden, war ihnen Gott zwar wiederum zu Willen, jedoch diesmal zu ihrem Schaden. (4. Mose 11.) „Er gab ihnen ihr Begehrt, aber Er sandte Magerkeit in ihre Seelen.“ (Ps. 106, 15.)

Christus soll unser ganzes Leben beherrschen; dieser heilige Grundsatz wird in der Schrift auch auf die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse angewandt. Wir können den Willen Gottes selbst in Bezug auf die Nahrung, die wir zu uns nehmen müssen, erfüllen. „Wer ißt, ißt dem Herrn, denn er dankt Gott.“ (Röm. 14, 6.) „Ob ihr nun esset oder trinket oder irgend etwas tut, tut alles zur Ehre Gottes.“ (1. Kor. 10, 31.) — Wir mögen also beachten, daß das Wort sagt: „Die Leibliche Übung ist zu wenigem nütze, die Gottseligkeit aber ist zu allen Dingen nütze, indem sie die Verheißung des Lebens hat, des jetzigen und des zukünftigen“. (1. Tim. 4, 8.) „Wirket nicht für die Speise, die vergeht, sondern für die Speise, die da bleibt ins ewige Leben, welche der Sohn des Menschen euch geben wird.“ (Joh. 6, 27.)

Wir sollen das Gute dankbar genießen, aber das Bessere darüber nicht vernachlässigen. „Der Schmuck der Jünglinge ist ihre Kraft“, heißt es in Sprüche 20, 29, und doch „ist Weisheit besser als Kraft“, wie der Prediger mahnt. (Kap. 9, 16.) Wohl wünschte

Johannes dem geliebten Gajus, daß es ihm körperlich ebenso wohl gehen möchte, wie es seiner Seele wohlging (3. Joh. 2), doch ist das Letztere wichtiger, denn die Worte der Wahrheit „sind Leben denen, die sie finden, und Gesundheit ihrem ganzen Fleische“. (Spr. 4, 22.) Der von Natur gesunde, kräftige Gläubige läuft leicht Gefahr in Selbstvertrauen, im Stolz auf den eigenen Arm vorwärts zu gehen. Ein solcher möge es sich sagen lassen, daß „ein Held nicht befreit wird durch die Größe seiner Stärke, daß das Auge Jehovas auf die gerichtet ist, welche Ihn fürchten und auf Seine Güte harren“. (Vergl. Ps. 33, 16. 18.) Er möge sich verhalten, daß „Gott nicht Lust hat an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an den Weinen des Mannes; Jehova hat Gefallen an denen, die Ihn fürchten, an denen, die auf Seine Güte harren“. (Ps. 147, 10. 11.)

Das Gleiche gilt für den Reichtum. Er ist auch eine Gabe Gottes, für welche wir zu danken haben. „Jehova macht arm und macht reich“, singt Hanna (1. Sam. 2, 7); und „es ist für jeden Menschen, welchem Gott Reichtum und Güter gegeben, und den Er ermächtigt hat, davon zu genießen und sein Teil zu nehmen und sich bei seiner Mühe zu freuen, eben dieses eine Gabe Gottes“. (Pred. 5, 19.) Sobald aber der Gläubige „seine Hoffnung auf die Ungewißheit des Reichtums setzt, anstatt auf Gott, der uns alles reichlich darreicht zum Genuß“, oder „auf seinen Reichtum vertraut, so wird er fallen“. (1. Tim. 6, 17; Spr. 11, 28.) Es mag uns auch zur Warnung dienen, daß erfahrungsgemäß jeder übermäßige Genuß verweich-

licht, und daß ein zu behagliches Teil die Seele verhungern läßt. Wir dürfen die Herrschaft über alle Wünsche der Natur nicht verlieren, und wir müssen alle irdischen Segnungen jederzeit den himmlischen unterordnen. „Ein Tor ist der, der für sich Schätze sammelt, und ist nicht reich in Bezug auf Gott“ — sind des Herrn eigene Worte. (Vergl. Luk. 12, 21.)

So mögen denn alle unter uns, welche durch Gottes Gnade die Körperkraft eines Gad oder den Reichtum eines Aser besitzen, sich dankbar dieser Segnungen erfreuen, aber die ernstesten Worte des Propheten beachten: „Der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit, und der Starke rühme sich nicht seiner Stärke, der Reiche rühme sich nicht seines Reichtums; sondern wer sich rühmt, rühme sich dessen: Einsicht zu haben und mich zu erkennen, daß ich Jehova bin, der Güte, Recht und Gerechtigkeit übt auf der Erde; denn daran habe ich Gefallen, spricht Jehova“. (Jer. 9, 23. 24.)

Die natürliche Kraft versagt, und Besitz und Reichtum verlieren ihren Wert, sobald die Dinge mit Gott in Frage kommen. Eine andere Kraft, an Stelle der natürlichen, eine neue Speise, anstatt der irdischen, ist da nötig. Christus muß unsere Kraft, unsere Speise, unser Leben ausmachen.

„Glückselig der Mensch“, sagt der Psalmist, „dessen Stärke in dir ist, in deren Herzen gebahnte Wege sind!“ (Ps. 84, 5.) Nur in der Kraft, „mit welcher mich Gott umgürtet“ (Ps. 18, 32), kann ich allezeit siegen und mir dabei ein ungeteiltes, aufrichtiges Herz für Gott, „ein Herz mit gebahnten Wegen“, bewahren.

Das Herz Gads war nicht ungeteilt. Zwar haben die Gaditer, mit Ruben und dem halben Stamme Manasse, an der Spitze des ganzen Volkes mutig den Jordan durchschritten, um in Kanaan für ihre Brüder zu kämpfen, aber ihre Selbstsucht, ihr Selbstvertrauen hatte sie eine andere Grenze wählen lassen als die, welche der Jordan bildete. Weltliche, eigennützige Rücksichten, das was das Auge sah — „sie sahen das Land Jafer und das Land Gilead“, — eine Schätzung des Erbteils nach ihren eigenen Interessen, ohne irgend welches Fragen nach dem Willen Gottes — „der Ort ist ein Land für Vieh, und wir haben Vieh“, — das alles hatte sie bestimmt, das Erbteil „diesseit des Jordan“ zu wählen. (4. Mose 32, 1—5.) Das Land „diesseits“ zog sie an, während ihre Brüder jenseit des Flusses, im friedlichen Genuß der Segnungen des Landes, mit Freuden in dem Jordan die Schranke erblickten, welche sie von allem trennte, was fortan keinen Wert mehr in ihren Augen hatte. Der Mangel an göttlicher Kraft trug Schuld, daß ihnen zwei wichtige Dinge: der Wert des Landes Kanaan und die Wichtigkeit der wahren und geistlichen Stellung des Todes und der Auferstehung (von welcher der Jordan ein Bild ist) unbekannt blieben, daß sie, anstatt Besitzer, gewissermaßen nur Grenznachbarn des gelobten Landes waren.

Diese Halbherzigkeit, welche mehr ihr Eigenes sucht, anstatt das, was Gottes ist, dieses Zurückbleiben hinter dem göttlichen Ziel trotz all ihres Kampfesmutes hatte auch den großen Streit unter Brüdern zur Folge, der uns in Jos. 22 geschildert wird.

Die 2^{1/2} Stämme bauten am Ufer des Jordan, an der Grenze ihres Gebiets, „angesichts des Landes Kanaan“ einen Altar, „groß von Ansehen“. Er sollte ein Zeugnis von der Gemeinschaft mit ihren durch den Jordan getrennten Brüdern sein. Dieser Altar-Bau war menschlich erfunden und ließ verschiedene Beurteilung zu. Angeblich war er zur Aufrechthaltung der Einheit bestimmt; er konnte aber auch als ein Versuch zum Bruch der Einheit aufgefaßt werden und als eine feindliche Gegenüberstellung angesichts des Zeltes in Silo gelten. Jedenfalls war die Gefahr da, daß Unabhängigkeit von Gottes Willen zum Schaden der Einheit sich in der Mitte des Volkes Eingang verschaffte. Es war eben die zweideutige Herzensstellung der 2^{1/2} Stämme, welche diese Gefahr heraufbeschwor, wenn sie auch, da Treue gegen den Ewigen bei ihnen vorhanden war, ohne Schaden vorüberging. In unserer Mitte — wenn wir an die letzten Jahrzehnte zurückdenken — sind auch solche aus zweideutiger und der Abhängigkeit ermangelnder Herzensstellung herrührende Schwierigkeiten entstanden, und leider ist es da keinem Pinehas gelungen, Spaltungen unter Brüdern zu verhindern.

Wir haben alle darüber zu wachen, daß unsere Stärke in Gott ist, daß in unseren Herzen gebahnte Wege sind, damit wir nicht hinter unserer wahren Stellung, unserem eigentlichen Ziele zurückbleiben. Hinweg denn mit aller zweideutigen Halbherzigkeit! „Jehovas Augen durchlaufen die ganze Erde, um sich mächtig zu erweisen an denen, deren Herz ungeteilt auf Ihn gerichtet ist.“ (2. Chron. 16, 9.) An solchen, die mit einer Hand Christum festhalten und mit der anderen

nach der Welt hinlangen, kann Gott sich nicht mächtig erweisen. In Herzen, die von Selbstvertrauen und Unabhängigkeit erfüllt sind, kann sich die Kraft Christi nicht offenbaren. Es ist so schwierig zu lernen, daß „sich schwach fühlen“ der Weg zur göttlichen Kraft ist. Unser Wille muß gebrochen werden, auf daß uns Gott dazu bringe, uns allein auf Seine Kraft zu stützen.

Das mußte auch Jakob erfahren, als er nach zwanzigjähriger Zucht in den ihm verheißenen Besitz eintreten sollte. Es war auf dem späteren Erbteil unseres starken, selbstbewußten Gad, an der Furt des Jabbof, wo der Patriarch mit Gott rang. Sein Wille mußte gebrochen werden, auf daß Gott ihn dahin brachte, wo Er ihn segnen konnte. Und in diesem Kampfe mit Gott wurde Jakob dahin geführt, daß er in Gott seinen einzigen Ausweg sah. „Ich lasse dich nicht los, du habest mich denn gesegnet.“ Er ist ganz auf Ihn geworfen und kann keinen Schritt weiter, als bis Gott ihn nicht nur segnet, sondern ihn auch sich unterwirft. So ging er denn aus dem Kampfe als ein Gesegneter hervor, aber mit dem tiefen Gefühl seiner eigenen Schwachheit, deren Ausdruck er bleibend an sich trug: „das Hüftgelenk Jakobs ward verrentet“. (1. Mose 32.) Nachdem dies geschehen, betritt er das verheißene Land durch Glauben, als ein Israel, als ein Gotteskämpfer, gedemütigt und gesegnet, und findet Rettung von der Hand Esaus, seines Bruders.

Unser Kampf gilt nun nicht allein den Schrecken des Feindes, sondern auch den verderblichen Reizen dieser Welt. Damit wir aus beidem als Sieger hervorgehen, kommt Gott uns nicht allein mit

Seiner Kraft zu Hilfe, sondern Er richtet zugleich unseren Blick auf die reichen zukünftigen Segnungen, die unser warten. Wir sehen es bei Mose. Dieser Mann Gottes verließ in der Kraft des Glaubens Ägypten, ohne die Wut des Königs zu fürchten, und er weigerte sich ein Sohn der Tochter Pharaos zu heißen, indem er die Schmach des Christus für größeren Reichtum hielt als die Schätze Ägyptens; denn er schaute auf die Belohnung. (Hebr. 11.)

Geistliche Kraft und die Hoffnung auf zukünftige Güter — beides vereint führt zum Ziel. Aus dem Gesetz des Nasirs im Alten Testament lernen wir, daß sich diese Kraft in unserer Schwachheit offenbart, und daß diese Hoffnung in uns lebendig wird, wenn wir den Geschmack an den irdischen Segnungen verlieren. Das lange Haar des Nasirs drückte seine Unterwerfung unter Gottes Willen aus (vergl. 1. Kor. 11, 10); sein ganzliches Enthalten von der Frucht des Weinstocks bedeutete seine Trennung von den Freuden der Welt.

Wir dürfen sagen, daß Gott es uns in Wirklichkeit leicht gemacht hat, uns von allem Irdischen fern zu halten und gegen die Reichtümer dieser Welt gleichgültig zu sein. Alles, was wir hier bedürfen, Nahrung und Kleidung, kommt uns (soweit es gut für uns ist,) in der Fülle der göttlichen Gnade zu, unmittelbar aus der Hand „des himmlischen Vaters, welcher weiß, daß wir dies alles bedürfen“. (Vergl. Matth. 6, 32.) Unsere Hilfsquellen reichen also nicht bloß bis zur Macht Gottes, sondern bis zum Herzen des Vaters, und jedes Kind Gottes kann mit dem Apostel vertrauensvoll sagen:

„Mein Gott wird alle meine Nothdurft erfüllen nach Seinem Reichtum in Herrlichkeit in Christo Jesu“. (Bergl. Phil. 4, 19.)

Außerdem hat Er uns noch reich gemacht mit aller „geistlichen Segnung in den himmlischen Örtern“ und „in Christo selbst“, und läßt uns alle diese Reichtümer schon jetzt genießen durch den Heiligen Geist. Wir sind außerordentlich reich, denn was könnte man uns noch hinzugeben, da wir Erben Gottes, Miterben Christi sind? Sind nicht, gleichwie Er ist, auch wir in dieser Welt? Liebt uns der Vater nicht mit derselben Liebe, wie Er Seinen Sohn geliebt hat? (1. Joh. 4, 17; Joh. 17, 23. 26.) Wahrlich, die menschliche Sprache kann unseren Reichtum nicht mit höheren Worten ausdrücken, und die schönste irdische Herrlichkeit verblaßt vor solchen Segnungen. Und doch — man sollte es nicht glauben! — gelüstet es uns so oft, „fettes Brot zu essen, unseren Fuß in Öl zu tauchen, die Vederbissen dieser Welt zu wählen“, die Segnungen Afers den himmlischen vorzuziehen. Wir lassen uns beschämen von der Prophetin Anna, die aus dem Stamme Afer war, aber von den himmlischen Reichtümern erfüllt war, so daß „sie nicht von dem Tempel wich, indem sie Nacht und Tag mit Fasten und Flehen diente“. (Luk. 2, 37.)

Die Neigung, auf das Irdische zu sinnen, ist schon für manchen zum Fallstrick geworden. Fragen wir uns nur selbst. Irdische Genußsucht war es auch, die in der Seele Isaaks den Gedanken an den ihm geoffenbarten Ratschluß Gottes verdrängte, und die sein Urtheil verwirrte. „Bereite mir“, sagt er zu sei-

nem Sohne Esau, „ein schmachhaftes Gericht, wie ich es gern habe, und bringe es mir her, daß ich esse, damit meine Seele dich segne, ehe ich sterbe“. (1. Mose 27, 4.) Das „schmachhafte Gericht“ ließ ihn vergessen, daß bei der Geburt der Zwillinge den Eltern kundgetan war, daß der Ältere dem Jüngeren dienen solle. (1. Mose 25.)

Und wie hat es Esau gemacht? Er verkaufte sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht, zog die Befriedigung des Augenblicks, das was dem Fleische zusagte, der ganzen Fülle der göttlichen Verheißungen vor. Gleichen wir nicht oft diesem Esau und verachten den himmlischen Segen und jagen den vergänglichen Dingen dieser Welt nach, von denen wir doch nichts mitnehmen können? Opfern wir nicht auch manchmal in unserer Torheit gleichfalls ewige Dinge dem augenblicklichen Genuß, der flüchtigen Freude am Zeitlichen?

Das Wort nennt Esau einen „Ungöttlichen“. (Hebr. 12, 16. 17.) Welch eine ernste Mahnung für unsere genußsüchtige Zeit!

Was wir heute nötig haben, das sind Männer, feste, treue Männer, die sich allein auf Gottes Kraft stützen und dieser Welt fremd gegenüber stehen, Männer wie ein Paulus, der in guten und trüben Tagen seine Kraft und seinen Genuß allein in Christo fand. Nichts konnte ihn aufhalten; in der Kraft Christi vermochte er alles zu tun. Alles, was die Welt, selbst die religiöse Welt bot, konnte er fahren lassen und als Dreck achten, weil er seinen Reichtum, sein ewiges Teil in Christo erkannte. Er

war stark, und er war reich; obschon nichts habend, besaß er alles, und er wußte Überfluß zu haben, ohne sich zu erheben; er war Gad und Aser in einer Person, stark und reich.

Gad heißt „Glück“; sein Glück bestand in der körperlichen Kraft. Und Aser bedeutet „glücklich“; er war es wegen seines Reichtums. Das Glück des Apostels und auch unser Glück liegt aber nur in der Unterwerfung unter Gottes Willen, und unsere Glückseligkeit in dem Vertrauen zu Ihm und zu Seinen reichen Verheißungen; denn immer bleibt der Weisheit alter Spruch wahr:

„Wer auf das Wort achtet, wird Glück erlangen; und wer auf Jehova vertraut, ist glücklich.“
(Sprüche 16, 20.)

Warum?

Warum all das Leid und all der Jammer? Warum der schreckliche Krieg? Diese Frage liegt auf aller Lippen.

Warum raubt der Tod das blühende Leben so vieler, die uns nahegestanden, die unserer Seele teuer und unentbehrlich waren; warum wird so mancher lebensfrohe Jüngling verwundet, verstümmelt; warum so mancher Ernährer seiner Familie aufs Krankenlager geworfen, so daß er im günstigsten Fall seinem Beruf nur mit gebrochener Kraft nachgehen kann? Warum diese Fülle von Elend, Not und Weh, welche der Krieg über die Menschheit ausschüttet? Warum?

Die Sünde ist in die Welt gekommen, und mit ihr Tod, Krankheit, Elend, Not. Die Sünde hat

all das Unheil mitgebracht, das der jetzige Krieg im Gefolge hat. Die ganze Weltgeschichte ist zugleich ein Weltgericht. Sie bezeugt Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit.

„Deine Bosheit züchtigt dich“, sagt das Wort, „und deine Abtrünnigkeiten strafen dich; so erkenne und sieh, daß es schlimm und bitter ist, daß du Jehova, deinen Gott, verlässest, und daß meine Furcht nicht bei dir ist, spricht der Herr, Jehova der Heerscharen.“ (Jer. 2, 19.)

Gott ist es, welcher den Menschen wegen seiner Sünde straft, der es ihn fühlen läßt, wie schlimm und bitter es ist, wenn man Ihm den Rücken kehrt. Und es ist noch Gnade, daß Er es tut. Würde Er den Abgefallenen einfach sich selbst überlassen, sich um den Sünder nicht kümmern, dann wäre ja alles hoffnungslos verloren. So aber weist die strafende Hand auf die rettende Macht des Blutes Jesu Christi hin und treibt durch die Bitterkeit des Wehs den Armen zum Kreuze des liebenden, helfenden, tröstenden Heilands. Elend und Leid sollten darum nicht das Herz des Menschen im Zorn verhärten, auch es nicht trotzig sich auslehnen lassen gegen die schmerzenden Schläge der göttlichen Strafe. Über die Sünde, die Quelle aller Leiden, — darüber sollte er lieber weinen. „Was beklagt sich der lebende Mensch? Über seine Sünden beklage sich der Mann!“ (Klagel. 3, 39.)

Gerade um ihn zu einem solchen Klagen und zur Rückkehr zu Gott zu bringen, dazu benützt Gott den Krieg, dazu alles Elend und alles Leid.

Warum dieser Krieg? Warum trifft uns so viel Leid? so fragen auch die Gläubigen, die zu Gott umgekehrt sind.

Sie tun es nicht trotzig, wie so manches Weltkind, sondern in der tiefsten Überzeugung, daß Gott gerecht ist in allem Seinem Tun. Sie sind überzeugt, daß Gott ein unumschränktes Verfügungsrecht über Seine Geschöpfe hat, und erblicken in diesem Kriege ein Ereignis, welches uns auf die baldige Vollstreckung des längst über die Welt wegen ihrer Verwerfung Christi ausgesprochenen Urteils hinweist. Zugleich finden sie auf diesem Wege der Schrecken Gedanken des Friedens, die Gott für die gefallene Menschheit sowohl, als auch für Seine Kinder hat. Wie viele Sünder mögen in diesen Zeiten der Not zu Gott schreien und so errettet werden für Zeit und Ewigkeit! Wie manche gläubige Seele mag auch unter dem Druck der schweren Not zu der kostbaren Gemeinschaft mit dem Herrn zurückgeführt sein, in welcher sie früher so glücklich war, und die sie nach und nach vernachlässigt hatte!

Ja, Gott ist Liebe. Sein Auge wacht beständig über Seine Kinder. Er benützt auch die Leiden, welche der Krieg über alle bringt, wie bei Israel dazu, um „uns zum Herzen zu reden“, um „uns zu demütigen und zu versuchen, damit Er uns wohlthue am Ende“. Er beugt durch Trübsale unsere Seelen, läßt sie durch den Schmelztiiegel gehen, damit „die Bewährung unseres Glaubens zu Lob und Herrlichkeit und Ehre erfunden werde in der Offenbarung Jesu Christi“. Wir haben einen Vater, der uns wohl von Herzen liebt, der aber auch über Seine Kinder regiert und sie in Ordnung

haben will. Und Er regiert umsichtig, gebraucht die Rute nicht aufs Geratewohl, sondern weiß genau, wann und wie Er uns züchtigen muß. „Denn wer ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtigt?“ (Hebr. 12, 7.)

Niemand unter uns wird sich verhehlen, daß die Zeit, in welcher wir leben, eine traurige, tief demütigende ist, soweit es unser Zeugnis betrifft, daß sie das Gepräge von Laodicäa — lau, weder kalt noch warm — hat. Und manche unter uns werden aus den Leiden dieses Krieges die an Laodicäa gerichteten Worte des Herrn heraus hören: „Ich überführe und züchtige, so viele ich liebe“. (Offbg. 3, 19.) Der Herr sagt einem jeden von uns heute etwas, worüber wir ernstlich nachzudenken haben.

Vielleicht liegt aus der Vergangenheit eine Sünde auf unserem Wege, die wir dem Herrn noch nicht bekannt haben; und der Herr bringt sie durch Leid und Trübsal in unser Gedächtnis. Es heißt in Ps. 99, 8. 9: „Jehova, unser Gott, du hast ihnen geantwortet! ein vergebender Gott warst du ihnen und ein Rächer ihrer Taten . . . denn heilig ist Jehova, unser Gott“. Laßt uns deshalb, wenn unser Herz uns verurteilt, das Versäumte schnell nachholen und unsere Schuld zu Jesu Füßen legen, damit Er unsere Seele wiederherstelle und wir mit dem Propheten sagen können: „Ich preise dich, Jehova, denn du warst gegen mich erzürnt: dein Zorn hat sich gewendet, und du hast mich getröstet“. (Jes. 12, 1.) Hat Er uns getröstet, dann sind wir wahrlich getröstet, und Er wird — wie im selben Kapitel des Jesaja gesagt ist — wieder „unsere Stärke“ und „unser Gesang“, und wir

„schöpfen von neuem mit Wonne Wasser aus den Quellen des Heils“.

Es kann auch sein, daß wir im Großen und Ganzen die Welt liebgewonnen haben, daß unser Herz irdisch gefinnt gewesen und nicht die Gesinnung Christi gezeigt hat, und da läßt uns der Herr denn die Leiden des Krieges fühlen, um dem Bösen Einhalt zu tun und uns zur Besinnung zu bringen. Er naht mit Heimsuchungen, gebraucht das Feuer der Läuterung, um uns von allem zu reinigen, was uns von Seiner Liebe abirren ließ. Er nimmt uns sichtbare Güter und irdische Freuden, damit wir die himmlischen Güter, die wir in den Tagen, wo äußerlich alles gut ging, mißachteten, wieder schätzen lernen. Er bringt uns in große Herzensnöte; wir lernen von neuem das Rufen aus der Tiefe und kommen so zur Erkenntnis, daß wir den lebendigen Gott nicht missen, Seine Gemeinschaft nicht entbehren können. Wir sehnen uns nach dieser verloren gegangenen Gemeinschaft, sprechen es unter dem Druck der Leiden vor Ihm aus. Wir flehen zu Ihm, erkennen an, daß „wir irrten, bevor wir gedemütigt waren“ (Ps. 119, 67), und klammern uns, wie Jakob, an den Herrn an: „Ich lasse dich nicht los, du habest mich denn gesegnet“. (1. Mose 32, 26.)

Welch ein herrliches Ergebnis, wenn wir so als Sieger durch die schwere Prüfung hindurchgehen, und Welch eine Verherrlichung für den Namen des Herrn! Darauf läuft ja alle Züchtigung hinaus, sie soll Segen für uns, Frucht für den Herrn hervorbringen. Wir lesen ja in Joh. 15, daß nicht nur die unfruchtbaren Aehren als untauglich entfernt werden, sondern

daß auch die fruchtbaren einer Reinigung unterworfen werden, nicht weil sie nicht fruchtbar wären, oder in Gefahr ständen, nicht so fruchtbar zu bleiben wie bisher, sondern auf daß sie mehr Frucht bringen. „Hierin wird mein Vater verherrlicht, daß ihr viel Frucht bringet.“ (Joh. 15, 8.)

Es ist auch möglich, daß wir, ähnlich wie Paulus einen Dorn ins Fleisch erhielt, leiden müssen, damit das Böse, das sich nachträglich zeigen könnte, unten gehalten wird. Der Keim zu vielem Schlechten ist in unseren Herzen, aber die Leiden ersticken ihn oder hindern seine Entwicklung.

In dem Tiegel der Trübsale will uns der Herr von allem befreien, was uns hindert, Frucht zu bringen zu Seiner Ehre. Wie aber der Schmelzer das Stück Gold nicht nur ins Feuer wirft, um es von allen Schlacken zu reinigen, sondern auch, um das edle Metall noch glänzender zu machen, so bewirkt auch bei uns die Läuterung durch Leiden, daß wir mit ungeteiltem Herzen für Gott dastehen und leuchtende, lesbare Briefe Christi werden für eine im Dunkel befindliche Welt, daß wir in allen Kämpfen und Stürmen, sie mögen so schwer sein, wie sie wollen, treu zu Ihm halten und dabei strahlenden Auges dem Psalmisten nachsprechen können: „Wen habe ich im Himmel? und neben dir habe ich an nichts Lust auf der Erde“. (Ps. 73, 25.)

Das kann nur einer sagen, der den Herrn in eigener Leidenszeit kennen gelernt hat, dessen Tränen von Ihm getrocknet, dessen Wunden von Ihm verbunden, und dessen schmerzliche Herzensleere von Seinem

Mitgefühl ausgefüllt ist. Unser Herr weiß, was ein tiefbetrübtes Herz fühlt und nötig hat, weil Er selbst ein Mensch geworden ist und in der Herrlichkeit noch vollkommen das Herz eines Menschen hat. Er begleitet uns, und das Licht Seines Antlitzes und die zarte Liebe Seines Herzens halten uns aufrecht in den schweren Stunden. Er erlaubt es vielleicht, daß die Leiden lange schmerzen und nicht aufhören wollen; inzwischen aber läßt Er das zerrissene Herz Seine Teilnahme genießen auf eine Weise, daß wir uns wegen des überschwenglichen Trostes, den wir empfangen, gern unter die Trübsal beugen.

Das Größte aber, was der Krieg uns gebracht, das ist wohl die durch ihn in unseren Herzen wieder lebendig gemachte Erwartung des baldigen Kommens unseres Herrn. Die Frage nach dem „Warum“ dieser Kriegszeit ist in Bezug auf den Gläubigen beantwortet, sobald er durch all das Leid um ihn her dazu gebracht ist, diese Hoffnung als eine lebendige Wirklichkeit im Herzen zu fühlen, beständig nach dem Aufgehen des glänzenden Morgensterns auszuschaun und sehrend auszurufen: Komm, Herr Jesu!

Sicher in Jesu Hand.

Du bist für mich am Kreuz gestorben,
 Hast mich erlöst mit Deinem Blut;
 Was Du so teuer Dir erworben,
 Das bleibt Dir auch ein teures Gut.
 Hast Du so viel an mich gewandt,
 Reißt mich auch nichts aus Deiner Hand.

Spitta.

Betrachtungen über das Buch Esther.

(Fortsetzung.)

Kapitel 3.

Ha m a n.

Indem wir zur Betrachtung des 3. Kapitels übergehen, dürfen wir seine Verbindung mit den vorhergehenden Kapiteln nicht unbeachtet lassen. Der Hauptgegenstand des 1. Kapitels ist, wie wir hörten, der Ungehorsam der heidnischen Gemahlin. Nach diesen Begebenheiten (Kap. 2, 1) tritt im 2. Kapitel die jüdische Gemahlin auf. Sie ist bezüglich ihrer Abstammung noch vor aller Augen verborgen, wird aber von dem Herrscher schon vor der großen Trübsal, welche über den Überrest von Juda und Benjamin kommen wird, geliebt und anerkannt. Nach diesen Begebenheiten (Kap. 3, 1) haben wir im 3. Kapitel das Auftreten des Erbfeindes, der von dem Haupt der Nationen unterstützt wird und von diesem seine Machtbefugnis erhält. Er wird unter Mitschuld des Reiches der Urheber der großen Trübsal; doch die Gnade Gottes rettet das Volk aus der Hand des Feindes, um Mordekai und Esther den ersten Platz im Königreich zu geben.

Suchen wir jetzt über die Herkunft und den Charakter Hamans Klarheit zu erlangen. Er war ein Sohn Hammedathas, des Agagiter. (B. 1.) Agag ist der Titel der amalekitischen Könige, und wahrscheinlich ein Gattungsname wie „der Pharao“, der Titel des Königs von Ägypten. (Vergl. 1. Sam. 15, 9. 32;

4. Mose 24, 7.) Haman war also aus königlichem Geschlecht. Amalek, das Volk Hamans, stammte durch Eliphas von Esau ab: Ursprünglich ein Fürst, wird er hernach ein Volksstamm von Edom. (Siehe 1. Mose 36, 12. 16.) Unter Hizia sieht man tatsächlich, daß der Überrest von Amalek unter den Edomitern wohnte, das heißt auf dem „Gebirge Seir“, dem Wohnsitz dieser letzteren. (1. Chron. 4, 41—43.) Amalek bewohnte die südöstliche Gegend der Berge von Seir und wahrscheinlich einen Teil der Wüsten Sin und Paran. Diese geographische Lage erklärt das große Interesse, welches Amalek daran hatte (2. Mose 17), sich dem Zuge Israels nach Kanaan in den Weg zu stellen; er bewohnte die ersten Ausläufer der Berge Palästinas und verteidigte dessen Südgrenze (4. Mose 13, 29; 14, 45; 1. Sam. 15, 7; 27, 8), von woher dieses Land am leichtesten zugänglich war.

Wiederholt sehen wir Amalek mit anderen Völkern gegen Israel verbündet; so in Richter 3, 12 und 13 mit Moab, was die Erwähnung Agags in der Weissagung Bileams gegen Balak, den König von Moab, erklärt. (4. Mose 24, 7.) In Richter 6, 3 erscheint er in gemeinsamem Haß gegen das Volk Gottes mit Midian verbunden. Die Amalekiter wurden von Saul (1. Sam. 15), und schließlich von David (1. Sam. 27 u. 30) geschlagen, gemäß der Weissagung Bileams über „den Stern, der hervortritt aus Jakob, und das Scepter, das sich erhebt aus Israel“. Weiterhin sagt der Prophet: „Die erste der Nationen war Amalek, aber sein Letztes wird dem Untergang verfallen“. (4. Mose 24, 17—20.) Die Weissagung von diesem Stern ist bereits in David

erfüllt, sie ist noch zukünftig in Christo, dem Sohne Davids.

Wir haben es also bei Amalek mit dem Feinde des Volkes Gottes zu tun. Amalek war der erste, der sich dem Zuge Israels, als es aus Ägypten auszog, in den Weg stellte (2. Mose 17), der die Schwachen, die Nachzügler eines von dem Wege durch die Wüste ermatteten Volkes ohne Barmherzigkeit verfolgte und niederschlug. Er ist, mit einem Wort, der Feind, das Bild Satans, des Feindes im vollen Sinne des Wortes; er widersezt sich den Gnadenabsichten Gottes gegen Sein Volk.

Ohne die Fürsprache Moses auf dem Berge und ohne Josua hätte er das Volk vernichtet. Als dieses dann von dem Lande Besitz ergriffen hatte, suchte er das Vernichtungswerk im Einzelnen fortzusetzen. Schließlich von David endgültig besiegt, hält er den Kampf noch immer nicht für beendet. Jetzt, wo das Volk in Gefangenschaft, durch seine Untreue aufs tiefste erniedrigt ist, treibt Satan Haman, den Agagiter, an, die armseligen Überreste dieses Volkes auszurotten. Ja, sein geheimer Zweck ist, was wir nicht vergessen wollen, Israel Christo, dem König der Ratschlüsse und Verheißungen Gottes, zu entreißen. Kann es einen schlimmeren Plan satanischer List geben als diesen? In seinen Bemühungen getäuscht, wie dieses Buch uns zeigt, hält sich Satan dennoch nicht für geschlagen. Er wagt sich an das Haupt Israels selbst, an Christum. Er versucht, Ihn bei Seiner Geburt töten zu lassen durch einen neuen Agag, den Mörder von Bethlehem. Auf's neue enttäuscht, wiegelt er am Kreuze die ganze Welt gegen

Christum auf; aber gerade in dem Augenblick, wo er im Tode zu triumphieren glaubt, wird er endgültig besiegt. Dennoch wird er bis zum Ende hin gegen Jehova, Seinen Gesalbten und Sein Volk auftreten. Deshalb hat Jehova geschworen: „Krieg hat Jehova wider Amalek von Geschlecht zu Geschlecht“. (2. Mose 17, 16.) Israel sollte nicht vergessen, das Gedächtnis Amaleks unter dem Himmel auszutilgen (5. Mose 25, 19), ein schreckliches Gericht, dem nichts im Worte zu vergleichen ist, es sei denn das Gericht Edoms, von dem Amalek einen Teil bildete!

kehren wir jedoch zum Buche Esther zurück. Israel ist in Knechtschaft, ohne Schutz und verstoßen; nur einer, der Sproß einer zwar königlichen, aber verworfenen Familie, widersteht dem Agagiter. Alles muß dessen Absichten fördern. Aber wenn er das Volk haßt, so ist es dessen Haupt, an das er will, der einzige, der sich weigert das Knie vor ihm zu beugen und ihm zu huldigen, ein schwaches Bild von dem, der in einer späteren Zeit sich weigert Satan anzuerkennen, als er Ihm von der Höhe des Berges alle Reiche der Erde zeigte. Wird dieser Nachkomme Agags, der plötzlich, man weiß nicht woher, auf dem Schauplatz erscheint, aber gleich mit der höchsten Würde bekleidet wird von dem König der Nationen, der ihn erhebt und seinen Stuhl über alle Fürsten stellt, dieser geschworene Feind Israels, — wird dieser Böse mit seinen Plänen Gelingen haben? Wenn wir uns an das Ende der prophetischen Geschichte Israels versetzen, werden wir uns noch genauer von alledem, was diese Szene bedeutet, Rechenschaft geben können. Wir finden in der Offenbarung

eine Art satanischer Dreieinheit, die gegen Christum und Sein Volk verbündet ist. Da ist zunächst Satan, dessen Geist die Mächte dieser Welt beseelt; dann das Haupt des vierten Weltreiches, wie Ahasveros das Haupt des zweiten ist; und schließlich der Antichrist. Dieser wird, wie Haman von Ahasveros, von dem Herrscher des vierten Reiches erhöht werden. Wird Israel, dieser arme, furchtsame Vogel, dem Netz des Vogelstellers entrinnen können? Ja. Wir erfahren durch die Prophezeiung, daß der ganze satanische Plan, den Überrest Israels zu vernichten, ebenso wenig gelingen wird, wie er in Esthers Geschichte gelungen ist.

Wir haben bereits den Charakter des Ahasveros und den der Esther zu schildern gesucht und uns vorbehalten, denjenigen Mordokais nachher im Laufe der Geschichte näher zu beleuchten und dann kurz zusammenzufassen; doch wir können sogleich das Bild des Feindes zeichnen, der hier so unvermutet auftritt. Dieses Bild setzt sich zusammen aus unbeugsamem Stolz, Überhebung, Selbstvergötterung und grausamem Haß gegen das Volk Gottes und dessen Vertreter. Um sich an diesem letzteren zu rächen, opfert er die ganze Nation. Das Bild wird vervollständigt durch die List und die teuflische Klugheit, die Haman bei diesem Massenmord anwendet. Mit einem Wort, er ist die Verkörperung des Geistes des Bösen. Meint man nicht die Stimme dessen zu hören, der da sagt: „Kommet und lasset uns sie vertilgen, daß sie keine Nation mehr seien, daß nicht mehr gedacht werde des Namens Israel“? (Ps. 83, 4). Wird Mordokai, der arme, schutzlose Mann, widerstehen können? Wird die wunderbare Rettung

des Volkes sich wiederholen, jetzt, wo Israel nicht mehr das Volk Gottes ist, wo es keinen Moses und Aaron mehr gibt, um für dasselbe ins Mittel zu treten, keinen Josua mehr, um es zu führen, und wo ein einziger Befehl des Königs genügt, es ganz zu vernichten? Wird Amalek hier triumphieren, wo Israel ohne Waffen und ohne Hilfsmittel ist?

Hat der Feind über Christum triumphiert, sei es in Bethlehem, oder in der Wüste, oder am Kreuz? Bei allen diesen Gelegenheiten ist der Sieg Christi vollständig gewesen, und zwar zu Gunsten Seines Volkes: am Kreuze durch die Hingabe Seiner selbst, in der Wüste durch die einfache Abhängigkeit von dem Worte Gottes. Doch für Mordokai ist das Wort Gottes stumm. Man findet es nirgendwo in dieser Erzählung erwähnt, und das aus guten Gründen, (obwohl es tatsächlich inmitten des Volkes vorhanden war). Hat Mordokai nun ein Mittel, um dem Tode zu entinnen? Nichts leichter als das, könnte man sagen. Er braucht ja nur das Gebot des Königs anzunehmen und Haman zu huldigen. Aber nein: Mordokai denkt daran, daß für immer Krieg sein soll gegen Amalek. Er wird sich ebensowenig vor dem Agagiter niederwerfen, wie Daniel einst vor Darius. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Männern ist der, daß es Daniel verboten wurde, sich vor Gott niederzuwerfen, während Mordokai geboten wird, sich vor Haman in den Staub zu beugen. Als ein wahres Vorbild von Christo weigert Mordokai sich dessen; er kann wie sein Meister sagen: „Geh hinter mich, Satan!“ Er hat beständig Krieg mit Amalek.

Freilich kann er seiner Umgebung keinen anderen Grund für seine Weigerung angeben als die Tatsache, daß er ein Jude ist. (W. 4.) Er kann nicht, wie Daniel, durch sein Verhalten öffentlich bezeugen, daß er ein Knecht Gottes ist, denn alle könnten zu ihm sagen: „Wo ist dein Gott?“ Das gibt uns die Erklärung dafür, daß Mordokai, obwohl er Esther verbietet, ihre Abstammung kundzutun, gehalten ist, die seinige kundzumachen.*) Diese Kundmachung läßt uns an das schöne Wort des Herrn in Gethsemane denken: „Ich bin's“. Aber während das letztere das Gericht über Christum allein bringt, zur Befreiung der Seinigen, zieht das Bekenntnis Mordokais seinem ganzen Volke die Rache zu. Dieses Verhalten Mordokais ist keineswegs Stolz; er erkennt die Rechte des Hauptes der Nationen über ihn und sein Volk, Rechte, die von Gott als Züchtigung angeordnet sind, völlig an, nicht aber die Rechte Amaleks. Obwohl er unter dem Gericht steht, obwohl er mit dem verworfenen königlichen Geschlecht dem Fleische nach verwandt ist, und Gott dieses nicht mehr anerkennt, gehorcht er nichtsdestoweniger dem Worte Gottes, das er in seinem Herzen bewahrt hat, dadurch daß er sich nicht vor Amalek beugt.

Der Charakter Mordokais ist von großer Schönheit. Wir haben bereits seine liebevolle und zartfühlende Fürsorge für die gefangene Tochter Israels gesehen; wir sehen jetzt seinen mutigen Entschluß, dem

*) Dieses schöne Bekenntnis ist das einzige Zeugnis, das er als Beweis für seine Verbindung mit dem Gott Israels ablegen kann, aber ein Zeugnis, welches genügt, den Zorn des Feindes gegen ihn zu entfesseln.

Gebot Gottes zu gehorchen, indem er, was es ihn auch kosten möge, fest und unerschütterlich in der Würde eines Israeliten wandelt, der allerdings so tief wie nur möglich gesunken ist, trotz allem aber der Gegenstand der unbereubaren Verheißungen und der Auswählung Gottes bleibt.

Ähnlich der Wut des Antichristen gegen diejenigen, welche seine Macht und Autorität nicht anerkennen und sein Malzeichen nicht an Stirn und Hand annehmen wollen, kennt die Wut Hamans gegen einen Mann, der seine Person verachtet und sein Joch nicht auf sich nehmen will, keine Grenzen. Doch es wäre in seinen Augen eine verächtliche Sache gewesen, Mordokai allein umzubringen; er soll in seinem ganzen Volk getroffen werden. Haman wirft das Pur (das Ros), um zu erfahren, wann diese Ausrottung stattfinden soll. Er glaubt an diesen abergläubischen Brauch, ähnlich wie der Antichrist später den „Gott der Festungen“ um Rat fragen wird, denn der ungläubigste Mensch, der Gottesleugner und abergläubisch zugleich ist, muß eine Religion haben — eine Tatsache, die man jeden Tag beobachten kann.

Wasti hatte sich im dritten Jahre des Xhasveros empört, Esther wird des Königs Gemahlin im siebenten, und das Ros wird im Beginn des zwölften Jahres seiner Regierung geworfen. Das Pur weist für die Ermordung der Juden den zwölften Monat an. Warum nicht den dritten oder den vierten, um dem unterdrückten Volke jede Möglichkeit des Entrinnens zu nehmen? Leitet nicht auch hier wie immer die verborgene Vorsehung alles? Was vermag „der Wider-

facher der Juden“ gegen die geheimen Ratschlüsse der Vorsehung? Er ist gezwungen dem Loß, das er befragt hat, zu gehorchen. Hier beginnt bereits sein reißend schneller Lauf dem Tode und Gericht entgegen. Es kostet ihn keine Mühe, den König von der Notwendigkeit, die Juden umzubringen zu überzeugen. „Da ist ein Volk,“ sagt er ihm, „zerstreut und abge sondert unter den Völkern in allen Landschaften deines Königreiches; und ihre Geseze sind von denen jedes anderen Volkes verschieden, und die Geseze des Königs tun sie nicht; und es ist für den König nicht geziemend, sie gewähren zu lassen.“ Haman macht dem König den Vorschlag, ihn durch die Vertilgung dieses Volkes zu bereichern. „Ich will zehntausend Talente Silber in die Hände derer darwägen, welche die Geschäfte besorgen, daß sie es in die Schatzkammern des Königs bringen.“ Ahasveros weist das Geld zurück und liefert das Volk dem Haman aus, „auf daß er damit tue, wie es gut sei in seinen Augen“. Welch eine Gleichgültigkeit und Herzenshär tigkeit bei diesem König! Der Name Israel hat für ihn keine Bedeutung: Er erklärt Jehova, den seine Väter gekannt hatten, den er aber nicht kennt, den Krieg, und das Schicksal einer Menge seiner Untertanen ist ihm völlig gleichgültig. Ein Günstling, ein böser Mensch, hat — es ist schrecklich — in den Augen eines Herrschers, dem an seinen Völkern gelegen sein sollte, größere Wichtigkeit als das Bestehen einer ganzen Nation! Wie ganz anders geartet ist er als sein Vater Darius und sein Vorfahr Kores! Dieser Befehl, der alle Provinzen des Reiches umfaßt, wird ohne Zweifel auch den Überrest in Jerusalem treffen und vertilgen,

der auf Befehl des Aores wieder dorthin gebracht und durch seine Nachfolger dort erhalten worden ist. Aber der König denkt daran nicht. „Tue, wie es gut ist in deinen Augen“, sagt er. Das heißt: Tue das Böse ungestraft! Der königliche Ring schmückt Hamans Hand, welche damit das Siegel auf die Mordbefehle drückt.

Haman schreibt „im Namen des Königs“ und gibt sich damit den Anschein, als ob er in dem, was er selbst beschlossen und befohlen hat, dessen ergebenere Diener sei. Ähnliche Umstände werden sich am Ende der Zeiten wiederholen. Der Antichrist wird sich zum Diener des römischen Tieres machen (Offbg. 13, 14—16), um seine eigenen Pläne zur Ausführung zu bringen. Der satanische Plan Hamans hat zum Ausgangspunkt den Stolz und Ehrgeiz des Menschen, der lieber alles unter seine Füße zertreten als es Christo unterworfen sehen will. Der Erlaß gelangt schnell in die Provinzen des ungeheuren Reiches vermöge einer für die damalige Zeit bewunderungswürdigen Beförderungsart.

„Der König und Haman saßen und tranken“ während dieser Zeit. Auf der einen Seite war Gewissenlosigkeit, auf der anderen satanische Freude am Bösen. Der Wein, aus welchem der Mensch Vergessen schöpft, der ihn in seiner Gleichgültigkeit erhält, der Gewalttat erzeugt und Freude an dem sittlichen Verderben auf dem Trümmerfelde, das der Mensch geschaffen hat, — der Wein besiegelt dieses vertraute Bündnis zwischen dem Fürsten der Finsternis und dem vergötterten Herrscher der Nationen.

Die Stadt Susan, an alles andere als an solche Schlächtereien gewöhnt, die Stadt des Brunks, der

Vergnügungen und einer verfeinerten Kultur, war in Bestürzung, während die große Zahl der dort wohnenden Juden durch diese unerwarteten Nachrichten buchstäblich zermalmt wurde.

Noch zwölf Monate, und das Morden wird vorüber sein. Alle Beute des Volkes wird dem Amalekiter gehören. Noch zwölf Monate . . . doch der vor aller Augen verborgene Gott wacht, und Sein Gericht ist nahe.

Kapitel 4.

Die große Drangsal.

Das Todesurteil ist gesprochen. Der ganze Überrest von Juda und Benjamin wird von diesem Verderben bedroht, und kein menschliches Gesetz kann etwas daran ändern, denn der Erlaß ist unwiderruflich.*)

Mordokai läuft mit zerrissenen Kleidern, mit Sacktuch bedeckt und mit Asche auf seinem Haupte, durch die Stadt und macht seinem Schmerz durch ein „lautes und bitterliches Geschrei“ Luft. Er hat selbst keinen Zutritt mehr in das Tor des Königs, denn Trauer und Seufzer werden in dessen Gegenwart nicht geduldet. Überall in den Landschaften ist Trauer bei den Juden, Fasten, Weinen und Wehklage. Esther selbst gerät sehr

*) Wie wir weiter oben gesagt haben, wird in Esther, entsprechend dem ganzen Plan dieses Buches, welches eine bildliche Zwischenhandlung in der Geschichte des gefangenen Volkes darstellt, von dem nach Judäa zurückgekehrten Volke nicht geredet. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß auch dieses von dem Blutbad betroffen werden soll; denn man sieht es in Esra und Nehemia dem eingefleischten Haß seiner Feinde preisgegeben.

in Angst. Erblicken wir hier nicht ein schwaches Bild von der zukünftigen „großen Drangsal, dergleichen von Anfang der Welt bis jeshin nicht gewesen ist, noch je sein wird“, so daß, „wenn jene Tage nicht verkürzt würden, kein Fleisch gerettet werden würde“? (Matth. 24, 21. 22.) Doch wie kann man überhaupt von Hilfe reden, wenn es deren keine gibt, und wenn jeder Zugang zu einem gerechter Weise erzürnten Gott abgeschnitten ist? Das ist es, was tatsächlich das Wesen dieser beispiellosen Drangsal ausmachen wird. Wenn das Haupt der Nationen, gleichgültig gegenüber dem Bösen, das Volk den Händen seines herz- und gewissenlosen Feindes überliefert, zu wem soll es dann seine Zuflucht nehmen? Da ist kein Hoffnungsstrahl mehr!

Doch — einer bleibt noch, allerdings ein sehr schwacher, nämlich daß Esther „zu dem König hineingehe, ihn um Gnade anzusehen und für ihr Volk vor ihm zu bitten“. Mordokai gebietet es ihr; doch wozu nützt dieses Gebot, da selbst der Zugang zum König verschlossen ist? Esther trägt ihrem Voten auf, diese Tatsache Mordokai mitzuteilen: „Alle Knechte des Königs und das Volk der Landschaften des Königs wissen, daß für einen jeden, Mann und Weib, der zu dem König in den inneren Hof hineingeht, ohne daß er gerufen wird, ein Gesetz gilt, nämlich daß er getötet werde; denjenigen ausgenommen, welchem der König das goldene Scepter entgegenreicht, daß er am Leben bleibe; ich aber bin seit nunmehr dreißig Tagen nicht gerufen worden, um zu dem König hineinzugehen.“ (B.11.) Wenn Esther vor Ahasveros erscheint, ohne dazu aufgefordert zu sein, — und er hat sie seit dreißig Tagen

vernachlässigt — so wird sie getötet werden, es sei denn, — eine schwache Möglichkeit — daß es dem König gefallen sollte, ihr das goldene Scepter entgegenzureichen. Das einzige Mittel zu entrinnen ist also die Gnade dessen, der mit der höchsten Gewalt bekleidet ist. Kann aber Esther auf diese Gnade rechnen? Keineswegs; alles hängt vom Wohlgefallen des Königs ab. Kann man aber auf das Wohlgefallen eines Mannes hoffen, der gerade mit einem Wort ein ganzes Volk von der Liste der Lebenden gestrichen hat? Soll man sich an Gott wenden? Gott verbirgt sich. Sich demütigen? Ja, gewiß, trauern, seufzen, klagen, die Sünde anerkennen, die das Volk, welches früher das Volk Gottes genannt wurde, in eine solch schreckliche Lage gebracht hat. Wird aber auch das laute und bitterliche Geschrei ein Echo finden? Wer weiß es? Diese Drangsalzeit kann also nur durch ein aus dem Munde des höchsten Richters kommendes Wort der Gnade beendet werden. Mordokai versteht das. „Denke nicht in deinem Herzen“, sagt er, „daß du im Hause des Königs allein vor allen Juden entkommen werdest“, wenn du nicht das eine und alleinige Mittel dazu ergreifst. „Denn wenn du in dieser Zeit irgend schweigst, so wird Befreiung und Errettung für die Juden von einem andern Orte her erstehen; du aber und deines Vaters Haus, ihr werdet umkommen.“ Hier zeigt sich der Glaube Mordokais: Er hält entschlossen an der Rettung fest, wie und woher sie auch kommen möge. „Und wer weiß, ob du nicht für eine Zeit, wie diese, zum Königtum gelangt bist?“ Könnte es nicht sein, daß die verborgenen Wege der Vorsehung dich im Blick auf diese Zeit der höchsten Not auf den

Thron gebracht haben? Esthers Antwort an Mordokai zeigt ihre Weisheit, ihren Glauben, ihre Hingebung, ihre Aufopferung und Liebe für ihr Volk: „Gehe hin, versammle alle Juden, die sich in Susan befinden; und fastet meinethalben, und esset nicht und trinket nicht drei Tage lang, Nacht und Tag; auch ich werde mit meinen Mägden ebenso fasten. Und alsdann will ich zu dem König hineingehen, was nicht nach dem Gesetz ist; und wenn ich umkomme, so komme ich um!“ Der ungewisse, aber durch anscheinend unübersteigliche Schwierigkeiten versperrte Ausweg, daß sie vielleicht Gnade finde, läßt sie das Gesetz als nicht bestehend betrachten, und wenn sie keine Gnade findet, will sie, wenn es sein muß, den Tod, den das Gesetz androht, erleiden. Esther gehorcht dem Befehle Mordokais, und dieser tut nach allem, was Esther ihm geboten hat.

Fürwahr, ein wunderbares Schauspiel! Die Drangsal erweckt in den Herzen dieser Gläubigen eine völlige Gemeinschaft und alle die Gefühle der Hingebung und Aufopferung, welche Gott billigen und anerkennen kann. Die Wege Gottes mit ihnen bringen bei diesen Heimgesuchten den Glauben hervor, da sie nur in der Gnade eine noch ungewisse Hilfsquelle haben, deren sie sich nicht würdig fühlen. Doch wie dem auch sei, „der Glaube ist eine Verwirklichung dessen, was man hofft“, und das Wort Mordokais: „Befreiung und Errettung wird von einem anderen Orte her erstehen“, ist der Beweis davon. Ist es nicht das Gegenstück der Worte: „Bis wann?“ die in den Psalmen unter ähnlichen Umständen so oft wiederkehren?

Doch das alles führt zu dem Schluß, daß es jetzt nötig ist, daß Esther sich zu erkennen gibt: Die große Drangsal bringt den Charakter des jüdischen Überrestes ans Licht. Bis dahin war Esther verborgen geblieben, aber jetzt, in der Prüfung, wird ihre Herkunft offen zutage treten. In dem Augenblick, wo Gott einschreitet, wird die Nation öffentlich anerkannt werden. Das Zeugnis der Gemahlin sproßt aus der Verfolgung hervor, wird in seiner ganzen Schönheit erglänzen und entsteht in der Drangsal; aber es ist gegründet auf die Gnade.

Die Stunde wird endlich schlagen, wo die Nationen nicht mehr sagen werden: „Wo ist dein Gott?“
(Fortsetzung folgt.)

Jissaschar und Sebulon.

Nach einer längeren Unterbrechung, während welcher dem Jakob von den beiden Mägden vier Knaben geboren wurden, brachte Lea wiederum zwei und zwar ihre letzten Söhne zur Welt, den Jissaschar und später den Sebulon.

Mit verschiedenartigen Gefühlen nahm die Mutter sie aus der Hand Gottes an.

Als Jissaschar geboren wurde, sagte sie: „Gott hat mir meinen Lohn gegeben, daß ich meine Magd meinem Manne gegeben habe! Und sie gab ihm den Namen Jissaschar“, d. h.: „Er bringt Lohn“ oder: „Gott hat mir gelohnt“. Dagegen begrüßte sie die Ankunft ihres Jüngsten mit den Worten: „Mir hat Gott ein schönes Geschenk gegeben; diesmal wird

mein Mann bei mir wohnen, denn ich habe ihm sechs Söhne geboren! Und sie gab ihm den Namen **Sebulon**“, d. h. Wohnung. (1. Mose 30, 18—20.)

In Issaschar erblickte Lea einen Lohn für ihre Mühe, in Sebulon ein unverdientes, gnädiges Geschenk.

Viele Mühe hatte sich Lea gegeben, um die Liebe Jakobs von Rahel auf sich zu lenken. Und als eines Tages ihr Sohn Ruben auf dem Felde Dudaim (Mraunen oder auch, wie in Hohelied 7, 13, Liebesäpfel genannt) gefunden hatte, brachte sie es über sich, diese nach damaligem Aberglauben Glück und Fruchtbarkeit bringende Frucht ihrer Schwester unter der Bedingung zu überlassen, daß die Zuneigung Jakobs an sie abgetreten würde. (1. Mose 30, 14. 15.)

Vor der Geburt Sebulons hatte sie dagegen auf alle Mühe, auf alle Berechnung, um Jakobs Liebe an sich zu ziehen, verzichtet. Da ging es ihr nicht um Lohn, sondern um lauter Liebe. Sie betrachtete das Kind als ein Gnadengeschenk Gottes und war der frohen Hoffnung, daß von jetzt ab ihr die Liebe des Mannes gesichert sei, und daß Jakob dauernd bei ihr wohnen würde. Darum nannte sie das Kind Sebulon, d. h. Wohnung.

Die Gedanken und Empfindungen, welche die Mutter bei der Geburt der beiden Kinder erfüllten, finden sich in dem späteren Leben der heranwachsenden Knaben in etwas ausgeprägt und geben ihrem Charakter eine gewisse Färbung.

Ein jeder, dem es um Lohn geht, scheut keine Mühe, keine Arbeit. Der Gedanke an den Lohn ver-

füßt ihm alle Anstrengung. Ein Lohnsüchtiger läuft sogar Gefahr, seine persönliche Freiheit zum Opfer zu bringen, sich für andere zu plagen, anderen knechtisch zu dienen, nur um des Lohnes willen. So wundert uns denn die Weissagung Jakobs auf dem Sterbebett nicht: „Issaschar ist ein knochiger Esel, der sich lagert zwischen den Hürden. Und er sieht, daß die Ruhe gut, und daß das Land lieblich ist; und er beugt seine Schulter zum Lasttragen und wird zum fronpflichtigen Knecht.“ (1. Mose 49, 14. 15.) Der Vergleich mit dem „knochigen Esel“ wird uns verständlich, wenn wir uns daran erinnern, daß, nach Berichten aus dem 2. und 5. Buche Mose, die Esel außer den Rindern die einzigen Arbeitstiere in Kanaan waren. Issaschar ließ denn auch die auf seinem in Jos. 19, 17—22 beschriebenen Erbteil vielfach gebotene Gelegenheit zu lohnendem Verdienst bei durchreisenden Kaufleuten nicht unbenuzt und erfreute sich einer wohlthuenden Ruhe in seinem den Landbau und die Viehzucht reichlich lohnenden Lande. Und da ein jeder, dem der Lohn seiner Mühe vor den Augen schwebt, immer berechnender wird, so bekam auch dieser Sohn der Lea mit der Zeit einen scharfen Blick und klaren Verstand zur Ausnutzung jedes Vorteils. So wird denn den zu David gekommenen Hauptleuten aus Issaschar nachgerühmt, daß sie „Einsicht hatten in die Zeiten, um zu wissen, was Israel tun mußte; alle ihre Brüder folgten ihrem Befehl“. (1. Chron. 12, 32.) Sie waren Männer, welche eine klare Beurteilung der jedesmaligen Zeitverhältnisse und eine praktische Klugheit besaßen, allemal das für den Augenblick Ersprießliche zu erkennen und das Volk demgemäß zu leiten.

Ganz anders geartet war Sebulon.

In den beiden von Jakob und von Mose über ihn ausgesprochenen Segensworten ist von Kraft, oder von einer Anstrengung, die belohnt wird, keine Rede; aller Segen kommt ihm aus freier Gnade, als ein Geschenk von oben zu. „Sebulon, am Gestade der Meere wird er wohnen, und am Gestade der Schiffe wird er sein, und seine Seite gegen Sidon hin.“ (1. Mose 49, 13.) „Sie werden saugen die Fülle der Meere und die verborgenen Schätze des Sandes.“ (5. Mose 33, 19.)

Im Gegensatz zu Jissaschar, der in der Bebauung seiner heimatlichen Scholle seinen Beruf fand, und dem zugerufen wurde: „Freue dich, Jissaschar, deiner Belte!“ wird Sebulon auf den Handel außerhalb seines Erbtheils hingewiesen. „Freue dich, Sebulon, deines Auszugs!“ (5. Mose 33, 18.)

Jissaschar, der fleißige Landmann, mußte tüchtig arbeiten, pflügen, säen, ernten, um den Lohn seiner Mühe einzuholen. Der Boden gab seinen Ertrag nicht umsonst.

Sebulon dagegen wurde auf das Meer hingewiesen, welches nicht verpachtet, und dessen Benutzung nicht bezahlt wird. Die See gibt ihre Schätze auch nicht als Lohn für vorherige Arbeit heraus, sondern erlaubt ein freies Nehmen. Alles fällt dem Fischer gleichsam aus Gnaden zu. Er braucht seine Netze nur ins Wasser zu werfen und sie, wenn sie mit den von Gott hineingesandten Fischen gefüllt sind, wieder herauszuholen. Und dieser Segen ward dem Sebulon als ein unverdientes, ihm erbrechtlich gar nicht zustehendes Geschenk. Sein Stammgebiet (Jos. 19, 10—16) be-

rührte weder das Mittelländische Meer, noch den See Genesareth; und von den Vorteilen des sidonischen Küstengebiets, der Schiffahrt und der Fischerei, konnte er nur auf Kosten seiner Grenznachbarn Gebrauch machen. So hat es denn, wie die Geschichte lehrt, Sebulon verstanden, sich durch Beteiligung am Seehandel, durch Fischerei und durch das Sammeln der wertvollen, den Purpur liefernden Meerschnecken außerordentlich zu bereichern, gerade wie Mose es vorausgesagt hat: „Sie werden saugen die Fülle der Meere und die verborgenen Schätze des Sandes“. — Die kostbarsten Schätze göttlichen Segens wurden aber der Gegend von Sebulon zu teil, als „dem Volke, das im Finstern wandelte, ein großes Licht“ erschien (Jes. 9), als unser Herr dort wohnte und das Land durchpilgerte. Nazareth lag in Sebulon und ebenso Kana, wo das Wasser der Reinigung in den Wein der Freude für das Hochzeitsfest verwandelt wurde.

Auch uns fallen alle göttlichen Segnungen unverdient zu, nicht als eine Belohnung für unser Tun, nicht als ein Lohn, der uns gebührt. Durch eigenes Kämpfen und Ringen können wir nichts davon erlangen, wir können nur in der Stille vor Gott den Reichtum Seiner Gnade, den Er uns umsonst und ohne irgend welche Gegengabe unsererseits anbietet, uns zueignen. Mit unserer eigenen Kraft und Mühe waren wir zu Ende, als wir das herrliche Geschenk: Vergebung, Gerechtigkeit, Frieden und Freude als unverdiente Gabe aus Seiner Hand empfangen. Und selbst in dem täglichen Kampf mit Welt und Sünde, die uns dieses Ge-

schenk immer wieder streitig machen wollen, siegen wir nicht durch eigene Anstrengung, sondern nur dadurch, daß unser Blick unverwandt auf Christum gerichtet ist, der das Geheimnis des Sieges in Seiner Hand hält.

Ja, alle Gnadengaben, nach denen unsere erneuerte Seele sich sehnt, können wir nicht durch Anstrengung erwerben, wir können sie aber erlangen. In Jesu sind sie für uns da und warten auf uns. Wir brauchen nur zuzugreifen. Unsere Aufgabe ist, zu „ergreifen“, nicht zu „erwerben“. Fallen denn diese Segnungen uns einfach in den Schoß? Haben wir gar nichts dabei zu tun? O ja! Sebulon mußte die Neze auswerfen, mußte sich mühen, den Segen aus dem Wasser zu holen, mußte die Fische zubereiten und mit Fleiß sie in den Handel bringen, bevor er den Segen sein eigen nennen konnte. Genau so ist es bei uns. Die Fülle der Gnade und Kraft, die in Christo ist, zu erwerben, durch unsere Arbeit zu erkaufen, ist einfach unmöglich; sie liegt als ein Geschenk vor uns, aber unsere Aufgabe ist, diese Fülle zu ergreifen und zu verwerten.

Dieser Bewertung stellt sich unser Ich, die Welt und Satan hindernd in den Weg, und es bedarf nicht nur eines einmaligen Herzensentschlusses, sondern auch einer dauernden geistlichen Energie, einer rückhaltlosen Selbstverleugnung und eines treuen, hingebenden Fleißes, um dem Herrn in wohlgefälliger Weise dienen zu können und den Segen zu erlangen, der in einem solchen Dienste liegt.

Wir sind Knechte und Mägde Jesu Christi, aber nicht in dem Sinne, als hätten wir uns Ihm freiwillig für eine gewisse Zeit vermietet, als hätten wir uns

Ihm gegen einen bestimmten Lohn zu einer bestimmten Arbeit verpflichtet, so daß wir frei wären, das Verhältnis nach vorhergegangener Kündigung beliebig zu lösen. Nein, wir waren einst ja Feinde Christi, wollten nichts von Ihm wissen; wir waren Sklaven der Sünde und standen unter der Herrschaft Satans, des Fürsten dieser Welt, der uns durch die Lüfte unserer Herzen gefangen hielt. Aus diesem elenden Zustande wurden wir befreit, als wir das Evangelium Gottes im Glaubensgehorsam annahmen, und sind von da ab nicht mehr Sklaven Satans, sondern Sklaven Jesu Christi, unseres Befreiers, Leibeigene unseres Herrn. Er hat uns um einen hohen Preis erkaufte, und wir gehören Ihm nun nach Leib und Seele für immer an. Deshalb nennen wir Ihn auch freudigen Herzens unseren Herrn, erkennen Seine Autorität und Sein Recht, uns zu gebieten, willig an, beugen uns vor Seinem Wort und begehren Ihm zu gehorchen. Sein Wille ist allein für uns maßgebend. Er ist unser Herr, und wir sind Seine Sklaven, die kein Recht mehr haben, über sich selbst zu bestimmen, das aber auch gar nicht wollen, denn sie sind nicht Sklaven in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, Menschen, die unter einem harten, schweren Joch seufzen und nach Befreiung sich sehnen. Nein, ihr Herr liebt sie mit der treuesten Liebe. Er betrachtet sie nicht als Knechte, welche einfach die Gebote ihres Herrn zu empfangen und auszuführen haben, sondern hat sie in ein nahe, inniges Verhältnis mit sich selbst gebracht. Als Er noch auf Erden war und Seinen Jüngern Gebote gab, sagte Er ihnen, daß, wer Ihn liebt, die-

selben halten würde. (Vergl. Joh. 14, 21.) Ja noch mehr. Er berief sie zu der Vertraulichkeit von Freunden. „Ich nenne euch nicht mehr Knechte (Skaven)“, so sagt Er, „denn der Knecht (Sklave) weiß nicht, was sein Herr tut; aber ich habe euch Freunde genannt, weil ich alles, was ich von meinem Vater gehört, euch kundgetan habe.“ (Joh. 15, 15.)

Das ist also unser Verhältnis zu Christo: wir sind Seine Skaven und zugleich Seine Freunde. Er hat Sein Leben für uns gelassen. Er ist gestorben und auferweckt worden, und wir mit Ihm. Wenn wir daher für Ihn zu leben, in allem nach Seinem Willen, nach Seinen Gedanken zu fragen und ohne Zögern danach zu handeln begehren, so ist das das naturgemäße Ergebnis eines dankbaren, liebenden Herzens. Wir sind mit Freuden Seine Skaven und singen:

Sein Sklave sein ist größ're Ehre,
Als König über Land und Heere.

Wir sind nicht Knechte, die mit ihren eigenen Gedanken zu Räte gehen und Lohn für ihr Tun beanspruchen können, oder jederzeit aus dem Dienstverhältnis austreten dürfen. Liebe, nicht Pflichtgefühl, ist die Kette, die uns an Seinen gesegneten Dienst fesselt, wie einer, der sich freudig Sklave Christi nennt (Phil. 1, 1), gesagt hat: „Die Liebe des Christus drängt uns“. (2. Kor. 5, 14.) Wir haben Seine Liebe zu uns erkannt und erfahren, und die unsrige leuchtet nun in jeder Dienstleistung.

Liebe ist der einzige Beweggrund unseres Dienens, und wir ergreifen die Gnadengaben aus der Hand unseres teuren Herrn als ein unverdientes Geschenk.

Seinen Willen als unsere einzige Regel kennend, dienen wir Ihm mit einfältigem Herzen, und Er schenkt uns die Ehre, als Seine Streiter dazustehen und Siege für Ihn zu erringen. Stets bereit, Seinem Rufe zu folgen, kämpfen wir in Ordnung, streng nach Seinen Gedanken und mit einem ungetheilten Herzen, so wie es das Wort von Sebulon rühmt: „Sie zogen zum Heere aus mit allen Kriegswaffen, zum Kampfe bereit, und zwar um sich in Schlachtreihen zu ordnen mit ungetheiltem Herzen“. (1. Chron. 12, 33.)

Einsam und elend.

„Einsam und elend bin ich“, klagt David in Psalm 25, 16. „Einsam und elend“ — eine Welt von Schmerz umfassen diese zwei Wörter. Und heute, wo der schreckliche Krieg grausam in so viele Familienleben hineingegriffen und hier den Mann oder Sohn, dort den Vater, Bruder oder Bräutigam durch den Tod hinweggerafft hat, gibt es auch in unserer Mitte so manche müde, trauernde Seele, die mit David zu Gott schreit: „Wende Dich zu mir und sei mir gnädig! denn einsam und elend bin ich.“

Oft hat sie vordem erfahren, daß Gott gnädig ist und jedes Seiner Kinder unaussprechlich liebt — und nun dieser schmerzende Schlag! Oft hat sie sich früher an den Tröstungen des Herrn erquickt, „der mit den Müden ein Wort zu reden weiß zur rechten Zeit“ — jetzt aber fühlt sie keinen Trost. Dieses Leiden ist zu schwer; einsam und elend pilgert sie dahin. Die

Seele ist zu niedergedrückt, als daß sie von ihrem Schmerz abzusehen und vertrauensvoll nach oben zu blicken vermöchte; vielleicht ist sie auch durch das Leid erbittert und weigert sich, sich trösten zu lassen.

Es geht ihr dann, wie dem Liedersänger Asaph in Psalm 77, der sich auch der Verzweiflung nahe fühlte und zwar „am Tage der Drangsal den Herrn suchte“, aber nicht bis in Seine Gegenwart drang, dahin, wo man selbst nichts, und Gott alles ist. Ruhelos, ohne Schlaf wälzte er sich auf seinem Nachtlager; unruhig „war seine Hand ausgestreckt“, sein erbitterter Geist wandte sich ab, „seine Seele weigerte sich getröstet zu werden“. „Er stöhnte“ in dem Unwillen darüber, daß Gott ihn, der doch so manches Loblied zum Preise Jehovas gesungen und „des Nachts mit seinem Saitenspiel“ begleitet hatte, ein solches Leid hatte treffen lassen. Stumpf von allem Grübeln, wird er endlich ganz in sich gekehrt und „redet nicht“ mehr mit Gott. Aber sein Geist beschäftigt sich um so mehr mit sich, mit seinem Schmerz, mit seiner Trauer, bis „er ermattet“; und schließlich schleicht der Zweifel an Gottes Güte und Treue in sein wundes Herz. „Ist zu Ende Seine Güte für immer? Hat das Wort aufgehört von Geschlecht zu Geschlecht? Hat Gott vergessen gnädig zu sein? Hat Er im Zorn verschlossen Seine Erbarmungen?“

Asaphs Kummer war so groß, daß er sich völlig vergaß und wie ein Ungläubiger redete; jetzt war er wirklich einsam und elend.

Aber Gott sei gepriesen! Er blieb nicht in dieser Tiefe. Gott sendet Licht in seine verdüsterte Seele und

führt ihn zu lichten Höhen. Er richtet das Auge des Tiefbekümmerten auf „die rechte Hand des Höchsten“, erinnert ihn „an die Taten des Jah“ und „an Seine Wunder von alters her“ und bringt ihn „zum Nachdenken über all Sein Tun“, „zum Sinnen über Seine Taten“. Vor den Augen des unglücklichen Asaph steht wieder der Gott, der „gerecht ist in allen Seinen Wegen und gütig in allen Seinen Taten“ (Ps. 145, 17), und er findet die sich geziemende Ehrfurcht, die im Schmerz verlassene demütige Stellung wieder. „Gott!“ sagt er, „Dein Weg ist im Heiligtum; wer ist ein großer Gott wie Gott?“

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo dieser große Gott sich ihm offenbaren konnte als der Erlöser Seines Volkes, als der Rächer an Seinen Feinden, und als der Jehova, „dessen das Verborgene ist“ (5. Mose 29, 29), vor dessen Rätseln der menschliche Mund verstummen muß. „Im Meere ist Sein Weg, und Seine Pfade in großen Wassern, und Seine Fußstapfen sind nicht bekannt.“ Asaph durfte das tröstende und ihn wieder aufrichtende Wort hören, daß Jehova Sein Volk durch die Wüste geleitet hatte, in aller Sorgfalt, in aller Liebe, „wie eine Herde“ — Er, der große, heilige Gott, der treue Hirte.

Teurer Leser! Blutet dein Herz unter der Last des Kammers? Möchte dann die Erinnerung an Asaph dich ermutigen, dein ganzes Inneres dem Herrn auszuschnitten! Er will so gerne trösten. „Wie einen, den seine Mutter tröstet, also werde ich euch trösten; und in Jerusalem sollt ihr getröstet werden“ (Jes. 66, 13), so läßt Er Seinem irdischen Volke durch den Propheten

sagen. Denke daran, daß das Herz Jesu voll des zärtlichsten Mitgefühls ist. Er fühlt deinen Kummer mit, zählt deine Seufzer, sammelt deine Tränen.

Dort auf dem Throne Gottes, zur Rechten der Majestät in den Himmeln, schlägt ein Herz, auf dessen Mitgefühl du sicher rechnen kannst. Dein vereinsamtes Leben fühlt eine schmerzliche Leere — o gehe hin zu Ihm und laß diese Leere ausfüllen mit den reichen Tröstungen, die Seinem Herzen entfließen! Dein beunruhigter und geängstigter Geist wird erquickt werden. Denke daran, daß Er gesagt hat: „Ich will dich nicht versäumen, noch dich verlassen“ (Hebr. 13, 5), und laß dir an Seiner Gnade genügen! Du bist Sein, und weil du Sein bist, darfst du mit dem Psalmisten das kürzeste aller Gebete vor Gott bringen: „Ich bin Dein, rette mich!“ (Ps. 119, 94.) Er hat dich in Seine Arme genommen, gerade wie man ein geliebtes Kind in seine Arme nimmt. Das ist mehr als Errettung und Sündenvergebung. Ist dein Kummer noch so groß und die Bürde noch so schwer, du kannst doch immer sagen: „Unter mir sind ewige Arme“. (5. Mose 33, 27.) Du brauchst nichts allein zu tragen. „Tag für Tag trägt Er unsere Last.“ (Ps. 68, 19.) Und Er wird nicht müde von diesem Tragen, denn Sein sind „ewige Arme“.

So ergib dich denn in Seinen Willen, welcher Schmerz dich auch getroffen haben mag, lege alles in Seine Hände und sage: Dein Wille, nicht der meinige geschehe! Sage es in aller Demut, nicht in oberflächlicher Weise und mit stolzem Mut, wie der Feldherr Joab: „Jehova wird tun was gut ist in Seinen Au-

gen“ (2. Sam. 10, 12); sage es auch nicht in stumpfer Ergebung, wie der alte Eli: „Er ist Jehova; Er tue was gut ist in Seinen Augen“. (1. Sam. 3, 18.) Mein, sprich in festem Vertrauen, wie einst David, als er vor Absalom floh: „Hier bin ich, mag Er mit mir tun, wie es gut ist in Seinen Augen“. (2. Sam. 15, 26.) Sage es schweigend, in völligem Aufgehen des eigenen Willens in den Willen Gottes — so wie es von der Versammlung in Cäsarea geschrieben steht, die in der Furcht, Paulus zu verlieren, im Gebet und in Tränen versammelt war und den Apostel bat, nicht nach Jerusalem hinaufzuziehen. „Als Paulus sich aber nicht überreden ließ, schwiegen wir und sprachen: Der Wille des Herrn geschehe!“ (Apostelg. 21, 14.)

Gedanken.

Wenn wir auf die Menschen oder auf die Umstände schauen und von ihnen etwas erwarten, werden wir schwach und immer schwächer. Schauen und harren wir aber auf Gott, so wird Er uns Kraftlosen fort und fort die Stärke mehren.

Wir können die Waffenrüstung Gottes in all ihren einzelnen Teilen wie Kunstverständige betrachten und sie bewundern, ohne sie anzuziehen. Die einfache Seele zieht sie an, während eine andere, vielleicht mit mehr Erkenntnis begabte, sich damit begnügt, sie zu untersuchen.

Zur Jahreswende.

Sinnend schaut zur Jahreswende
 Manches Auge in die Ferne;
 Was das neue Jahr wohl bringe,
 Ach! man wüßte es so gerne!

Würde Gott den Schleier lüften,
 Wäre es willkommne Gabe?
 Schon im voraus trauernd stehen
 An so mancher Hoffnung Grabe?

Statt im Glauben aufzuschauen,
 — Eines Kindes hohe Würde —
 Schmerz und Leiden sich zu mehren,
 Doppelt tragen jede Würde?

Nein, der Vater, dessen Güte
 Uns umgibt auf unfrem Pfade,
 Der mit Namen uns gerufen,
 Schenkt uns ungleich größ're Gnade.

Höret, was Er Seinem Knechte
 Einst am Sinai versprochen,
 Als das Volk, das heißgeliebte,
 Eben Gottes Bund gebrochen:

Sieh, mein Angesicht geht mit dir,
 Fürchte nicht der Wüste Schrecken!
 Und dir werd' ich Ruhe geben,
 Meine Rechte wird dich decken.

Ja, bei mir, auf Felsenboden,
 Ist ein Ort, da sollst du stehen,
 In der Felsenkluft geborgen,
 Sollst du mich von hinten sehen.